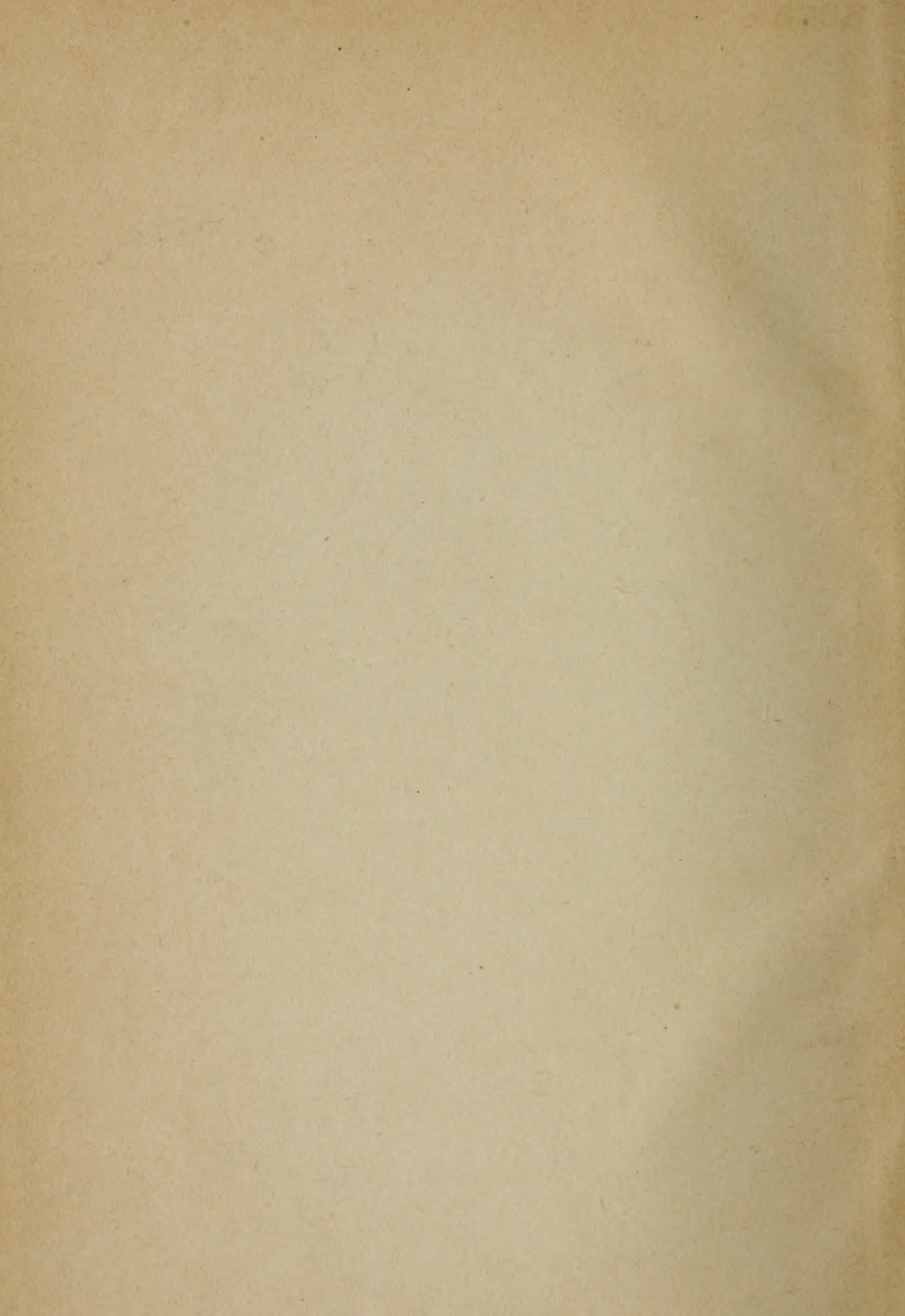
Zeitgenössische Dichtung des Elsasses

VERLAG LUDOLF BEUST
STRASSBURG





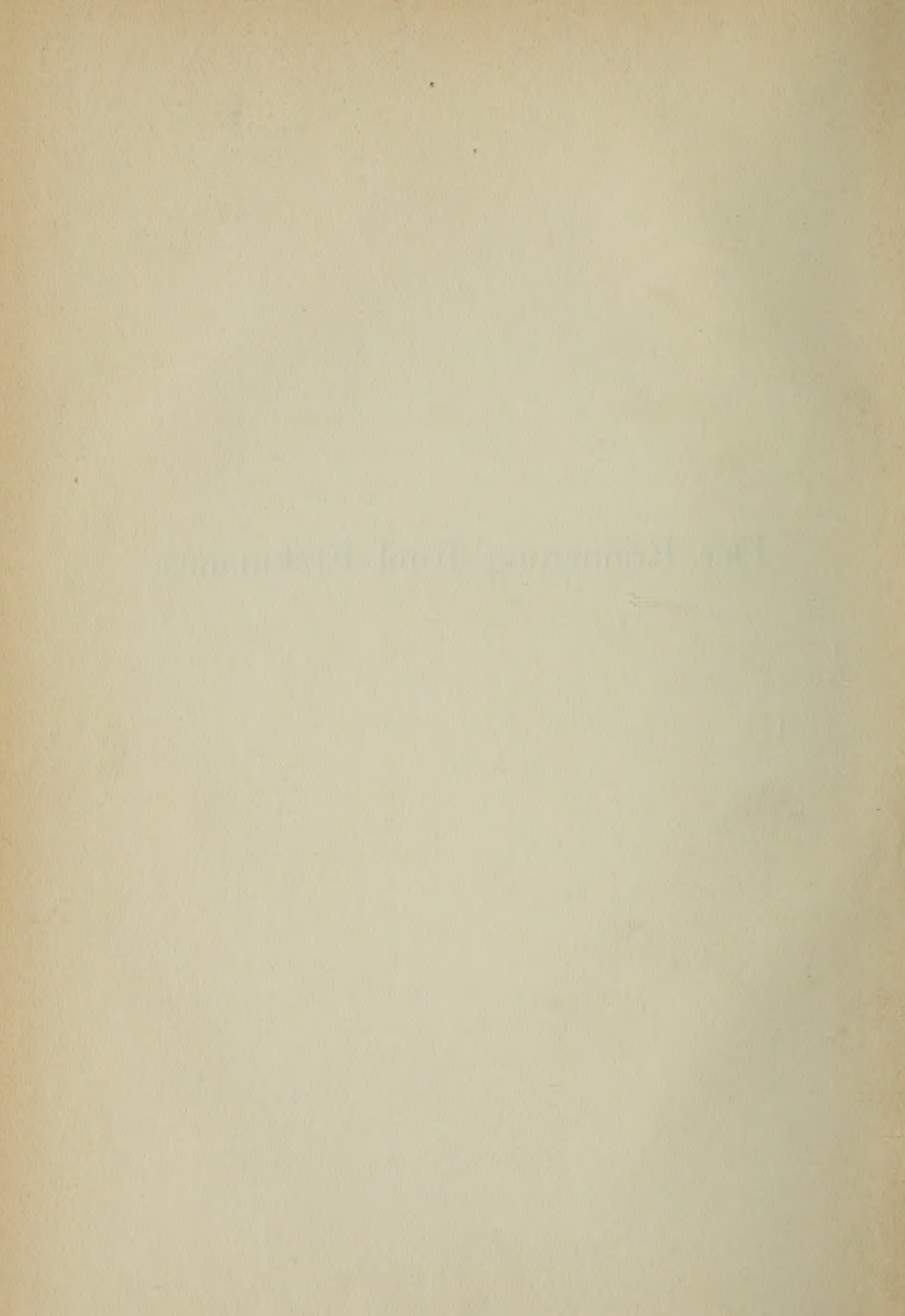


Karl Gruber:

Zeitgenössische Dichtung des Elsasses

Verlag Ludolf Beust
Strassburg
1905

Der Erinnerung Emil Erckmanns



Die Stimmung, einen Rundblick über das gegenwärtige dichterische Schaffen im Elsaß zu gewinnen und weiter zu vermitteln, daheim und draußen, war keine ausschließlich persönliche des Herausgebers. Im Gegenteil: ähnliche Bemühungen von andrer Seite sind mir im Laufe der Vorarbeiten bekannt geworden. Erfreulicher noch und wichtiger erschien die Tatsache, daß im lebendigen Kreise der Schaffenden selber seit bald zwei Jahren das Bedürfnis und der Wunsch rege ist, das, wie wir alle hoffen, im Bilden begriffene Lager einer zeitgemäßen und einheitlichen Stammesliteratur vor dem Lande zu legitimieren. Das ist der wesentliche Zweck dieses Sammelbuchs. Denn ein kräftiges Vertrauen auf die eigenen Flügel, ein sicherer Glaube an die Möglichkeit selbständiger landschaftlicher Betätigung ist nur bei einzelnen unserer Jungen zu treffen. Das Gesamtgefühl für ein gemeinschaftliches Ziel fehlt. Und was die Stellungnahme des Landes betrifft: seine Antwort auf eine Bewegung, die äußerlich eine literarische, innerlich aber eine die Rasse in Anspruch nehmende Kulturbewegung ist oder sein müßte, war bis jetzt Gleichgültigkeit, Mißtrauen, bestenfalls Mitleid.

Es galt ferner, das Vorurteil des weiteren Deutschland zu zerstreuen, welches einer seiner individuellsten, einer in geschichtlicher Vergangenheit, topographischer Lage und Tüchtigkeit der Rasse gleicherweise bedeutenden

und originalen Provinz kein individuelles Geistesleben zugestehn möchte. Es ist ja unbestreitbar, daß, namentlich zuletzt unter dem Einfluß der elsässischen Dialektbewegung, ein stärkeres Interesse für unsere Absichten draußen erzwungen worden ist; das geläufige Wort vom „ausgeruhten Stamm zwischen Wasgau und Rhein" ist heute ein Vorwurf und morgen ein Ermunterungs- und Hoffnungsruf. Und wiederum fehlt nur der Glaube.

Der Herausgeber beruft sich auf ein persönliches Verhältnis zu seiner Arbeit. Er glaubt nicht an eine besondere künstlerische Mission des Elsaß; aber bescheidener an die Pflicht des Elsässers, für die Kultur der Heimat einzustehn. Die Lethargie der Protestjahre ist überwunden: eine reinere Liebe zur Heimat, ein klareres Verpflichtungsgefühl gegen die Allgemeinheit sind an die Stelle getreten; das lehrt eine aufrichtige Beschäftigung mit unsern geistigen Geschehnissen; das lehrt kritischer und menschlicher Verkehr mit unsern Dichtern. Sachlich empfand der Herausgeber eine wertvolle Freiheit darin, daß sein Name nicht unter den Schaffenden zu erscheinen hatte.

Was hat sich denn ausgeruht im Elsaß? Im Auf und Nieder der Volksschicksale zählt man Strecken der Beharrung: gesteigerte Blüte ging voraus. Zehrt auch das Elsaß von vergangenen Anstrengungen?

Eine organische Blütezeit des Elsaß zu finden, heißt es schon, sich gegen das deutsche Mittelalter wenden. Mindestens in den Anfang des sechzehnten Jahrhunderts muß man hinüber. Nun ist von allen Historikern der elsässischen Kulturfrage festgestellt, daß das heutige Volksbewußtsein nicht viel mehr als die Nacherinnerung des Traums an jene Ereignisse besitzt. Das unmenschliche

Elend des dreißigjährigen Krieges, der darauf folgende politische Umsturz dürften nie gewesen sein! Wir ruhen offenbar nicht auf der Ernte mittelalterlicher Größe!

Die heimische Volksphantasie sogar lebt nicht im Mittelalter. Im Schoße eines Gebirges, dessen charakteristischer Schmuck seine Burgen sind, bleibt sie stumm vor diesen Zeugen altdeutscher Herrlichkeit aller Archäologie, aller Touristik zum Trotz. Daran ändert auch der schöne Sagenschatz wenig, der fast allerorten auf seine Art eine menschliche Fühlung zwischen der Bevölkerung und ihrer Gesamtgeschichte, ihren wichtigsten geschichtlichen Denkmälern unterhält. Er bekundet meist, wie geheimnisvoll und fern die mittelalterliche Überlieferung auf die naive Volksseele wirkt.

Ein Stamm mit so kräftiger Sagenbildung wie der elsässische hat aber schöpferische Phantasie! Will man dieser nicht einen Todesschlaf von zwei Jahrhunderten zumuten, vom siebzehnten zum neunzehnten, so muß es eine andere Vorstellungswelt geben, in welcher sie seitdem Platz gefunden hat. Hier heißt es etliche bekannte Tatsachen nacherzählen: Von Seiner Kaiserlichen Majestät dem guten Wetter und seiner Fortuna überlassen, war Straßburg schließlich französisch geworden. Nicht im Wege des einfachen Verrates, sondern mit historischer und wirtschaftlicher Notwendigkeit, aus Ohnmacht des Reichs und berechtigtem Selbsterhaltungstrieb: das straff zentralisierte Frankreich, das formell bereits seit dem Westfälischen Frieden die elsässische Landeshoheit inne hatte, und mit seinem Landvogt, Parlament und Garnisonen auch tatsächlich schon die Reichsinstanzen lahmgelegt hatte, versprach die Rettung der Stadt vor dem drohenden finan-

ziellen Ruin. Ganz nüchtern lesen sich diese Erwägungen in dem Kapitulationsbericht.

Mit dem Fall von Straßburg allein wurden natürlich weder die Straßburger, noch die Reichsstädter, noch die elsässischen Bauern zu Franzosen.

Geschlossen für sich hielt, damals zum ersten Mal sichtbar, die nordische Bauernschaft des Niederrheins in einem kleinen Fähnlein mit evangelischer Parole; ohne viel Lärm entwickelte sich da eine deutschelsässische Tradition und Sprachinsel, welche durch Revolution, erstes und zweites Kaiserreich hindurch unerschüttert aufrecht blieb. Die Bildung vor allem setzte dem Eroberer ihre ansehnlichen Widerstandsmittel entgegen: man mag in Scherers temperamentvoller Darstellung verfolgen, wie in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts die eingesessene Rasse noch einmal in Spener einen besten Repräsentanten an Deutschland abgibt, wie fast bis Torschluß des ancien régime die Universität Straßburg allen Glanz von einer Persönlichkeit empfängt, deren schönstes Wirken dem Dienst des Mittelalters gewidmet ist, Daniel Schöpflin. Auch das Kapitel Goethe-Herder meldet sich für das achtzehnte Jahrhundert unabweislich; nur heißt es da vorsichtig sein: jedenfalls bedeutet gerade Goethes Straßburger Periode seine Abkehr von der französischen Klassik. Alles Weitere aber an seinem Elsässer Aufenthalt ist innere Etappe.

Schon der alte Moscherosch, also einer, der den großen Krieg erlebt hatte, klagt jedoch über die steigende Verwälschung des täglichen Lebens. Die Mode war es, die der hochentwickelten Sinnenkultur Frankreichs vorgearbeitet hatte. Schöpflin, geborener Badenser und trotzdem für uns

unvergeßlich als der früheste Verkünder der elsässischen Landschaft, zeigt sich im leisen Widerspiel mondän-gallischer Erziehung und germanischer Gelehrtenart; diese Organisation sollte später für die Elsässer Intellektuellen typisch werden. Es ist ein offiziöses Programm, das der Redner Schöpflin erfüllt, als er, nach dem Handel über Lothringen, vom Katheder herab das große Moment einer Verbrüderung der Häuser Bourbon und Habsburg feiert. Sein namhaftester Nachfolger, Grandidier, geht aus dem Kardinalshof der Rohan in Zabern hervor!

Die breitere Bevölkerung überredete der wirtschaftliche Vorteil. Nach den Verwüstungen des Krieges das Handgreiflichste. Sie hatte übrigens mit der Verwaltungsenergie der Intendanten zu rechnen, und diese war eisern und übermächtig: die Amtssprache wurde französisch, herrschendes Bekenntnis das katholische. Eine kurze Auswanderungskrise mit national-konfessionellem Hintergrund ward leicht überwunden. Dafür lernte der Bauer, der es am nötigsten hatte, die Segnungen eines geordneten und geeinten Staatswesens schätzen: man half ihm wieder auf die Beine, unterstützte seinen Acker-, seinen Weinbau, förderte den in den Anfängen befindlichen Tabakbau. Straßen und Posten hoben den Verkehr. Die Rheinschiffahrt gedieh. Der Anfang des achtzehnten Jahrhunderts bereits sieht das ganze Land in wirtschaftlicher Gesundung.

Es ist erst in jüngster Zeit gebührend darauf aufmerksam gemacht worden, daß das Sicheingewöhnen in die französische Staatsordnung zwei wesentliche Voraussetzungen bereits in der elsässischen Gesellschaftsordnung vorfand: ein bei analoger Bodenbeschaffenheit analoges Übergewicht der wirtschaftlichen Interessen im beider-

seitigen Nationalleben und dementsprechend eine gleichartige soziale Gliederung: auf dem Lande ein reicher Bauernstand, in den Städten ein reicher Kleinbürgerstand, als Spitze die industriellen und handeltreibenden Notabeln. Das waren die „natürlichen Sympathien“ für Frankreich, welche damals unbemerkter an dem Vermischungsprozeß mitarbeiteten, und die heute Gemeinplatz der Unterhaltung und so gern beredet sind, obwohl selten damit die kongruente Vorstellung verbunden wird. An die weit schwierigere und gefährlichere Frage der Rassenanalogie, der kelto-romanischen Verwandtschaft, braucht man gar nicht zu rühren: die Nation, in welche das Elsaß einverleibt wurde, trieb einem Ziele zu, das bei im wesentlichen gleichen sozialen Anlagen auch das Ziel des elsässischen Volkes sein mußte, der tatsächlichen Herrschaft der Erwerbsstände, wie sie dann von der Revolution durchgesetzt ward.

Wie hoch im eigentlichen Volke das Gefühl der Dankbarkeit und damit die Anhänglichkeit an Frankreich gewachsen waren, das erfuhr schon, recht wider Verdienst, Ludwig XV., als er im Herbst 1744 persönlich bei seinen neuen Untertanen vorsprach.

Wie zäh hingegen die alte Tradition durch die Bildungselemente durchgehalten wurde, wie sehr die staatsrechtlichen Vorstellungen aus der deutschen Zeit ungebrochen waren, das ergab sich bei Ausbruch der Revolution, die mit partikularistischen Idealen begrüßt wurde. In Dietrichs Schicksal spiegelt sich mit tragischer Schärfe gerade dieser nationale Gegensatz zwischen dem ursprünglichen Elsässer Reformbegriff und der Pariser Demokratie. Sogar in Schneiders Glück und Ende fehlt er nicht ganz, hat aber mehr äußerlich nationalistisches Aussehen.

Die Resultate der Revolution entsprachen jedenfalls den Bedürfnissen des Landes; sie stellten, wie gesagt, die Durchentwickelung seiner natürlichen Anlagen mit dar. Mochten diese Früchte einstweilen auch wenig genießbar bleiben! Dem elsässischen Export war ein neues fruchtbarstes Handelsgebiet erschlossen. Mülhausen, mit seiner Industrie längst auf Frankreich angewiesen, war aus seiner Sprödigkeit notgedrungen herausgetreten und hatte sich in die mächtige Schwesterrepublik aufgelöst. Der eine charakteristische Volkstrieb, der kommerzielle, war gesättigt.

Die Elsässer waren darum noch keine Vollfranzosen. Zwar der ober- und niederrheinische Adel, durch Familienbeziehungen namentlich mit dem Breisgauer Adel ein letztes Bollwerk der Reichsidee, war vernichtet, oder ausgewandert. Diese Emigranten sind nicht wieder in die Heimat zurückgekehrt, sondern in den Rheinlanden ansässig geworden. Der deutsch-elsässische Adel fiel fort. Es blieb die nördliche protestantische Enklave, und, da auch das geistige Bollwerk der Universität mit ihrer Zertrümmerung in Fakultäten unwirksam geworden, die protestantische Fakultät, ein Teil der evangelischen Geistlichkeit.

Der Krieg deprimierte zunächst. Die ersten Revolutionsheere waren eine Plage, namentlich für das niedere Elsaß, und mit ihrer Zuchtlosigkeit nirgends willkommen.

Aber, und hier heißt es nun herschauen, wenn man die elsässische Kulturfrage recht begreifen will, jetzt wird die in langer ökonomischer Restauration ausgeruhte und schlaff gewordene Volks-Phantasie entscheidend aufgeweckt, an alemannisch reizsamster Stelle gepackt, mit der Gründung der Nationalgarden! Die Revolution befriedigt damit auch den andern mächtigen Volkstrieb, das zweite Merkmal der

elsässischen Stammesseele, jenen Soldatengeist bürgerlich-demokratischer Art, wie ihn auch die Schweiz so typisch pflegt. Und die Bemächtigung der kriegerischen Volks-Phantasie durch Frankreich, bestimmter durch die Waffentaten Napoleons in Italien, reißt allmählich das gesamte Elsaß zu Frankreich hinüber. Der anfangs uferlosen enthusiastischen Volksstimmung schafft das Kaisertum eine organische Vorstellungswelt, halb Realität, halb Symbol und Legende, aber eben durchaus militärischen Gepräges, die Welt der nationalen Gloire. Diese ersetzt, und beseitigt endlich die mittelalterlich-elsässische Gedankenwelt! In der neuen Sphäre des Volksideals nimmt das Elsaß sogar einige erste Plätze ein, indem es seine Kellermann, Kleber und Lefèvre, seine Braven Rapp, Mouton, Schramm u. a. an Frankreich liefert. Nach anderthalb Jahrhunderten verwischter Individualität spielt der Stamm, und zwar durch eine persönlichste Stammestugend, wieder in der Staatengeschichte mit. Das wirkt wie nationale Wiedergeburt. Deshalb die wunderlich tiefen Wurzeln der napoleonischen Tradition in dem demokratischen Elsaß, die man auch heute in privaten Waffensammlungen zu gewahren Gelegenheit hat, und welche ein Erckmann wie eine Stammeskrankheit zu bekämpfen suchte.

Nicht zu übersehen ist dabei, daß gerade in der Glanzperiode des Kaiserreichs auch im Elsaß die materiellen und die innerpolitischen Verhältnisse aufs glücklichste zusammenstimmten. Den von der Revolution eingeleiteten allgemeinen Wohlstand zu nutzen, fand sich ein ausgezeichneter Verwaltungsapparat und ein kluger Verwaltungsgeist. Speziell der Niederrhein genoß die Talente eines administrativ und menschlich individuell gearteten, äußerst humanen Präfekten,

des durch einen tragischen Tod doppelt unvergeßlichen Lezay Marnesia. Eine Entdeckung Napoleons, war dieser in Deutschland gebildete Halbspanier zugleich eine beredte Bestätigung des kaiserlichen Zentralisationsprogramms, zugleich, als Kenner deutscher Literatur, Übersetzer des Don Carlos, eine der selteneren geistigen Zierden der neuen Regierung und ihre wertvollste Empfehlung an die von Deutschland überkommene Provinz. Wahrhaftig, das Kleberdenkmal dürfte uns nicht verehrungswürdiger sein als der im Schatten stehende Marnesia am Statthalterpalais.

Man war nationalfranzösisch geworden, als die Befreiungskriege einsetzten. Ohne Bedenken machte man Frankreichs Los zu dem seinen. Ironie der Geschichte: das Elsaß, das von der literarisch-geistigen Umwälzung in Deutschland abgeschnitten worden war, lehnte ihre weitere Folge, die politische Erneuerung, entschieden ab. Bedeutungsvoll erschien es, daß gerade das Elsaß Napoleons letzte militärische Position, daß die Verteidigung Hüningens die allerletzte Fanfare des gestürzten Kaisertums heißen durfte. Mit dieser tragischen Würze wiegt das Jahr 1815 wohl am schwersten in der altelsässischen Erinnerung.

Damals taucht auch zum ersten Mal die Utopie vom elsässischen Sonderstaat auf, damals allerdings gerade von den Elsässern scharf zurückgewiesen. Man war Franzose ohne allen landschaftlichen Vorbehalt und fühlte sich als gleichberechtigtes Glied einer großen Staatsgemeinschaft einfach glücklich. Darum verläuft die weitere Geschichte des Elsaß bis in die letzten Regierungsjahre Napoleons III. als ein Stück französischer politischer Geschichte, dessen nähere Klitterung hier völlig überflüssig wäre. Festzuhalten und zu verfolgen ist nur der rote Faden der napoleonischen

Tradition, der fast einem Jahrhundert politischer Indolenz im Elsaß Trotz bietend bis in unsere Gegenwart durchläuft.

Als der Kaiser tot war, übertrug die Volks-Phantasie ihre Sympathien auf das Heer. Die hohen Pensionäre der großen Armee, die sich im Elsaß auszuruhen kamen, die breite Masse der Veteranen frischten immer wieder die verblichene Ruhmeszeit auf und sorgten für eine widerstandsfähige Legendenbildung. Auf der andern Seite wirkte das wissenschaftliche Legat des Kaisers, die Militärakademie; diese stellte die begüterten und gebildeten Stände des Elsaß in den unmittelbaren Dienst des soldatischen Evangeliums. Bourbonen, Revolutionen treten auf und vergehen, nicht geliebt und nicht geschmäht; alle Liebe des Volkes hängt an der Armee. Das zweite Kaiserreich spendet die italienischen Siege, immerhin einen Aufguß der Altnapoleonischen Aera. Knapp darauf allerdings spitzt sich das Verhältnis zwischen dem republikanischen Elsaß und der Krone zu: das republikanische Elsaß erscheint deutschverdächtig. Bazaine wird nach dem mexikanischen Handel in Straßburg beinahe ausgepfiffen. Der Divisionär Ducrot, Kommandant von Straßburg zwischen 1866 und 1870, hält in seines Herzens Herzen jeden Elsässer für einen verkappten Preußen. Energisch arbeitet die Regierung kurz vor Kriegseröffnung an einer planmäßigen Nationalisierung der elsässischen Schulen. Unter der kaiserlichen Ungnade und Mißwirtschaft scheint sich das Interesse am Heer zu lokalisieren. Für den Straßburger konzentriert es sich eigentlich in seinen Pontoniers, einer hier meist aus Straßburgern rekrutierten Spezialwaffe, und daneben in der Feuerwehr, welche damals mit zum aktiven Heer gehörte. Das Kriegsjahr 1870 bringt wieder die Bürgermilizen auf die Beine. Das sind aber nicht mehr

die Nationalgarden der Revolution. Die Verteidigung Straßburgs und Bitschs wiederholt das Beispiel von Hüningen. Das Interesse an der französischen Armee als imaginärem Träger des einstigen soldatischen Ideals ist noch heute nicht erschöpft. Es befriedigt und äußert sich in allerlei Wandschmuck, in Waffenkollektionen, in Kriegslektüre, in Ausflügen über die Grenze. Die Straßburger Feuerwehr genießt noch immer die Gunst ihrer Ahnen, der Pompiers von 1870. Nur, daß der Mehltau des Historischen das alles zusehends stärker überläuft, und daß die Tradition durch den Volksmund beinahe aufgehört hat.

Ein Jahrhundert also hat die Phantasie des elsässischen Volkes Ereignisse verarbeitet, welche man als epische größten Stils ansprechen darf, als eine versinnlichte Poesie höchster männlicher Kraftentfaltung. Daß das keine bessere Spielerei, sondern geradezu Volksbedürfnis war, daß das Volk sich darin intensiv ausgelebt hat, das beweist eine Erscheinung wie Erckmann, der, ein ganzer Dichter und zweifellos unser Dichter für das verflossene Jahrhundert, in seinen elsässischen Soldatenromanen aus Revolution und Kaiserreich das Beste geleistet hat, weil er positives poetisches Kapital der Elsässer Vorstellungswelt einfach in Worten flüssig machte. Es ist also nicht bloß nachlässig, sondern wirklich falsch, die Formel vom ausgeruhten Stamm auf sein Geistiges in Bausch und Bogen anzuwenden. Der bei fast allen elsässischen Fragen unvermeidliche geschichtliche Exkurs lehrt uns ja im Gegenteil, wie feurig die Volksseele im neunzehnten Jahrhundert von einem bestimmten Ideal bewegt ist — dessen Wert zu taxieren allerdings eine andere, und doch nur eine Nebenfrage ist, dessen Grundlage aber nicht minder unsere uralte alemannische Rauflust sein wird.

Das Volk hat also in seiner angeblich ödesten Periode zum Teil seinen eigenen Dichter gemacht, durch die Tat und die Tatentradition, zum Teil seine pathetische Stimmung aussprechen lassen durch den Mund Erckmanns. Aber noch markanter zeigt es sich, daß damals die Volks-Phantasie nicht geschlummert hat, wenn man nur auf Dorés Originalfigur aufmerksam macht; wenn man daran erinnert, daß erst das zweite Kaiserreich, weil es nämlich durch eine auf die Landbevölkerung gestützte Politik, die Landschaftskunst freilegte, unserm Erckmann so gut als seinem prächtigen Illustrator Schuler Bahn schuf und jenen Zirkel hochbegabter, durchaus heimatlich gestempelter Maler wie Brion, Haffner, Schützenberger u. a. nach Paris zog. Um eine praktische Terminologie unseres bisher besten Kulturkritikers, des Nationalökonomen Werner Wittich, zu gebrauchen: die „sinnliche Kultur“ des Elsaß im neunzehnten Jahrhundert treibt manche Blüte und nähert sich der glänzenden Sinnenkultur Frankreichs, welche dessen nationales Erbteil, Wesen und Kapital ist; ihre Gestaltung bezeichnet gewissermaßen künstlerisch den Anwachs des Landes an Frankreich. Es ist sehr charakteristisch, daß nach 1870 wiederum die Sinnenkultur das Erwachen des Landes einläutet, durch unsere modernen Maler.

Immerhin! Lasse man, was da Alles für das Elsaß Lobendes entwickelt werden konnte, als sinnliche Kultur auf sich beruhen! Dann wartet die Frage nach dem Verbleib einer geistigen Kultur. Und dafür darf man wieder setzen: deutsche Geisteskultur, deutsche Kultur. Hier muß nun leider eine Art literarischen Aberglaubens ausgeräumt werden:

Die Revolution hatte, wie gesagt, die Straßburger Universität aufgehoben; Napoleon zerlegte sie dann in Fa-

kultäten. Ihre Vitalität war damit ansehnlich verringert, und eine Zentrale für die Fortpflanzung des deutschen Geisteslebens, wie bisher, konnte sie nicht mehr sein. Allerdings fuhr die protestantische Fakultät, ihrer natürlichen Richtung nach, fort, Beziehungen mit der deutschen Wissenschaft zu unterhalten. Es ist nicht abzuleugnen, daß fortan die gesamte wissenschaftliche Forschung im Elsaß einen engen lokalen Gesichtszug trägt. Im ganzen zehrt sie von den überkommenen Resultaten, wie zum Beispiel die Archäologie von Schöpflin, popularisiert sie für das französische Bedürfnis, vermittelt auch zuweilen Bruchstücke der klassischen deutschen Literatur im Wege der französischen Übersetzung. Erfreulich ist trotzdem die Regsamkeit, mit der das geschieht, und die unbedingte Liebe zur Heimat, die in allen gelehrten Bestrebungen zu Tage tritt. Ein Ausruhen ist eigentlich auch da nicht gegeben. Der geistige Gesamtzustand der Provinz ist natürlich der allgemein-provinzielle, was in Frankreich mit Gründen noch etwas weniger besagen will als sonstwo; die Entfernung von Paris, der Unterschied in der Umgangs- und Schulsprache — Dialekt und Hochdeutsch — machen sich scharf fühlbar, unterbinden den wesentlichen Bildungsvermittler der französischen Provinz, die Tradition von Mensch zu Menschen. Die Volksschule ist namentlich dem sprachlichen Dilemma unterworfen, obwohl sie methodisch unter dem zweiten Kaiserreich vereinzelt Achtenswertes leistet wie im Niederrhein — ein Argument mehr zu gunsten der gesunden Volkstätigkeit, welche sich wirtschaftlich ja noch ganz anders zu äußern verstand. Doch meinetwegen, nach allen Wenn und Aber, die geistige Verfassung dieser Gesellschaft: eine heitere Philistrosität in den freundlichen Formen des elsässischen Bürgertums, angenehm variiert

durch seine soldatischen Ideale! Schön! Und will man in Emil Erckmann, dem Erckmann von 1860 wohlgemerkt, in diesem warmen, liebevollen, und so erquickend unsentimentalen Schilderer niederelsässischen Kleinlebens die Synthese der Gesellschaft von vor 1870 erkennen, so meine ich, wird Erckmann kaum überschätzt, und keinem Andern weh noch Unrecht getan sein.

Nun schrieb Erckmann, der Lothringer, Französisch! Unbestreitbar ein Mangel für sein Gesamtwerk, und sogar für dessen landschaftliche Wirkung: Volksgemäß wäre Deutsch gewesen, das Volk sprach eben Deutsch. Und, indem er das weitere Frankreich erreichte, verfehlte Erckmann in der Hauptsache das Publikum, aus welchem heraus und für welches er schrieb. Trotzdem gehört er uns, weil der Dichter mit unserm Blute schrieb! Es gab aber vor und neben ihm bekanntlich elsässische Männer, welche, wir wollen einmal sagen, ebenso der Dichtkunst huldigten, wie er, nur freilich der deutschen Muse, und wiederum nur in den bescheideneren Formen der Lyrik, des Lieds, höchstens der Ballade. Das ist an Namen eine stattliche Reihe, welche ihren anmutigen Kranz von der Revolution — Friese, Ehrenfried Stöber, Lamey — bis zum Kriegsjahr 1870 und darüber hinaus bis zu unserer letzten Gegenwart schlingt. Drei davon heben sich kräftiger heraus: publizistisch die Friedrich Otte und August Stöber, dichterisch-formal der andere Bruder Adolf Stöber. Otte spricht auch künstlerisch die meiste Individualität von den dreien an; ein äußerlich bewegteres bürgerliches Dasein, ein männlich zugreifenderer Sinn, etwas mehr Literatenhaftes gibt seinen mannigfaltigen Versuchen eigenes Kolorit. Der Redakteur Otte bleibt mit seinem „Samstagsblatt“ gleichfalls erinnerungswert; da hat einer in stumpfen

Tagen recht wacker ausgehalten. Von August Stöber bleiben uns wichtig die ethnologischen Forschungen im Gebiet elsässischer Sage und Sitte, die sich neben den eleganteren Arbeiten von Schweighäuser, Golbéry, Spach behaupten dürfen. Adolf Stöber endlich, ein frommer und feiner Geist, zeigt edle klassizistische Formfreude. Alle miteinander vertreten sie die protestantische, also mit dem deutschen Kulturelement Fühlung wahrende Schicht, und an sie knüpft mit begreiflicher Freude der deutsche Patriotismus und die deutsche Literaturgeschichte an, um sich zu überreden, nicht sowohl — was das richtige Kriterium wäre — daß die deutsche Dichtung im Elsaß niemals ganz unterbrochen erscheint, vielmehr, daß gerade diese lyrischen Stimmen und Stimmchen der poetische Ausdruck der damaligen Landschaft, daß sie die Symptome gewesen seien für eine innerste Sehnsucht aller wahren damaligen Elsässer nach dem Mutterlande. Das ist eine literarische Illusion von vielleicht bewußter Liebenswürdigkeit, welche aber leider eine unangenehme Seite und Folge hat. Sehen wir schärfer zu, so würden einmal alle diese sehr volkstümlichen Charaktere es sich verbeten haben, für schlechte Bürger zu gelten, um nicht zu sagen, für schlechte Franzosen. Der alte Ehrenfried Stöber ist es gewesen, der auf entsprechende Anspielungen der Presse zum erstenmal die Parole ausgab: das Herz französisch, der Kopf deutsch. Diese Parole kehrte immer wieder, so oft der — also gar nicht neue — Vorwurf von der elsässischen Zwitterkultur fiel. Man betonte, wie heut, sein Rassengefühl, ohne politische Nebengedanken, man betonte später, als der Protestantismus politisch verdächtig geworden war, seine Bildung, zum Schutz seines Glaubens. Eine andere Darstellung mag zweckvoll sein, aber

kaum historisch. Nun das literarische Merkmal: als Dichter lassen unsere „alsatischen Sänger“, „Straßburger Meistersinger“, wie die sentimentale offizielle Terminologie lautet, das Native, Originale vermissen. In ihrem Verhältnis zur Kunst wirkt nicht der leiseste elementare Zwang; sondern es bringen da in einer Zeit relativer politischer Ruhe, materiellen Wohlstands, wohlsituierte Bürger und Freunde der Bildung, der Dichtung, des lokalen Naturgenusses ihre kleinen Erlebnisse und Eingebungen in Verse, und zwar, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist, in das geliebte Deutsch; alles, wie rühmenswert hervorzuheben ist, ohne eigentliche literarische Prätentionen. Als Künstler versagen sie deshalb notwendig. Man hat namentlich darauf aufmerksam zu machen, daß sie in ihren Mustern bereits hinter ihrer Zeit zurückblieben: Ehrenfried Stöber arbeitet nach Voß, Hebel und Pfeffel; die Späteren erwärmen sich an Uhland; Goethe und Bürger, die letzten Gipfel des Lieds und der Ballade, haben keinem die Richtung gewiesen, woraus man wiederum auf ihre persönliche Selbsteinschätzung zurückschließen dürfte. Ludwig Schneegans, der einzige Dramatiker und Nachahmer Schillers, würde am besten zum Münchener Epigonenkreise gezählt. Ludwig Spach, der geistreiche Archivar des Niederrheins, als Essayist und Publizist auch Otte um Haupteslänge schlagend, verdient als Poet keine weitere Empfehlung. Dieser selbe Spach, also ein wahrhaftiger Kronzeuge und Mitkämpfer in den alsatischen Bemühungen vor dem Kriege, hat der ganzen Reihe in seinen „Kulturzuständen“ eine Ehrengallerie errichtet, die ziemlich objektiv ausgefallen ist, und, wenn man sich begnügen würde, in diesen braven Männern die fortwirkende Fühlung mit dem mittelalterlich-elsässischen

Kulturelement zu verehren, aber auch nicht mehr, so wäre alles gerecht und billig und in Ordnung. Die patriotische Legende möchte sie jedoch um jeden Preis zu typischen Talenten und zu typischen Vertretern des französischen Elsasses aufpäppeln, und jeder Dilettant scheint sich auf sie zu berufen: „Wir machen es wie unsere Straßburger Meistersinger, was wollen Sie darnach?" Unrecht und Gefahr zugleich! Man ignoriert Erckmann, der sie schon mit dem vollen Maß seiner Persönlichkeit überragt; und unsere elsässische Gegenwart hindert man, energischer an die deutsche Dichtung der Lebenden anzuschließen, angesichts derer sie nun leider zu toten Symbolen herabgesunken sind. Der Preis ist meines Erachtens zu hoch, wenn man sich gestehn muß, daß von der angeblichen Verehrerschar gar wenige die Stöber zum Beispiel aus eigener Wahrnehmung kennen, daß der streitige Nachruhm also bereits heute verabredetem Wortruhm gleichkommt. Der elsässische Dichter aus der französischen Periode des neunzehnten Jahrhunderts ist, mit allen seinen Schwächen, Emil Erckmann, und von ihm wird nochmals die Rede sein müssen.

Fragt man sich etwas durch die historischen Verhältnisse durch, so erfährt offenbar das Dogma vom ausgeruhten Elsaß manche einschneidende Berichtigung. Es handelt sich weniger um ein Schlaffwerden einzelner Organe des Stammeskörpers, als um eine Verschiebung der Machtverhältnisse unter denselben, welche durch die politischen Veränderungen der zwei letzten Jahrhunderte und ihre wirtschaftlichen Begleitumstände hinreichend erklärt wird. Aus dem mittelalterlichen wird ein französisches Elsaß, aus dem reflektiven Geistesleben alten Stils ein rationalistisches! Zwei Volkstriebe alemannischer Natur von früher sekundärer Bedeutung

beherrschen jetzt die Volksseele ganz: das kaufmännische und das soldatische Talent, die praktische Intelligenz also. Auch die Kunst verfällt dem gleichen Machthaber: sie ist materialisiert; die sinnlichen Künste, Malerei, Skulptur, Musik stehen im Vordergrund, und ihre Gegenstände sind lebensbejahender, weltlicher, allerdings aber auch heimatlicher Art. Andrerseits beschränkt sich die Dichtung auf die Verherrlichung des Kleinbürgerlichen, des Bukolischen, oder äußersten Falls des Romantischen oder Soldatischen; tragische Konflikte werden vermieden; selbst die satirische Geißel, einst des Stammes geistige Waffe, weiß keiner mehr zu schwingen. Ausgeruht oder außer Gebrauch gekommen ist danach das spekulative Organ des Stammes, das in den Tagen Gottfrieds und unserer Mystiker den zwei andern elsässischen Tugenden das poetische Relief verlieh, das aber nicht alemannischer, nicht deutscher ist als sie.

Um es zu wiederholen: der Anschluß an das rationalistische Frankreich gestaltete sich deshalb so leicht für den Elsässer, weil der analoge geistige Dispositionen mitbrachte, die es nur zu herrschenden zu machen galt. Während Frankreich diese Aufgabe mit Geschick und Geduld besorgte, verfolgte Deutschland für sein Teil gerade das entgegengesetzte Ziel, den Rationalismus zu überwinden und einem spekulativen Ideal zu dienen. Im neunzehnten Jahrhundert hat Deutschland dies Ideal tatsächlich verwirklicht in seinen vier größten Kulturträgern Goethe, Kant, Wagner und Boecklin. Mit der Annexion tritt das rationalistisch entwickelte Elsaß in dieses Deutschland wieder ein, das nun selbstverständlich sofort an das vergessene Organ mittelalterlicher Herkunft appelliert, und die hieraus entstehende Interessenkollision ist also der Kern der ganzen

Frage, die man die elsässische Kulturfrage nennt. Die elsässische Frage ist eine Kulturfrage.

* * *

Drei starke Jahrzehnte sind erforderlich gewesen, um diese Überzeugung in breitere Kreise zu tragen. Der äußere Aspekt der Frage, das Gegenüberstehen von Eroberern und Eroberten, Siegern und Besiegten, Freunden Frankreichs und solchen, die sie von ihm loszutrennen kamen, hat mit merkwürdiger Ausdauer alle Verinnerlichungsversuche solange zurückgehalten. Soweit Lebensäußerungen der Landschaft in den Jahren 1870 bis, rund, 1890 etwa zu vermelden wären, betreffen sie öffentlichrechtliche Verhältnisse, sind also politischer Natur, wie man hier gern sagt, obwohl es sich dabei stets um Engeres handelte, um Verwaltungsgeschichte. Denn die französisch-politische Geschichte des Elsaß hatte sich erschöpft in den Tagen der Option: die Auswanderung von einem Halbhunderttausend Individuen war die letzte nationale Konsequenz der Zugehörigkeit zu Frankreich. Dann ruht in der Tat das feinere, das innere Dasein des Stammes in einem lethargischen Schlummer, der nur von heftigen Traumbildern, wie sie namentlich die Protestbewegung der achtziger Jahre beschwor, unterbrochen erscheint. Wer wieder zuerst aus dem Schmollwinkel aufwachte, war unser elsässischer Handelsstand —.

Die Option ist ein Verlust für das elsässische Geistesleben gewesen, der bei Betrachtung der nachsiebziger Zeit mehr als bisher berücksichtigt werden müßte: fast alles, was als Kulturträger für Wissenschaft und Kunst tätig gewesen war, kehrte uns den Rücken, und darunter Persönlichkeiten, deren Namen sich erst später recht verfestigt hat. Ich nenne beispielsweise den Essayisten Schuré. Aka-

demische Jugend und akademische Bildung stellten einen gewaltigen Prozentsatz: dem Klerus beider Konfessionen verfiel schließlich das Schicksal unserer geistigen Existenz! Die evangelische Geistlichkeit brachte das Fundament deutscher Volkskultur, die Bibel, mit und knüpfte damit mühelos an die Aufgaben und Ziele der deutschen Schule an; in ihrer Arbeit verflüchtigte sich notwendig das national-elsässische Kolorit am schnellsten. Der gelehrte katholische Klerus aber, der schon vor dem Kriege mit der französischen Literatur in rege Fühlung getreten war, und an der zu Ende des zweiten Kaiserreichs florierenden „Revue d'Alsace‘, fleißig mitgearbeitet hatte, hielt in Umgangssprache, Bildungs- und Kultusformen energisch die französische und die lokale Tradition durch. Seine Verdienste um die heimatliche Geschichtsforschung sind nicht zu übersehen, wenn dabei auch selbstverständlich die kirchlichen Stoffe überwiegen. Kleriker steuern zu unserer heute räumlich größten Zeitschrift, der „Illustrierten Elsässischen Rundschau“, regelmäßig bei. In der „Revue Catholique“, ihrem eigentlichen Fachorgan, kommt wiederum die Lokalhistorie nicht zu kurz. Weniger sichtbar, und doch bedeutsam und eigenartig, war ein anderer Rest französischer Kultur, den diesmal der Eroberer selbst weiter vermittelte: die bürgerliche Rechtsprechung. Bis zur Jahrhundertwende sind im Elsaß die bürgerlichen Rechtssachen nach dem Code Civil oder Code Napoléon entschieden worden, diesem klassischen Muster romanischer Präzision und Lebensweisheit, und es verlohnte einen Doktorhut, planvoll nachzuweisen, welchen Anteil der Einfluß der besten französischen Doktrin — Aubry, Rau, Laurent; die beiden ersten früher Rechtslehrer an der Straßburger Fakultät — an der Kunstform des Zivilurteils bean-

spruch, wie sie jetzt wenigstens von unsern oberen Gerichtshöfen geübt wird. Es war für die Gewinnung des Landvolks von äußerstem Wert, daß der deutsche Zivilrichter von Anfang ab ein eingebürgertes Recht verkündete, und daß der deutsche Notar den halbamtlichen Charakter weiterführte, wie er seit der Revolution festgelegt und im Elsaß populär war. Auf dem wichtigsten Gebiet des öffentlichen Lebens bediente sich also der Eroberer eingesessener Kulturwerkzeuge, Erbstücke der Napoleonischen Staatsschöpfung, um seine eigenen staatlichen Aufgaben zu erfüllen. Die engere Verwaltung allerdings ging ihre sondern Wege! Materiell setzte ja auch sie die französische Verwaltungsschöpfung fort; materiell übernahm auch sie die Normen, welche die Revolution gefunden oder erkämpft hatte. Die französische Verwaltungstheorie hat in deutschen Tagen sogar eine glänzende Formulierung erfahren durch ein im Elsaß gewachsenes, auch schriftstellerisch bemerkenswertes Werk, Leoni-Mandels „Verwaltungsrecht". Das ist und bleibt alles elsässisches Kulturdokument, zweifellos! Aber das neue Beamten-Personal war hier derart vom alten verschieden, daß der Systemwechsel ungeschwächt das Auge treffen mußte: nicht nur löste eine andere Rasse die vorige ab, sondern auch eine gleichmäßig juristisch geschulte Beamtenkorporation die politischen Zufallsmänner und Einzelindividualitäten des Kaiserreichs. Der elsässische Bezirkspräsident hatte mit dem elsässischen Präfekten innerlich nichts mehr gemein.

Vereinsamt war, wie man sieht, nach der akademischen Sezession das Bildungselement im Elsaß. Bis die Vormacht der Germanisation, die Schule, diese ungeheure Lücke füllen konnte, bedurfte es eines Vierteljahrhunderts. Einstweilen

repräsentierte die Geistlichkeit das Fehlende, ein Zustand von fast mittelalterlicher Simplizität: elsässisches Volk und Bürgertum, schon vor dem Krieg bedenklich nivelliert, fiel in die Rolle des ungebildeten Laientums zurück.

Daß die Literatur, welche ja längst im Elsaß ein bescheidenes Dasein fristete, an diesem absoluten Bildungsmangel und Mangel des Bildungsinteresses verlöschen mußte, war nur natürlich. Wenn noch heute, wo diese Zeilen niedergeschrieben werden, die elsässische Künstlerschaft, insbesondere die Dichter des Elsässischen Theaters, dem Vorwurf von altdeutscher Seite begegnet, mit Recht begegnet, es fehle ihnen an Tiefe, und das will heißen an rechter Bildung: dort, aus der Auswanderungsperiode erklärt sich das Rätsel. Nach den paar Kampfschriften in der Annexionsfrage, nach der Kriegsliteratur, von welcher nur Fischbachs gründliche Geschichte der Belagerung Straßburgs Dauer verbürgt, hört alles produktive dichterische Schaffen und überhaupt jedes literarische Bedürfnis auf. Erckmann stand grollend abseits, und zu einer Betätigung in französischer Sprache hätte es bei den wenigsten Elsässern gelangt; überdies: der Anschluß an die französische Literatur des Tages war damals schon verpaßt. Und deutsche Dichtung? Man boykottierte die Sprache wie den leibhaftigen Feind und überließ sie dem dürren Kiel einiger Dilettanten, welche die kläglichen Ausläufer der Stöberschen Linie sein wollten. Man boykottierte das deutsche Theater, für dessen Darbietungen freilich schon die einfachste Voraussetzung des äußeren Verständnisses fehlte. Damit war eines der unmittelbarsten Volksbildungsmittel in den Sand gesetzt. Aber man vergesse doch die andere Seite des Verhältnisses nicht: der Eroberer selbst war weit davon entfernt, mit reifen

Bildungsfrüchten aufwarten zu können. Einmal hatte er durchaus nicht immer sein bestes Menschenmaterial herüberschicken können. Doch das nebenbei. Aber dann erinnere man sich, wie es in der Gründerperiode mit der deutschen Lyrik und gar mit dem deutschen Drama bestellt war: in der Lyrik jede Fühlung mit Goethe verloren; dafür die sentimentale Blauveilchenweis', oder eine ausgeblaßte Romantik, die sich am liebsten auf der Grenze zwischen Lied und Epik herumtrieb; im Drama hinwieder die dürftige Schillernachahmung der Idealisten und Patrioten, während das reale Theater, das zahlende Publikum, die Mode einfach das sündige Paris auskaufte; in Wien verkrümelten sich der alte Grillparzer, der ungebrochene Hebbel, in Berlin herrschten Augier und Dumas. Wenn sich der Sieger an der Kokottenpoesie des gefallenen Kaiserreichs erbauen konnte, so waren das immerhin zweifelhafte Empfehlungen an das Elsaß. Es wird sich später noch zeigen, wie ein gewisser Parallelismus zwischen den literarischen Strömungen im Reich und im Elsaß durchgeht; hier sei also mehr äußerlich darauf hingewiesen, daß für das erste Jahrzehnt nach dem Krieg die geistige Verödung bei uns zusammenfällt mit einem plutokratischen Kunstverderb im Reich. Ich rede im Groben, denn ich habe keine Geschichte der deutschen Dichtung nach 1870 zu schreiben; dann freilich würden für die angenommene Zeit ein paar unterirdische Mächte zu berühren sein, die den ganzen übrigen Plunder aufwogen; jetzt genügt ihre Andeutung mit Namen: Nietzsche, Anzengruber, Meiningen, Bayreuth, Ibsen. Nur noch eine Nebenbemerkung, zum Nutzen des Gesamtbildes: Der Krieg von 1870 auf französischer Seite ist eine erschütternde Tragödie auf breitester soziologischer Basis und mit einer Fülle merk-

würdiger psychologischer Individualmomente. Es wäre verwunderlich, wenn die Tragödie der Nation keinen entsprechenden Ausdruck in der Dichtung gefunden hätte. In Deutschland stehen Liliencrons „Kriegsnovellen“ fein für sich, einsam. Frankreich hat tatsächlich eine reiche und wertvolle Kriegspoesie aufzuweisen, deren lyrische Spitze je eine Novelle von Maupassant, und deren epische Höhe, was soldatisches Detail und Veranschaulichung der Schlachtenfurie betrifft, unbedingt Zolas „Zusammenbruch“ bildet. Noch ist, nachdem fünfunddreißig Jahre buntesten politischen Inhalts und Wechsels über die Kriegsereignisse hinweggebraust sind, ihr Ende nicht abzusehen; erst in jüngster Stunde erfährt sie Zuwachs durch einen starken Zyklus von umfassender stofflicher Konzeption, die „Epoque“ der Brüder Margueritte. Das Kaiserreich besitzt aber an Zola nicht bloß den besten Chronisten von Sedan. Der Chronist war auch sein Savonarola! Auf den Trümmern des Kaiserreichs begreift sich Zolas Erscheinung literarisch. Aus der Gesellschaft, die der Krieg gerichtet hatte, entnahm er Personen und Stoffe, um nochmals als Dichter vor dem ganzen Land Gerichtstag zu halten und das neue Frankreich zu verkünden. Dazu bedurfte es keiner überraschenden neuen Darstellungsmethode, dazu bedurfte es nur einer wahrhaftigen und temperamentvollen Nachzeichnung festeingestellter Modelle und Verhältnisse: der pedantische Mann besorgte das gewissenhaft. Und so verdrängte er, mit breiten Ellenbogen um sich schlagend, zuerst stofflich die heimlich entzückten Advokaten der imperialistischen Genußwelt; dann mit Notwendigkeit auch methodisch den ihnen geläufigen parfümierten Realismus. Zwei, drei, vier Jahre nach dem Krieg ist Balzacscher Geist mächtig in

Frankreich! Zola prägt ihm auch den Stempel auf: der „Naturalismus". Der Rückschlag auf Deutschland verzögerte sich ungebührlich, weil die Überwindung Dumas' vor allem eine Kassenfrage war. Als er zehn lange Jahre nachher wirklich erfolgte, halb im Vorspann und halb im Schlepptau der sozialen Frage, entfesselte er Revolution und Anarchie. Der Rückschlag auf das Elsaß — ja, wäre die alte Generation noch rezeptionsfähig gewesen! Er hat nie stattgefunden! Grausamste Ironie: noch fünfzehn Jahre später als Deutschland, und nachdem er auch dort offiziell überwunden war, erblickt das französisch sprechende Elsaß den Naturalismus von Angesicht zu Angesicht in einem trefflichen Armeleutstück des elsässischen Dialekttheaters —.

Die alte Generation war geistig aufgebraucht, dazu dezimiert durch die Option. Noch einmal spann die soldatische Phantasie einen letzten und verwegensten Traum, als in der ersten Hälfte der achtziger Jahre die abenteuerliche Figur Boulangers verlockend genug über die Vogesen herüberwinkte. Das Bemerkenswerte an diesem mit außerordentlicher Zähigkeit geführten Kampf ohne Waffen ist aber nicht das politische Ziel, das mit dem Schicksal der nationalistischen Bewegung in Frankreich stand und fiel und tatsächlich mit dem Sturz ihres Helden seinen Sinn verlor; bemerkenswert ist für den künftigen Forscher des elsässischen Geisteslebens die Zusammensetzung des Lagers: die erste politische Betätigung der neuen, kurz vor und nach dem Krieg geborenen Generation, der nun das weitere Wort in elsässischen Angelegenheiten gehört. Von ihr geht das moderne Elsaß aus; bei ihr hat auch die modern-elsässische Literaturgeschichte einzusetzen! Es wurde schon vorweggenommen, daß bildende Künstler, daß die elsässischen

Maler, wie sie bereits einmal, unter dem Kaiserreich, entscheidend für ihr Land gezeugt hatten, auch die Renaissance nach dem Kriege einleiten würden. Die ersten Schritte waren freilich ganz bescheidene, Vereinskleinkunst, die über den Rahmen der elsässischen Privatzirkel nie hinauszutreten gedachte. Typisch aber — auch für das kommende Jahrzehnt, wo mit der Reife der beteiligten Künstler das ganze Genre in größerem Maßstab wiederholt werden sollte — sah gleich die Gestaltung und die Tendenz dieser Zerkeljournale aus: nämlich entschiedenes Übergewicht des illustrierten Teils, auch dem Werte nach, und inhaltliches Überwiegen kleinbürgerlicher, stadtelsässischer und namentlich satirischer Stoffe. Die Satire zeigt sich, in jenen Tagen der Revanchestimmung, natürlich ganz im Ideenbann der alten Generation, und die bedeutendste der kleinen Revüen, das 1882 gegründete „Mirliton", hat eben aktif beim Protest mitgewirkt, und spiegelt in ihrer Glosse getreulich die politischen Wünsche des alten Elsaß und die Kampfmittel der damaligen Regierung. Das gesteigerte Stammesgefühl der Jungen aber, das sich so nach außen politisch-oppositionell und antideutsch gab, äußerte sich innerlicher in zweierlei Richtung: in der wachsenden künstlerischen Lust und in der publizistischen Verwendung des Dialekts, der zweifellos auch als sprachliches Relief der nationalen Gesinnung empfunden wurde. Der Name Gustav Stoskopfs, unseres heute populärsten Dialektdramatikers, findet sich bereits im „Mirliton" mit einem mundartlichen Beitrag. Das Blatt verschwand noch vor dem Abschluß der politischen Bewegung, zu der es die Reime machte; die jungen Mitarbeiter verloren sich in die deutschen und französischen Kunsthochschulen, um ihre Studien zu vollenden; als sie zurückkehrten,

trafen sie bequemere Verhältnisse und brachten selbst erweiterte und freiere Gesichtskreise.

Diese illustrierten Journale lokal-satirischen Inhalts setzen sich in Straßburg bis auf die Gegenwart fort, mit ungleichem Raum, Wert, Absicht. So geben die Pharmazeuten permanent ihren burlesken „H_2S“ heraus. Aus einem geringeren Vereinsorgan „Le Bourdon“ sind sogar unsere schönsten lyrischen Dialekttalente, die Straßburger Albert und Adolf Matthis, hervorgewachsen. Illustrationen und mit Vorliebe wieder Karrikaturen, auf welche der elsässer Maler, zweifellos unter französischen und Stammeseinflüssen, gern Zeit und Talent verschwendet, sind für alle wesentlich. Man mag sie noch so niedrig taxieren, nicht höher als die fliegenden Blätter und Zeichnungen, welche in aller Herren Ländern Künstler- und Studentenübermut entstehen läßt, als Unterströmungen einer noch naiven geistigen Regsamkeit in den bürgerlichen Schichten dürfen sie gelten.

Eine Unterströmung dieser Art war also der kleine „Mirliton“. Hart nach den Protestwahlen setzte aber eine andere Unterströmung von weit wichtigerem historischen Interesse mit tiefem Atemholen ein, das elsässische Vereins-Theater. Das war keine ausschließlich stadtgewachsene Strömung mehr, sondern sie sog ihre Wasser und Wässerchen aus dem ganzen Land. Bekanntlich erfreut sich — ein Erbteil französischer Kultur — unser flaches Land der zahlreichsten Gesang- und Blechmusikvereine, deren Konzerte und Kränzchen für die großstädtischen Vergnügungen zu entschädigen haben. Da ist das Theaterspielen eine naheliegende und willkommene Bereicherung des Programms, und, was man schon vor dem Krieg gern geübt hatte, wiederholte man auch bald nachher, nur daß mit dem sprachlich-

politischen Dilemma die Wahl von hochdeutschen Stücken ganz und auch die von französischen zurückging, während sich nun die Volksgunst der Mundart zuwandte, welche in französischer Zeit das reinste Aschenbrödel, als Ausdrucksmittel der Ungebildeten schlecht gelitten war. An diesen Anfängen des elsässischen Dialekttheaters beansprucht der Straßburger Friedrich Kettner — seine Lustspiele fallen noch in das erste Jahrzehnt nach 70 — ein gewisses Verdienst. Sein Vorgänger vor 1870 war wiederum der Colmarer Pastetenbäcker Thomas Mangold, und Mangold endlich bemühte sich, auf den Schultern des Ahnherrn unserer Dialektkunst zu stehn; jenes Georg Daniel Arnold, dessen „Pfingstmontag" — Druck 1816, erste Liebhaberaufführung 1835 — durch Goethes Urteil geheiligt und aus dem Bereich der Kritik hinausgerückt erscheint, während das treue Kulturkolorit auch szenisch das Stück nicht altern läßt. Vor und nach Arnold klafft ein Abgrund. Denn durchs ganze achtzehnte Jahrhundert sinkt der Gebrauch der Mundart unaufhaltsam auf die Stufe der familiärsten Umgangssprache herab, und im neunzehnten rollt der Stein weiter. Arnold ist plötzlich da und setzt sich selbst. Höchstens mag er von den „Fraubasengesprächen" ermuntert worden sein, anonymen satirischen Flugblättern im Dialekt und in Dialogform, welche kurz vor der Revolution von Straßburg aus zur öffentlichen Verbreitung gelangten.

Es war dieser „Pfingstmontag" Arnolds, den zu besagter Stunde, Ende der achtziger Jahre, die Spiellust der besten elsässischen Gesellschaft Straßburgs aufgriff. Die Inszenierung verlangte ansehnliche Mittel: die Mittel waren gegeben. In dem damaligen Leiter des Stadttheaters, dem hochbegabten, beweglichen und unternehmenden Alexander

Heßler, bot sich ein ausgezeichneter Regisseur. Zu Wohltätigkeitszwecken, wie es der philanthropische Sinn des Elsässers zu halten pflegt, wenn er sich etwas besonders Schönes leisten will, erlebte dann Arnold seine Première nach dem Krieg, und es zeigte sich, daß man mit dem alten Herrn recht sehr Staat machen konnte. Die Vorstellungen in der „Réunion-des-Arts“ mußten sich unter dem Zulauf von einheimischer, wie von altdeutscher Seite ein paar Mal wiederholen. Daran war nun zweierlei erfreulich: einmal das freundliche Zusammenkommen politisch getrennter Elemente im heiteren Musendienst. Das städtische Theater, selbst mit seinem mächtigsten Bundesgenossen, der internationalen Oper und Musik, hatte in der Hinsicht noch wenig vermocht; französische Gastspiele taten's auch nicht; zudem hieß es gegen eine Lokalsitte ankämpfen, die bürgerliche Seßhaftigkeit zu Haus. Jetzt war das Eis gebrochen, manches Vorurteil ausgeräumt. Wie eine Entdeckung aber wirkte, namentlich auf die elsässischen Kreise, die künstlerische Feuertaufe ihrer Mundart! Solche Reize hatte man ihr nicht zugetraut. Und nun nahm das Liebhabertheater im Elsaß einen neuen Aufschwung. Dabei meldete sich der Wunsch nach abendfüllenden Dialektstücken, die nicht zu viel Kosten verursachten, und bei dem spärlichen Angebot mußte der Mangel an literarischen Eigenschaften nachsichtig übergangen werden. Es ist dies die fruchtbarste Periode des neuerlich mehr interessierenden Mülhauser Schriftstellers August Lustig — gestorben 1895 —, dem der oberrheinische Dialekt zwischen 1880 und 1890 eine ganze Reihe von Volksstücken mit Gesang verdankt, und dessen objektive Würdigung einstweilen aussteht.

Eine dritte und letzte literarische Unterströmung, welche

mit den beiden vorigen nichts gemein hat, führt nach Berlin, oder knüpft mit Berlin an. Sie bezeichnet das leise Eingreifen des literardeutschen Kulturelements in die ebenso leise elsässische Lokalentwicklung. Ich wiederhole, daß ich keine Geschichte der deutschen Dichtung nach 1870 schreibe, und kann daher bloß andeuten, wie sich denn im kritischen Moment, also gegen das Jahr 1889 hin, die Verhältnisse im Berliner Kunstleben gestaltet hatten. Da ist festzuhalten, daß wir noch vor der Gründung der „Freien Bühne", vor dem lärmenden Debut des jungen Hauptmann, ja vor dem Debut des Dichters der „Ehre" stehen — das entscheidende Jahr ist eben das Jahr 1889. Abgeschlossen ist vielmehr nur die theoretische Rezeption des Naturalismus, die Handwerkslehre im Ausland; übrigens nach einer ziemlich kurzen Lehrzeit von kaum fünf Jahren: die soziale Frage zu Haus erleichterte schon das Stoffverständnis. Rein rezeptiv aber verweilte man sich keineswegs: seit 1882 datiert die moderne Romanserie Fontanes; 1884 ist das Erscheinungsjahr von Liliencrons „Adjutantenritten", also ein Merkstein für die deutsche Lyrik; 1885 das Gründungsjahr der „Gesellschaft" und das Erscheinungsjahr der „Modernen Dichtercharaktere", einer Anthologie, in welcher sich sämtliche Jüngstdeutsche zusammenfanden, welche irgendwie bei dieser ersten Revolution der älteren Literatur bemerkbar wurden — zu nennen Conradi, Holz und Henckell. Das Elsaß in diesen Zusammenhang zu bringen, ist sicherlich gewagt und kann nur in unserem engen Rahmen geduldet werden; dahin gehört es aber auch, denn die Tatsachen sind vorhanden und nicht zu bestreiten. Ich führe sie bescheiden auf, wie sie sich folgen, und überlasse ihnen die weitere Legitimation:

1884 ist einmal das Erscheinungsjahr des ersten lyrischen Bandes von Alberta von Puttkamer, Gattin des langjährigen reichsländischen Staatssekretärs gleichen Namens, deren historischer Platz zwar zunächst in der Gallerie der modernen Frauendichtung und, wie man sieht, zeitlich an deren Ausgangspunkt sein wird; welche in zweiter Linie dann wir für uns beanspruchen, nachdem die Dichterin in der letzten Hälfte der neunziger Jahre den elsässischen Sagenschatz für die lebendige Literatur zurückerobert hat. Ihr Porträt wird noch zu zeichnen sein. Den damaligen ersten Eindruck ihrer Gedichte aber mag das Urteil eines kritischen Wortführers der Moderne beleuchten, Heinrich Harts, welcher sich in den „Berliner Monatsheften" dahin vernehmen ließ: „In Alberta von Puttkamer habe der Genius der Zeit voll und ganz Gestalt angenommen, und wenn die Lyrik von heute und morgen die Vorbotin einer neuen Epoche unserer Literatur sei, dann gehöre auch Alberta von Puttkamer zu den großen, glänzenden Erscheinungen dieser Tage" . . .

1884 gibt Arno Holz, der noch an Herwegh angelehnte Holz von damals, einen lyrischen Band „Deutsche Weisen" gemeinsam mit Oskar Jerschke heraus, der politisch und als Kriminalverteidiger im Elsaß bekannt geworden ist.

1888 führt den elsässischen Schriftsteller und ehemaligen Studenten der Theologie Fritz Lienhard nach Berlin. Er wird mit dem Naturalismus in dessen eigentlicher deutschen Geburtsstunde bekannt und, man muß fast sagen, erleidet seine Schule, durch die ja alle jungen Talente rings um ihn hindurchgehen; Frucht —

1889 eine soziale Tragödie „Weltrevolution", und ein Roman „Die weiße Frau", in dem der Kontrast der heimat-

lichen Landschaft und des elsässischen Temperaments bedeutsam die Fabel mischt.

1889 erscheint Alberta von Puttkamer in elsässischem Verlag mit einem starken lyrisch-epischen Band „Akkorde und Gesänge“, voll scharf ablehnender Bezüge auf die neue Richtung.

Zwischen 1887 und 1889 endlich liegen die Anfänge unseres schönsten novellistischen Talents, Hermann Stegemanns. In den Rheinlanden geboren, im Elsaß aufgezogen, schreibt Stegemann seine ersten Sachen, Gedichte und antike Novellen, halb auf der Schulbank in Colmar. 1889 verläßt er das Elsaß und gerät seinerseits in München in die naturalistische Bewegung.

* * *

Die Jahrzehntwende zwischen Achtzig und Neunzig, welche mit Gerhart Hauptmann den produktiven Naturalismus in Deutschland eröffnet, bildet auch eine kräftige Cäsur in der geistigen Entfaltung des Elsaß. Das soll nun nicht etwa heißen, daß wir eine Parallelerscheinung aufzuweisen hätten. Davon kann nach dem Gesagten nicht die Rede sein. Noch heute existiert im Elsaß keine einzige literarische oder künstlerische „Gruppe“ oder „Richtung“, mit geschlossenem Arbeiterkreis und geregeltem Handwerkszeug, Programm und Arbeitsziel, selbst nicht im Bereich der immerhin äußerlich zueinander gehörenden Dialektschriftsteller. Solche Sezessionen setzen eine Kultur und Kulturtradition voraus, gerade von der Art, wie sie dem Elsaß schon so lange fehlt. Der Naturalismus zertrümmerte einen Teil der klassischen Welt oder wenigstens der klassischen Tradition. Das Elsaß besaß ja nicht einmal die. Zu einer Reaktion auf den deutschen Naturalismus wären

wir einfach zu rückständig gewesen. Nur Funken konnten von Berlin herüberspringen, ohne zu zünden. So führt man 1890 in Colmar ein Drama „Gertrud" von Stegemann auf, dessen Stoff eine Zeitungsfehde über prinzipielle Fragen des modernen Dramas, namentlich über moralische und unmoralische Problemkunst, zur Folge hat. Nachher bieten das Straßburger und die beiden anderen städtischen Theater Colmar und Metz die übliche Spiegelung des Berliner Repertoires.

Aber tatsächlich ist das Jahr 1890 ein Wendepunkt zum Besseren auch für uns gewesen, und neben den intern-elsässischen und allerdings mehr künstlerischen Ursachen wirkt eben die für das weitere Deutschland bestimmende mit, die soziale Frage. Das eigentliche Durchdringen des sozialistischen Gedankens im Elsaß muß ja später angesetzt werden. Verspätung auch da, wo es sich um Ideen handelt, die im industriellen, im demokratisierten, republikanischen Elsaß auf fruchtbarsten Boden stoßen mußten. Indessen datiert seit 1890 eine Steigerung des politischen Lebens, eine Stärkung der Fraktionen, eine Konkurrenz der Konfessionen innerhalb ihrer Vereinsorganisationen, eine Mehrung und Vertiefung der Presse, die von der großdeutschen Entwicklung kaum zu trennen sind. Bemühungen um die Hebung der Volksgeselligkeit sind zu melden, bei welcher der katholische Klerus viel Initiative zeigt. Wichtiger freilich erscheinen einige spezifische Kulturtatsachen; sie lassen sich auf zwei Grundlinien zurückführen und zusammenfassen, welche bis in unsere Gegenwart für die elsässische Literatur, Kunst und Geistigkeit charakteristisch sein werden; um Wiederholungen zu vermeiden, die nach dem geschichtlichen Rückblick recht überflüssig wären, brauche ich jetzt

bloß zu skizzieren: die eine Linie der geistig-künstlerischen Tätigkeit im Elsaß sucht die rückwärtige Verbindung mit dem mittelalterlichen Elsaß; ihr Ziel ist also die Rückgewinnung des — alten — deutschen Kulturelements; und sie stützt sich personell auf die deutschen Einwanderer und deren Nachkömmlinge, natürlich soweit sie Bildungsvertreter sind, und auf diejenigen elsässischen Kreise, welche den Reichsgedanken und die deutsche Bildung berufsmäßig zu vermitteln haben, also namentlich die elsässische Lehrerschaft; reell und künstlerisch, auf die Landschaft und die Landschaftsgeschichte. Diese Linie ist kein elsässisches Gewächs, sie konnte einfach historisch nicht oder noch nicht hier wachsen; sie läuft aus dem deutschen Kulturzentrum herüber und wird lange nur von deutscher Hand bedient. Angesichts der Rückständigkeit der elsässischen geistigen Kultur wirkt sie wie verfrüht. Sie wirkt politisch und feindselig, ist unverstanden und unbeliebt, und wird des öfteren und in verschiedenen Anlässen bekämpft. Ihr zeitweiser Gegner ist die andere, die eigentlich elsässische Kulturlinie. Wie gesagt, läuft sie aus den kleinen Stadtzerkeln heraus und wird zunächst mehr von Malern bedient. Diese erneuern sie und führen ihr deutsches Blut zu, nachdem sie die deutsche Lehre genossen haben. Soweit die elsässische Linie von bildenden Künstlern bedient wird, also sinnliche Kultur darstellt, erreicht sie eine gewisse Höhe; sie steht dann der deutschen Linie nahe, insofern sie ihre Kräfte nicht ausschließlich der Stadt, sondern auch der Landschaft und der Landbevölkerung entnimmt. Soweit sie geistige Kulturlinie ist, also von Schriftstellern bedient wird, bleibt sie leider mehr Stadtgewächs und darf sich nicht über das geistige Ausdrucksvermögen der Mundart

hinauswagen. Im Bewußtsein der nationalen Gegensätze ist die eine Linie der Träger der reichsdeutschen und landfremden Gesinnung, die andere der Träger der schlechteren Bildung. Historisch und tatsächlich ist aber die elsässische Linie die für das Elsaß zunächst wichtigere. Nach Ausscheidung unserer französischen Kulturbestandteile ergibt sich als Rest unserer deutschen Vergangenheit die alemannische Mundart und der ihr entsprechende naive Geisteszustand — sie handelt also sachgemäßer, wenn sie den Umweg über den Dialekt nicht scheut, um in die Bahn zurückzugelangen, auf der hundertfünfzig Jahre großartigster deutscher Geistesentwicklung uns überholt haben. Ich werde bemüht sein, diese Scheidung im Auge zu behalten, wenn ich den Einzelerscheinungen nach 90 gerecht zu werden suche.

Da bringt zunächst 1891 die sechste Auflage von Kurt Mündels „Vogesen", Hermann Stegemanns Novellenband „Mein Elsaß", Christian Schmitts erste „Alsalieder"; 1893 die „Elsässer Bilderbogen" von Karl Spindler und Joseph Sattler, und die Gründung des „Alsabundes".

Einem Werk wie Mündels Vogesenführer, an dem die besten altdeutschen Köpfe des Reichslandes Spatendienst geleistet haben, könnte nach seiner ganzen Bedeutung für das heimische Kulturleben nur ein Aufsatz genügen, der überdies eine gleichzeitige verbindende Betrachtung des Vogesenklubs brächte. Dazu ist hier weder Anlaß noch Gelegenheit. Mündels Buch, eine Fortsetzung des Schrickerschen, seit dem Jahre 1881 unablässig vervollkommnet, ist die erste, allem Volke sichtbare, mit breiten Pfeilern ausladende Brücke von Gau und Landschaft der Gegenwart hinüber zu den Ufern unserer großen Tage. Da ist in schmuckloser

Tatsachenerzählung, aber mit einer Liebe zur Landschaft, die ich unsern Jungen wünschen möchte, das Gewand des Elsaß bis in kleinere Falten beschrieben, und die Beschreibung in einer unaufdringlichen Weise mit dem innern Wesen und der Geschichte des Landes durchsetzt und abgetönt, daß eine Art von poetischem Stoffmusterbuch entsteht. „Elsässische Landschaftsbibel“ wäre zu viel gesagt. Aber man sollte lernen, den „Mündel“ und ähnliche Bücher zu beherrschen, wie andere Fibel und Bibel. Die künstlerisch-dichterischen Schätze der Vogesen sind kaum angebrochen!

Drei Jahre lang haben auch zwei wackere Maler, ein Altdeutscher und ein Altelsässer, die Brücke zum Mittelalter mit ihren Mitteln zu schlagen versucht: Josef Sattler, der scharf charakterisierende Zeichner einer bunteren und originelleren Zeit und Welt, ein Künstler von für unsere Verhältnisse überlegenen Bildung, der damals im Elsaß entscheidende Eindrücke und seine Berufung zum Nibelungenwerk empfing; und Carl Spindler, der typische Vertreter sinnlicher elsässischer Kultur mit seinem etwas nüchternen kunstgewerblichen Genie, ein wahres Prachtstück elsässischer Tüchtigkeit, Gewissenhaftigkeit, Arbeitsamkeit und Ausdauer; beide damals jung und vor der Zukunft. Sie hofften, die volkstümlichen Elsässer „Helje“ auf breiterer und künstlerischerer Grundlage zu erneuern und fortzubilden, und gaben dann im Selbstverlag von Spindler eine geordnete Reihe von Kunstblättern aus der Alltäglichkeit und der Geschichte des Stammes mit erklärendem Text heraus, drei Mappen insgesamt, welche leider nicht durchdrangen, aus den gebildeten Zirkeln nicht herauskamen. Für einen zweckvollen Anschauungsunterricht in den Schulen wäre das Unternehmen mit Leichtigkeit auszubauen gewesen. Leider ver-

säumte die Regierung, „der immer der Sinn für die Bedeutung des Volkstümlichen abging", es zu dem zu machen, „was es zu werden verdiente, zu einem Lehr- und Unterhaltungsbuch für das breite Volk". Das sagt nicht etwa irgend ein Elsässer Bilderstürmer; das klagt der gescheute, besonnene nationaldeutsche Schriftsteller Karl Storck. Ein Jahrzehnt später sollten die Bilderbogen indessen wieder auferstehen —.

Ganz Holzschnitt und Liebe zur elsässischen Vergangenheit, reiht sich hier endlich ein Mann ein, der, symbolisch geredet, noch zu den Füßen Adolf Stöbers und Daniel Hirtzens gesessen hatte, und seit bald zwanzig Jahren allerdings nicht daheim, sondern im Reiche fest gewertet war, Theodor Vulpinus — Pseudonym für Theodor Renaud. Geborener Bayer, mit einem Einschlag französisch-hugenottischen Blutes, den der Name verrät, ein vollkommener Beherrscher der zwei Sprachgebiete, namentlich auch des französischen Verses mächtig, gehört Renaud seit 1872 dem Elsaß an. Bezeichnend genug führte er sich mit einem Bändchen verdichteter Sagen und Schwänke des Elsaß ein; das Buch nannte er mit lustigem Dialektanklang einen „Baßledang" — passe-temps, Zeitvertreib — und widmete das kecke Ding dem ehrwürdigen Adolf Stöber. Der Form nach nicht ganz mit Unrecht; denn mit Absicht schließt Renaud öfters an den Biedermaierton Pfeffels an; im Geiste freilich ein moderner Mensch, in dem noch ein Wölklein aus fröhlichen Studententagen verdampfte — auf den Schwänken lag der Nachdruck. Ein rechter Stammvater des modernen literarischen Elsaß also, sah sich Renaud bei der Ungunst der Verhältnisse doch von denen ignoriert, die sein Baßledang am ersten anging und wirklich über die Zeit hinwegtäuschen konnte; seine Anerkennung ward ihm

in Deutschland. Er fuhr mit der gleichen, übermütigen Frische fort, das mittelalterlich-elsässische Genrebild zu pflegen, in dem er bis heute keinen Nachfolger gefunden hat, da selbst in der Malerei nur Anfänge dazu aus letzter Stunde zu melden sind; die Form oft travestierte Balladenform, und von der Freiheit des „deutschen Verses" jeden billigen Gebrauch machend. So hat er Perlen aus dem Schatz des oberelsässischen Weinlands wie den „Hunnabrunnen", den „Horburger Logelnkrieg" für immer gefaßt. Mit der Gründung des „Alsabundes", in dem er den stellvertretenden Vorsitz führt, wurde wieder mehr daran erinnert, was man an ihm besaß. Er förderte Christian Schmitt und wurde ein regelmäßiger Mitarbeiter des Vereinsorgans, der „Erwinia". Obwohl „älteste Anschwemmungsschicht", wie er gelegentlich scherzend von sich meinte, schritt er nochmals vor den andern aus und erweiterte sein Stoffgebiet: alte Weisheit, junge Gesinnung und zeitloser Humor, ein bischen auch die liebe Schulstube, führten ihn zur „Legende", einem antiquierten Genre des Lehrgedichts, das ihm gerade barock genug ist, um historische Naivetät und Gegenwartskepsis bequem neben einander zu beherbergen. Dort spricht er jetzt gern, feiner noch als in seinen gelegentlichen Epigrammen, seine Anschauung von Welt und Menschen aus. Wie „zeitgemäß" aber der Dichter Renaud geblieben ist, das erkennt man in seinen trefflichen Übertragungen französischer Chansons: zu diesen gehören keine andere als die „Soularde", die „Glû", Repertoirestücke der Gilbert aus der Montmartrelyrik. Mit seiner Mischung von tiefdeutschem Humor und gallischer Schalkhaftigkeit, mit seiner männlichen Forschheit und Verachtung alles Traditionellen, die auch seine dichterische Persönlichkeit aus jeder Schablone herausge-

hoben hat, ist Renaud eine jener Fontane-Erscheinungen, wie sie keiner Zukunftsbewegung fehlen, und von denen auch das literarische Elsaß zwei oder drei aufweist. Er gleicht schriftstellerich von ferne, so in der ungenierten Sprachbehandlung, einigen Barocktalenten unserer besten älteren satirischen Blätter; ausgewählte Muster hat er nicht.

Hermann Stegemann schreibt eine womöglich noch männlichere Poesie. Eines unserer glänzendsten Talente, und darum daheim so gut wie übersehen! Allerdings hat er das Elsaß jung verlassen, hat dann in München und Zürich studiert und wirkt seit 95 als Journalist in Basel. Aber seine Produktion wurzelt durchaus im oberen Elsaß, und wenn er, zumal in seiner wahren Berufung, als Novellist, einmal den Titel eines frühesten und selbstgewachsenen elsässischen Heimatkünstlers beansprucht, kann man ihm den einfach nicht bestreiten. Schon seine ersten Novellen „Mein Elsaß", so ungleich in Ton und Wert sie sonst sind, stechen wie grünes Neuland aus der elsässischen Brache hervor. Eine unsentimentale Auffassung von Natur und Menschen, ein Vertrautsein mit den bäuerlichen Lebensmächten, ein harscher, nach knappster Anschaulichkeit ringender Stil; die gesamte Darstellung karg, schmucklos und dennoch merkwürdig eindringlich. Und ein Problem, das alles dominiert und freilich die Farben einer neuen Zeit und eines neuen Kunstbekenntnisses trägt, die Liebe; die Liebe im ländlichen Kleide, nicht mehr wie sie unser alter Erckmann nimmt, harmlos und episodisch, sondern streng realistisch geschildert, bald als ein kaum verdeckter Kampf der Geschlechter, bald auch als höchste Äußerung gesunder Lebensfreudigkeit; und stets als Mittelpunkt und Hebel des bäuerlichen Daseins gedacht. Dafür aber ein künstlerischer Ge-

staltungsernst, und ein paarmal ein Blitzen von Stegemannschem Humor, die alles adeln. Zwei der Skizzen „Der Dominik“ und „Der Grenzstein“ weisen schon mit einer beim Anfänger ungewöhnlichen Schärfe die Züge des Künstlers und Charakteristikers. Letzterer äußert sich am interessantesten und durch das ganze Buch in der Sprachmischung, in den dialektischen Einschiebungen: sobald Stegemanns Bauern reden, reden sie ihre Sprache, den oberelsässischen, oder französisch verfärbten Dialekt der Hochgebirgsgrenze. Diese allgemeinen und elsässischen Vorzüge steigern sich in der kurzen Spanne von drei Jahren zu einer verblüffenden Fülle in den „Erntenovellen“ — 1894. Mag man Anzengruberschen und Kellerschen Einfluß annehmen, mag man als Elsässer ein leises Über und Zuviel in der Gefühlswelt seiner Bauern empfinden, ja vielleicht sogar in dem prachtvoll gehobenen Rhythmus der Darstellung, an diesem Werke Stegemanns kann die elsässische Literaturgeschichte nicht ohne Dank vorüber. Wieder handeln die sechs Novellen von den Höhen und Tiefen der Liebesleidenschaft, wieder atmet ein Hauch kräftigster Sinnlichkeit durch die Geschehnisse. Aber alles ist reicher und klarer geworden; alles auch gründlich durchentwickelt — es sind diesmal ausgewachsene Novellen, keine erzählenden Skizzen mehr. Die landschaftliche Staffage ist geräumiger und suggestiver, obwohl sie der Menschenschilderung sonst untergeordnet bleibt. Und das Ganze hält und lenkt ein Stil von individueller Vollendung, eine der seltenen Dichtersprachen, die den Gegensatz von höchster Kunst und blühendem Leben verwunden haben: Stegemann schreibt ein Deutsch voll Mark und Grazie; Schwung und Einfalt, bewußte Prägnanz und episches Verweilen, Schriftsprache

und Mundart vergleichen sich friedlich darin. Stilist und Charakteristiker. Die „Erntenovellen“ bringen einen neuen Zug, der aber mehr ist als ein Zug der schriftstellerischen Physiognomie, weil er das Vehikel des Stegemannschen Schaffens zu werden verspricht: das ist ein Humor, der einen leichten gallischen, Rabelaisischen Beigeschmack hat, aber jeden deutschen Dichter ehren würde. Dem Leser geht's wie einem der Stegemannschen Helden: auch ihm wird der schönste Apfel gezeigt, und er rauft sich darum mit der Muse. Wenn man mit so sicherer Freiheit Gewagtes unterkriegt, wie in dieser einen und köstlichen „Heu-Marie“, dann hat man sich zumindest als Künstler den Meisterbrief geholt. Stegemanns Feld ist sicherlich begrenzt; seinen Romanen aus derselben Zeit vermag ich keinen Geschmack abzugewinnen; sie zerstückeln sich in Episoden und haben einen kurzen Atem, sind auch stofflich veräußerlichter; aber universell sind die wenigsten unserer großen Prosatalente und Charakterzeichner, einseitig betont ist Ludwig, ist Meyer, ist David. Die stilistische Freude am Zusammengefaßten bedingt das andere. Die Gebietsbeschränkung ist also ein notwendiges Übel. Stegemann hat übrigens noch einen dramatischen Versuch und noch ein Verdienst um das Elsaß zu vertreten, das in das Jahr der „Erntenovellen“ fällt, mit dem fünfaktigen Trauerspiel „Herzog Bernhard“. Gemeint ist natürlich Bernhard von Weimar, so ziemlich die lockendste Figur der elsässischen Historie, der elsässische Wallenstein. Der Stoff ist von deutschen Dramatikern wiederholt ergriffen, zuletzt von Wildenbruch. Stegemann beansprucht einen der ersten Plätze. Es ist ja wahr: die Geschichte hat in seltenem Maße vorgedichtet: alles Heldische, was idealistische Phan-

tasie einer großen politischen Rolle nur ansinnen mag, vereinigt sich auf den letzten Herzog des Elsaß: Jugend, Schönheit, Genie, eine rasche Siegesbahn, menschliche Tugenden, ein tragisch verhangener Tod auf der Höhe des Ruhms. Und alle Möglichkeiten gegeben, den Stoff zu vertiefen und zu beleben: die chaotische Zeit, die Einflüsse des Lagers, das von Frankreich und Schweden geknebelte Elsaß; ein jugendlicher Feldherr, der es liebt und befreit und an sich ziehen möchte; das Gaukelspiel des Ehrgeizes in der unverfestigten Brust, wenn ihn alle Parteien umwerben, um ihm seine Beute abzulisten; vor allem der protestantisch deutsche Fürst, der Schüler Gustav Adolfs, in dem schillernden Dienstverhältnis zu Frankreich! Stegemann ist gerade das Milieu am ehesten gelungen: frisch wie in „Wallensteins Lager" setzt das Stück mit trefflichen Soldatenszenen ein, die auch hier den Schatten des Helden vorauswerfen; die französisch-deutsche Umgebung des Herzogs strotzt von lebhaften Farben; besonders ist die Figur des großen Turenne mit Liebe ausgeführt und in ein eigenartig schönes Verhältnis zu Bernhard gesetzt. Bernhard selbst ist glücklich und feurig eingeführt, und sein Tod in Neuenburg eine geschickte dekorative Erfindung. Die seelische Struktur aber entbehrt des dramatischen Marks, ist lückenhaft und verschwimmt meist in rhetorischen Schleiern, wobei der Jambus zudem nicht Stegemanns Stärke zu sein scheint. Auch wird mir etwas viel nach der Gegenwart geschielt. Immerhin: Stegemann bleibt einer von den paar vornehmen Könnern, an welche das gegenwärtige Elsaß seine literarischen Hoffnungen anknüpfen darf.

Wir kommen zu Christian Schmitt, und damit zu einer mehr typischen Erscheinung. Literarisch steht Schmitt

auf der Schwelle zur neueren Lyrik: Geibel hat ihn angeregt, Martin Greif entscheidend befruchtet. Er ist Landschafter wie Greif, mit den gleichen frommen Farbentönen, und wie Greif auch überwiegend Formtalent. Im elsässischen Rahmen ist er ebenfalls Übergangserscheinung: er reicht die Hand der Otte-Stöberschen Linie — der greise Adolf Stöber empfahl noch seine „Alsalieder“ — technisch überholt er sie durchaus und auch als Gesamtpersönlichkeit wirkt er männlicher; die andere Hand reicht er den vereinzelten, meist eingewanderten Elementen, die zwischen 1880 und 1890 und zwar, wie er, auf klassizistischen Mustern fußend, für die Erneuerung der deutschen Lyrik im Elsaß sorgen: Vulpinus, Alberta von Puttkamer sind schon genannt; der Märker Wilhelm Schmidt, der Bayer Josef Reginus treten bemerkenswert hinzu — ersterer ein packender Schilderer des melancholischen Havellands, dem wir das schönste Gedicht auf den alten Fontane verdanken, dann im Elsaß für die Hebung des Vogesenverkehrs publizistisch tätig; der andere als junger Mensch in München zum Zenakel Heyses zugelassen, um erst bei uns langsam auszureifen. Das Typische aber an Schmitt und das historisch Wichtige ist, daß er als Dichter einen ganzen Stand vertritt, die elsässische Lehrerschaft. Es wurde schon darauf aufmerksam gemacht, daß die Kirche und die Schule den Vortrab der Germanisation eröffnen würden. Die Volksschule fand am schnellsten die Beziehungen zu Deutschland wieder, die bereits vor dem Kriege erfreuliche gewesen waren. Der Lehrer empfängt eine fast ausschließlich deutsche Vorbildung; er vermittelt wiederum diese deutsche Bildung; sein Beruf und Leben sind täglich vom deutschen Kulturelement beherrscht. Keinerlei Ablenkung durch ro-

manische Einflüsse wie beim akademischen Lehrfach. Die Assimilation des deutschen Kulturelements vollzog sich hier über allen individuellen Widerstand, namentlich seitens des übernommenen alten Personals hinweg, mit einer Sicherheit und Schnelligkeit, hinter der alle andern Berufsklassen zurückbleiben. Und bürgerlich-politisch äußerte sich dieser Prozeß früh in der öffentlichen Haltung des Elsässer Lehrkörpers: nicht nur ist der Einzelne ein wackerer, pflichtfühliger Staatsbürger, gehorsam der Obrigkeit und anspruchslos in seinen Bedürfnissen, sondern da gedeiht sogar das Gefühl, von dem die Elsässer schon vor der Revolution halb entwöhnt waren, das monarchische, die persönliche Anhänglichkeit an ein Herrscherhaus, also an Hohenzollern. In Christian Schmitts sanftem Altruismus sind diese Eigenschaften schon individuell beisammen, und als er seine „Alsalieder" herausschickte, war das wirklich tüchtige und anmutige Buch ein treues Spiegelbild der Art und Gesinnung seiner elsässischen Standesgenossen. Die energische Äußerung der Deutschgesinnung entschied natürlich ebenso den durchschlagenden Erfolg der „Alsalieder" im Reich, wie ihre Ablehnung durch die elsässischen Kreise. Dort war man angenehm überrascht und gern geneigt, das Bekenntnis des einzelnen Elsässers und elsässischen Standes auf den ganzen Stamm auszudehnen; hier begriff man nicht. In der dichterischen Beurteilung eines Heyse, Lingg, Greif entschieden freilich Schmitts formale Tugenden, und auch von diesem rein poetischen Erfolg fällt ein Licht zurück auf die Lehrerschaft. Die elsässische Lehrerschaft stellt den größten Prozentsatz zu den Freunden deutscher Dichtung im Elsaß, höchstwahrscheinlich infolge der dauernden Beschäftigung mit dem entsprechenden Lehr-

stoff, und auch an der vielfach anfechtbaren Schreibtisch-lyrik, die hier so gut wie sonstwo dem allgemeinen poetischen Instinkte entspringt, ist sie stark beteiligt. In Deutschland sind namentlich zwei Lehrerschriftsteller bekannt geworden, der kürzlich verstorbene Johann Westenhöffer aus Weißenburg und der jüngere, im besten Schaffen stehende Paschali — Pseudonym für Georg Weick —, beide als Verfasser guter Volkserzählungen; künstlerische Begabung zeigt Weick in seiner letzten Novelle „Grenzkapitän Bernhard", die immerhin ein schöner Beitrag zur besseren elsässischen Historienliteratur ist. Erwähnung verdient ferner die Colmarer Schriftstellerin Marie Kuntz, mit einem jüngst erschienenen recht achtbaren lyrischen Bändchen „Am Wege gepflückt", dessen gemütlicher Gehalt den Weg ins Volk finden dürfte. In der Hauptsache eine Schöpfung und Stimme der elsässischen Lehrerschaft ist endlich der im Jahre 1893 gegründete „Alsabund" und dessen Vereinsblatt „Erwinia". Gründer waren: der Schulrat Renaud — Vulpinus —, der Gymnasiallehrer Dr. Ehrismann, die Lehrer Christian Schmitt, Wilhelm Schmidt, Georg Süß, und der Pfarrer August Dietz. Dietz, eine menschlich liebenswürdige Persönlichkeit der älteren Gemeinde, übernahm die Präsidentschaft, Renaud den zweiten Vorsitz, Christian Schmitt die Schriftleitung. Die Mitglieder — Zahl schwankt zwischen 200 und 300 — sind durch alle Stände verteilt; die Lehrer bilden die Mehrheit. Ferner ist das Kontingent des protestantischen Unterelsaß das größere gegenüber Oberelsaß und Lothringen.

Des Vertrauens, das in der Wahl des jungen Dichters lag, hat sich Christian Schmitt während seiner neunjährigen Schriftleitung, von 1893—1902, nach Kräften würdig gezeigt. Die „Erwinia" trägt in dieser ganzen Zeit den Stempel seiner

Geistesrichtung: sie ist eine kleine Hochburg des deutschnationalen Gedankens. Schmitt bemühte sich, den Zusammenhang mit der weiteren deutschen Literatur herzustellen; durch Vermittlung der älteren lyrischen Muster, die er selbst verehrte, wie Storm, Greif, Geibel, Mörike, Keller; und durch persönlichen Anschluß an lebende Dichter seines Genres, die er zum Teil als Mitarbeiter gewann, wie Prinz Emil Schönaich-Carolath, Eduard Paulus, Valentin Traudt, Georg Ruseler, Heinrich Vierordt, Heinrich Sohnrey, Otto Ernst. So fand er sich auch zu Alberta von Puttkamer und zu dem aufstrebenden, ins Elsaß heimgekehrten, aber noch unbeachteten Fritz Lienhard. Aus dem engeren elsässischen Mitarbeiterkreis, der anfänglich recht bescheiden war, wurden individuelle Richtungen nicht laut. Stegemann, der nicht hineinpaßte, zog sich früh zurück. Die Marke der Vereinstätigkeit blieb etwa das ältere München, und es war nur eine Folge unserer allgemeinen Rückständigkeit, daß mit der gerade damals heftigsten Krisis der Berliner und Münchener Literatur keine Fühlung genommen werden konnte, obwohl man davon wußte, und selbst, wenn man aufrichtiger danach begehrt hätte. Zu einem Konflikt konnte diese literarische Stellung nur führen, wenn entweder die neudeutsche Bewegung das Elsaß mitergriff, oder wenn die nationalelsässische Linie zum Durchbruch kam. Das erstere ist nie der Fall gewesen, wie noch zu bereden sein wird. Der Konflikt mit dem elsässischen Vereinstheater aber hängt sich an eine neue Persönlichkeit, welche sich nicht im Rahmen des „Alsabunds" allein betrachten läßt, obwohl dort ihr erstes Lager zu suchen ist; ich verlasse einstweilen den „Alsabund" und gehe zu Lienhard über.

Ein Vorteil für Fritz Lienhard und künstlerische

Gerechtigkeit wäre es, wenn man ihn mehr als bisher aus geschichtlichen Bildungen begriffe. Er ist schon an sich eine etwas komplexe Figur mit merkwürdigen Lichtbrechungen, an der sich die Einzelbetrachtung leicht versieht. Am schönsten scheint er mir zu wirken, sobald man ihn mit seinen Grundeigenschaften gegen die Köpfe der neuen Schule hält. Wir sahen, wie Lienhard als junger Mensch von der naturalistischen Welle erfaßt wurde, wie er ihr mit zwei sozialen Dichtungen nachgab. Über sein wahres Verhältnis zu den Idealen von 1889 konnte er sich so lange täuschen, als diese künstlerischer Entwurf blieben, der von den wilden Gährungen des eigenen Blutes beliebig gedeutet werden konnte, so lange auch, als der Provinzler und Elsässer seine innere Stimme vor den fortgeschrittenen Großstädtern versteckte. Wenn die Reaktion eintrat, mußte sie den ganzen Mann erschüttern, denn der Gegensatz war mehr als ein Prinzipiengegensatz. Ich will nicht zu hoch greifen und sagen: alte norddeutsche und jugendliche süddeutsche Kultur prallten aneinander, sondern einfacher künstlerische Temperamente, die sich nie verstanden haben und nie verstehen werden. Der Naturalismus verbrauchte seine Ideale in technischen Anstrengungen, in der Eroberung neuer Stoffe, und neuer Gesichtspunkte und Mittel der Darstellung. Als Weltanschauung bekannte er von Anfang an den Verzicht auf jede positive Bekenntnisform; in der Praxis äußerte er sich politisch und religiös radikal. Sozial war er mit Notwendigkeit: Gegenwart hieß seine Welt und Gegenwart wurde, was er anfaßte, darum war der Kreis seiner Menschen verbürgerlicht, herabgestiegen zu den Erwerbs- und Arbeitsständen, deren Schicksale uns beherrschen. Hier aber war Beobachtung und Blick ins Kleine erste

Dichtertugend, der Kopf Meister; Phantasie, das Leichtgepäck des Herzens, erschien sekundär oder störend. Etwas Wissenschaftliches haftet an den besten dieser Dichter, wie an den großen Lehrern des Monismus. In dieser Bewegung trieb ein Mann von eigentümlicher Blutmischung, Sproß aus strengem nordelsässischen Protestantengeschlecht und Sohn auch unserer harschen nordelsässischen Hochebene, immer noch ein bischen Theologe und schon ein Stück pantheistischer Freiluftdichter; unter politisch indifferenten oder antipolitischen Deutschen trieb der Geist vom Geiste unterelsässischer Lehrerschaft, mit früh markiertem Gefühl für nationales Deutschtum; in großstädtisch erschlaffter Literatenkultur trieb ein bäuerlicher Charakter von straffster Selbstzucht, wacker, genügsam und eigensinnig, wie nur irgend ein Elsässer Kraftschädel; und die Höhensehnsucht des Wäldlers und eine quälerische Himmelssehnsucht, jenes verlorenste Vermächtnis aus unsern Vergangenheiten, flatterten gar ängstlich im alten Käfig Nikolais. So undogmatisch der Naturalist als Dichter und so beschränkt pedantisch er als Künstler war, so frei und fast naiv Lienhard, der Künstler, so grundsätzlich Lienhard, der Dichter und Erzieher. Die Reaktion kam in Gestalt eines Nervenzusammenbruchs im Sommer 1892, der mit Lienhards Flucht nach Partenkirchen endigte. „Da begann eine förmliche Wut gegen den Zeitgeist"; der ganze anders gebaute Organismus schüttelte die aufgezwungene Natur ab und sagte dem Fremdling Fehde an: eine Fehde, die sich zunächst vom Kriegsgeschrei der Eulen und Krähen nicht unterschied, aber später zu einem imponierenden Zweikampf und zu beachtenswerten Kampfzielen auswachsen sollte. In der Geschichte des Naturalismus gibt es noch ein paar

andere Männer, die sich mit trotziger Wahrung einer religiösen und individuellen Grundstimmung ein vornehmes Verhältnis zu ihm, eine formelle Anerkennung von ihm erstritten haben, allen voran Cäsar Flaischlen und Wilhelm Weigand. Lienhard ist also nicht ganz Ausnahme; aber an publizistischer Frische hat ihn keiner im Streite erreicht. Ich hätte nichts einzuwenden, wenn man eine schöne Symbolik darin fände, daß das „ausgeruhte", also das spekulativ ausgeruhte, literarisch träge Elsaß das schneidigste Messer gewetzt hat zur Abrechnung mit einer derart nivellierenden und eigentlich doch so demokratischen Dichtungsform. Symbol und Tatsache zugleich, und wichtig ist einstweilen nur, daß Lienhard sich in den Gegner verbissen hatte, und daß der Elsässer Raufer sobald nicht vom Gegner ablassen würde. Alle Macht war unterdessen im feindlichen Lager, und mit den „Webern" krönte der wackere Gerhart Hauptmann Theorie und Praxis seiner Partei. Lienhard kehrte ins Elsaß zurück und suchte die dringende, auch rein physische Ruhe und Sammlung in seinem Heimatsdorf. Es beginnt das enttäuschungsvolle und an beiderseitigen Mißverständnissen reiche elsässische Zwischenspiel, und wiederum ist es bemerkenswert, daß das Elsaß auch jetzt, wo einer seiner Söhne aus Berlin zurückkam, von dem dortigen Suchen und Ringen nicht berührt wurde, denn der Heimkehrende brachte die Absage an Berlin mit. Er kam als Eckardt und Warner. Die Verhältnisse daheim hatten sich nochmals modifiziert; namentlich hatte die nationalelsässische Linie ihren entscheidenden Zuwachs erhalten: durch die Malergeneration, die wir als halbe Knaben verließen, und welche inzwischen ihre akademischen Studien abgeschlossen hatte. Diese entdeckten nach und nach als

Landschafter, als Porträtisten oder Sittenschilderer, oder auch nur als treue Aquarellisten Straßburg, die Altstadt, Straßburgs nähere Umgebung, Rhein und Ried, Straßburgs Pfahlbürgerschaft, einen Teil der unterelsässischen Dorf- und Bauernschaft. Sie waren es, die alle Vorarbeiten für das elsässische Vereinstheater lieferten; sie sonderten Staffage und Typen aus, welche nachher der Dialekt weiter ausfüllen sollte. Aufs Universelle und Gedankenhafte gehende Bestrebungen, also deutschen Kunstausdruck, zeigten sie nicht; die Wenigsten hatten ja in Deutschland durchstudiert; das bildnerische Können nahm und nimmt sie allein in Anspruch, und auch sie traten hiermit das französische Erbe an. Freilich war ja auch die Revolution der deutschen Malerei noch keineswegs öffentlich, und diese mit ihren weitschichtigen Bildungsvoraussetzungen, literarischen und sozialen Angriffspunkten zu rezipieren, wären sie nicht geeignet gewesen. Man kam mit guter Schulung wieder heim und war innerlich nicht deutscher geworden, nur daß man manchen Aberglauben der Alten überwunden hatte. Die deutsche Linie, Sattler-Spindler, empfing also keine weitere Nahrung und versandete; Lienhard, der Dichter, brachte ihre Fortsetzung. Das Gros der elsässischen Maler scharte sich um Straßburg, schuf aus diesem heraus und bleibt nun in beständiger Wechselwirkung mit der Entwickelung der nationalelsässischen, der Dialektliteratur.

Das Jahr 1895 bezeichnet eine zweite Steigerung des allgemein-geistigen Lebens, die sich in folgenden Tatsachen ausspricht:

Einmal muß das Straßburger Stadttheater dem Druck des reformierten Berliner Repertoires nachgeben und an den Ausbau des Schauspiels denken. Es findet sich ein

Mann von idealer Freudigkeit, der hochverdiente Krückl, der mit guten und billigen Klassikervorstellungen, gestützt durch zum Teil ausgezeichnete Kräfte, Geschmack und Sinn für den Ernst in der Kunst verbreiten hilft. Notwendig wird endlich an das neue Drama angeklopft, schon zu spät eigentlich und ohne alle literarischen Folgen. Sudermann vermittelte zunächst, wie überall. Ibsen zieht mit den „Gespenstern“ fremd und kühl vorüber. Hauptmann gewinnt Freunde mit dem „Hannele“; die dankt er aber nur der rührenden Verkündung Hanneles durch unsere beste Straßburger Darstellerin. Die Kritik erneuert sich mit. Neben den angesehenen älteren Referenten der „Strassburger Post“ und der „Straßburger Neuesten Nachrichten“ entfalten sich einzelne jüngere Talente, die — im Kleinen wiederholt sich da die Rolle der Hart, Harden, Mauthner — mit vermehrt künstlerischer Empfindung, mit strengeren Bühnenanforderungen, mit einer frischeren und eleganteren Form des Urteils zu schneidigen Anwälten der Moderne werden: so Wallis im „Tageblatt“, Marion in der demokratischen „Bürgerzeitung“, Thomas Selz im katholischen „Elsässer“. Einen sichtbaren Einfluß auf den Spielplan, auf die Schauspieler und auf das akademische Publikum erlangt aber erst Marions Nachfolger, der scharfsinnige und temperamentvolle, aber durchaus auf den Stil Hauptmanns und Halbes eingeschworene Gustav Wethly, dessen sorgfältig durchgearbeitete Kritiken ungefähr nach der „Versunkenen Glocke“ einsetzten und ihm bis in jüngste Tage die Führung in der Theaterpresse gewährleistet haben.

Die Hochschule beteiligte sich hier niemals unmittelbar öffentlich am literarischen Leben. Ein Lehrstuhl für moderne Literatur fehlt. Nur die bildenden Künste sind reicher be-

dacht. Man ist sogar stolz darauf: die Straßburger Universität ist — nur — eine Arbeitsuniversität. Um so aufrichtiger ist deshalb eines Mannes zu gedenken, dessen vornehm eklektischen Publika allwinterlich eine buntgemischte Gemeinde von Studenten aller Fakultäten, Beamten, Militärs in den Hörsaal locken, wo er über Grenzfragen von Dichtung, Philosophie und praktischer Gegenwart, oder über irgend einen Geisteshelden spricht. Theobald Ziegler hat namentlich als sozial-pädagogischer Schriftsteller seinen Namen in Deutschland, und diesen Ruhm habe ich nicht aufzuwärmen. Daran aber muß erinnert werden, wie Ziegler in jener Mitte der neunziger Jahre seine Vorlesungen über den „deutschen Studenten am Ende des Jahrhunderts“ hielt; wie er aus dem Katheder eine Kanzel für die Geistesjugend machte, die man sich dauernd wünschen müßte, und, ein andrer Fichte oder Treitschke, mit allen Idealen der Männlichkeit an die Jungen appellierte, welche auch unserer elsässischen Zukunft unentbehrlich sind, ohne die wir niemals sein werden. Was Ziegler, den inzwischen Gealterten, auch später mit dem Ringen der Zeit verbinden mag, wieviel Anregung er in dieser nüchternen Hochschule des Fleißes dem Nachwuchs bot und noch immer bieten mag, seine Kollegien über die Hauptströmungen des Jahrhunderts, über Nietzsche, über Goethe, und, das Theater anlangend, sein frühes energisches Eintreten für Sudermann, uns trifft das Buch vom deutschen Studenten heute wie damals mit ungebrochener Wucht, und damit schreibt er sich auch in unsere Tafeln.

1895 befestigt sich endlich der Name eines Mitte der Zwanziger stehenden Juristen, dessen Lustspiele in der Mundart seit 1893 die Runde der Lokalvereine machten und eine feinere Faktur aufwiesen. Er hieß Julius Greber, war

1868 in Aachen aus altdeutscher Familie geboren, seit 1872 im Elsaß und in Straßburg aufgewachsen. Es ist eins der bizarren und wenn man will ironischen Zufallsmomente unserer Geschichte, daß wir einem Eingewanderten, allerdings einem Grenzländer, das Durchdringen der Dialektbewegung verdanken. Wenn auch nicht dichterisch, so doch historisch wird Greber den ersten Platz in der Gallerie unseres Volkstheaters einnehmen. Ob die Amalgationsfähigkeit des Grenzländers, wie er selbst meint, ihn schneller dem heimischen Wesen assimiliert hat, ob bewußte redliche Eingewöhnung, einerlei: er hat zuerst dem Vereinstheater künstlerische Ziele gesteckt, er hat es überhaupt erst zusammengefaßt, und in dieser organisatorischen und zugleich produktiven jahrelangen Arbeit hat er eine Liebe zum Stamm und ein Verständnis für seine schönsten Bedürfnisse entfaltet, die genügen müssen, um ihm unsere Dankbarkeit zu sichern. Greber kannte als Autor und als Regisseur die Bestände der einzelnen Vereine, 1896 warb er die Kerntruppen zusammen und ließ den „Straßburger Theaterklub“ erstehen, welcher der Veredelung des bishin unzulänglichen Dialektrepertoires gewidmet sein sollte. Dies Ideal konnte sich nicht mit einem Schlage verwirklichen. Ernste Stücke im Gewand der Mundart fehlten nicht nur, sondern man konnte sagen, daß seit Arnolds Vorgang an die Möglichkeit einer ernsteren Verwendung des Dialekts nicht mehr gedacht worden war. Jetzt, und eben namentlich bei Greber, war der Wunsch brennend, ein vornehmeres Dialektdrama zu gewinnen. Die Lösung war eine ziemlich unerwartete und hat den ganzen Reiz der zwischen Malerei und Dichtung hin- und widerspielenden nationalelsässischen Entwickelung. Sie kam eben aus der Gruppe der einheimischen Maler;

1897 veröffentlichte der Landschafter Gustav Stoskopf, jener frühe Mitarbeiter am „Mirliton“, sein erstes Bändchen Dialektgedichte „Luschtigs üs'm Elsaß“. Einzelne Nummern waren bereits vorher zum Besten gegeben, in geselligem Kreis, unter den Malern, unter den elsässischen Studenten; Stoskopf, der auch als Schüler Lefèbvres einen guten Pinsel führte, war bereits in rechter Fühlung mit den Straßburgern. Seine Gedichte, halb Genre, halb Satire, wirkten, trotz ihrer geringen künstlerischen Haltung, wie ein künstlerisches Ereignis. Warum? Einmal, und das schlug durch, sah sich der Straßburger nach langer Verborgenheit wieder ein Gegenstand menschlichen Interesses, ja mehr, als Objekt künstlerischer Behandlung. Verdichtung in seiner Sprache, im Steckelburger Ditsch. So wie man aß, trank und fühlte und etwas spießerisch war und seine lieben Schwächen hatte. Und da sprach ein Landsmann und wählte eine Form, die vielleicht nicht hoch gegriffen war, die man aber verstand. Und das andere: Korpsgeist war in dem Buch. Eine unserer schönsten künstlerischen Sitten: die Malergemeinde hatte den Kollegen mit passenden Zeichnungen herausgeschickt, in dem Buch trafen sich die besten Namen, Hornecker, Spindler, Schneider, Haas u. a.; man hatte mit richtigem Instinkt das gemeinsame Ziel mit der Schwesterkunst betont, und von da ab ist ein elsässischer Dichter ohne die Assistenz des elsässischen Malers undenkbar. In dem einen Jahr verbrauchte man drei Auflagen von Stoskopf, und er schrieb sein zweites Bändchen „G'schpaß un Ernscht“. Die gleiche herzliche Aufnahme. Greber und Stoskopf rückten zusammen, der altdeutsche Jurist und der elsässische Maler, und nun trat das Dialekttheater in ein anderes Stadium. Sie fanden wieder Heßler, den Eroberer Arnolds, immer guten Muts,

und Heßler plante damals im Rahmen eines zu gründenden deutschen Konkurrenztheaters regelmäßige Sonntagnachmittagsvorstellungen einer „Elsässischen Spielgenossenschaft“. Für eine Konkurrenz mit dem Stadttheater versagten die Verhältnisse; Kapital bot sich dazu keines. Dafür erfaßte Greber die weitere Idee und erließ zusammen mit einem Komité, das schon die meisten Persönlichkeiten des künftigen Volkstheaters vereinigte, nämlich Heßler und Stoskopf, den Erckmannübersetzer Hauß, den Dramatiker Ferdinand Bastian, und die Schauspieler Adolf Horsch, Eugen Criqui und Adolf Wolff, einen Aufruf zur Gründung eines „Elsässischen Theaters“. Das war Ende Februar 1898.

Während so die elsässische Spezialkultur sich in stetem Fortschreiten begriffen zeigte, war die deutschmittelalterliche Linie mit dem Eingang der Sattler-Spindlerschen Bilderbogen ins Stocken geraten. Unzeitgemäß, wie er Berlin verlassen, unzeitgemäß dem eigenen Volk gegenüber, sprang Lienhard in diese Bresche. Ich komme auf Gesagtes zurück und will hervorgehoben haben, daß man ihn nicht aus den Berliner Beziehungen und Verankerungen lösen, nicht als charakteristischen Elsässer Spezialisten behandeln soll. Das würde sich gerade Lienhard heut' am ersten verbitten. Das war er selbst in dem frischen Waldbuch nicht, in dem er am reinsten die Quellen der Landschaft auffängt, und welches dem Nachwuchs immer noch Richtung weisen kann, in den „Wasgaufahrten“. Da schaut mit einem Auge Großdeutschland, und mit dem andern die durchaus persönliche, religiöse Stimmung hinein, wie sie sich in der Reibung mit Berlin entzündete. Lienhard als Gesamtmensch braucht die große Perspektive unseres literarisch-geistigen Kulturkampfes;

Lienhard, der Künstler, braucht die Perspektive einer weitherzigeren Auffassung, weil das Dichtertum in ihm nicht zu trennen ist vom Erzieher, weil er nicht reiner Dichter ist. Man mag sich nur eine kleine Zeitparallele herstellen, um das einzusehen: den „Liedern eines Elsässers“ entsprechen etwa die „Burenlieder“, den „Wasgaufahrten“ in wirklich interessanter Art das „Thüringer Tagebuch“, und zwar fast mit Wiederkehr der Stoffe, dem „Till Eulenspiegel“ der „Münchhausen“, der „Odilia“ wohl die künftige „Elisabeth“. Eine Wiederkehr des Gleichen: das Thema bilden entweder individuelle Niederschläge oder die großdeutsche Kultursorge, in der Regel beide ineinander verwoben, die Variationen bringt die Landschaft, früher die unsere, später Thüringen. Es war eine richtige Witterung in der groben Ablehnung, wie sie Lienhard hier im Anfang erfuhr. Wie bei Schmitt verdroß ein Deutschbekenntnis, das nur mit glühenderen Farben und auch mit bestimmteren geistig-politischen Konsequenzen vorgetragen war. Das Problem ist kein anderes, und man braucht wirklich nicht zu grübeln: auch Lienhard entstammt dem protestantischen Nordelsaß und entstammt einer alten Lehrerfamilie. Auch da fallen die verzweigten Verwandtschafts- und Blutsbeziehungen über die Vogesen hinüber weg, die in der elsässischen Stammesseele einen nicht genügend respektierten Einfluß üben. Und Lienhard hatte Berlin erlebt.

1895 erschien Sudermann auf unsern Bühnen. 1895 Grebers Lustspiele. 1896 lag schon sein naturalistischer Einakter „Lucie“ druckreif vor. 1895 erscheinen Lienhards „Lieder eines Elsässers“, erscheinen Lienhards „Wasgaufahrten“. Stadtlust, Stadtelend, Stadtsprache und Stadtcharaktere — da ein Ruf der Hörner aus tiefstem Wald-

grund —. Seit Erckmanns Tagen hatte der Wasgenwald nicht mehr gesprochen — —! Das kann Fritz Lienhard nicht vergessen werden. Darum haben wir Jüngeren die „Wasgaufahrten“ lieb! Im Mai pilgert der Dichter vom Dossenheimer Tälchen übers Zaberner Eck nach Odilien und bis in die Südvogesen. Wehmütig, herbstlich endet die stille Reise. Wohl! nicht der individuellste Wasgau wird berührt, der nur dort ist, wo er sich am scheusten versteckt, sondern der Träger unserer Kulturgeschichte, der offizielle Wasgau. Odilienberg, dies Auge des Landes, das mit uralter Weisheit die ganze Rheinebene durchforscht, Odilienberg, die fromme Stätte der frommsten und rührendsten elsässischen Sage, das Kulturdenkmal Odilienberg, in dem gallisch-römisch-germanische Kreuzungen sich verewigt haben für immer, das hat Lienhard der Poesie zurückerobert. Das Odilien, vor dem der Elsässer Bauer seine derbere Andacht zu verrichten kommt, das bürgerliche, pfingstmontägliche, profanere und vermenschlichte, wird die Beschreibung René Bazins — sein einziger Ruhm — gerechter Weise für sich beanspruchen. Wir alle haben heute das Gefühl, daß die Landschaft in weit anderer Fülle solch' ein elsässisches Buch durchströmen müßte, daß die breite Zeitschau, die breiten Zeitgespräche, welche damals im Reich und in Österreich für den Dichter warben, keinen Vorzug, sondern schon ein künstlerisches Gebrechen des Buches ausmachen. Wir empfinden deutlicher, als wir's nachweisen könnten, daß die Inspiration zu sehr individuellen Motiven entspringt und zu wenig dem Boden der Handlung, daß das schlimme Berlin recht eigentlich Gevatterstelle versehen hat, daß der allzulaute Ruf „Mehr Deutsch“ selbst bei dieser Aufrichtigkeit der Gesinnung den landschaftlichen Rahmen verletzt.

Aber wir freuen uns trotzdem, dies' frühe Muster dafür zu besitzen, wie der Weg in die große Dichterwerkstatt unserer Vogesen angetreten werden müßte. Keiner unter uns, dem nicht die Wanderseele bei Lienhards Schildereien getaut hätte! Und ich glaube, von allem, was ihm das Elsaß zugetragen, werden die „Wasgaufahrten" lebendiger Besitz des Volkes bleiben und manchen Nachwuchs überdauern. Man kann ruhig sagen, daß der Lienhard von 1895 bei seinen Landsleuten zum wenigsten nicht auf Widerspruch stieß. Den Feind, dem das Zeitbuch wehrte, konnte man nicht beurteilen; man kannte ihn doch nicht; die Tragweite seiner künstlerischen Forderungen konnte man nicht empfinden; dafür war es schon drüben in Deutschland zu früh; und für die Erhöhung des elsässischen Mittelalters hatte man auch keinen Dank, denn tote Symbole haben keine Sinne. Selbst im nahen Kreis des „Alsabundes" ist Lienhard lange, lange nur ein besonders begabter Liederdichter der deutschen Liga, ein kleiner Stolz des Vereins, ohne eigentliche Witterung für das ferner Deutende an ihm. Das Zeitbuch gefiel in Deutschland als nationale Stimme aus Südwesten; in Österreich, dem provinziell und landschaftlich lange vor Deutschland durchgegliederten, gefiel das Provinzialkolorit. Berlin war unerreichbar, und es bedurfte wieder des persönlichen Erscheinens des Gegners, um ins Handgemenge zu geraten. Aber auch in Deutschland wurde das Programmatische der „Wasgaufahrten" nicht verstanden; höchstens erblickten die Reaktionäre aller Lager darin eine verklärte Bestätigung.

Den deutschen Erfolg trübte also kein Widerspruch aus dem Elsaß. Dann schleicht auch „Till Eulenspiegel" ungekränkt heran, das wilde Schelmenblut in deutsche

Grübelei getaucht, flackernd und fragmentarisch, aber mit großer Zartheit angelegt und im Dichterschmerz geboren. Vor dem Zufallspublikum des Stadttheaters zog wiederum deutsches Mittelalter vorüber, Bauernkrieg, römisches Recht und Hans Sachs; wiederum vernahm man den Unterton gegen die welsche Unnatur; wiederum schmolz man schließlich vor der eigenartigen Wärme des jungen Dichters, und als sein Held auf dem Rasen lag, und die hundertköpfige Gemeinheit lachend und schmatzend ihre weichen Pfühle beschritt, da hielt — ich habe es miterlebt — da hielt diese bunt zusammengewürfelte Hörerschaft, alles wie ein Mann, zu Lienhard.

Nur einzelne Stimmen meldeten sich gegen den Dramatiker, indem sie vorschützten — was dann später zur beliebten Formel wird — den Lyriker freilich gelten zu lassen. Wieviel kannten aber die „Lieder eines Elsässers“ im Elsaß? Neben den paar engeren Freunden Lienhards? Neben den paar deutschen Literaturfreunden? Erst die Generation von Ende Siebzig hat feinschmeckerisch darin zu lesen und zu wählen begonnen. Lienhard blieb konsequent, und ließ nicht von elsässischen Stoffen; immer in seinem etwas offiziellen Geleis erfaßte er jetzt, im selben Jahre 1897, als Stoskopf die elsässische Linie zum Siege führte, unsern weltlustigen Herrn Gottfried von Straßburg. Er bog ihn leider schlank ins Nazarenische um. Nicht Hochland und nicht Hochlandsmaid halten diesen Sänger der Tristantragödie, sein Kreuz nach Jerusalem zu tragen! Wohl ragt Odilienberg verheißend mit finsterm Tannengrün in die Handlung; die Klosterglocken hören wir, Weisheit träufelt von hoher Wolke; aber Leben und Leidenschaft schleppen sich mühsam durch ungelenke Iamben. Und ein drittes Mal packte

er den heiligen Berg. Das Kühnste: er dramatisierte die Legende. Ein durchaus reeller Plan, ein klug dramatischer Plan: das mürbe Merovingerreich; kraftvoll erhebt sich auf ihm ein freies alemannisches Herzogtum im Elsaß; Herzog Eticho selbst als Mann von übermenschlichen Verhältnissen gedacht, ein letzter Strebepfeiler des sterbenden Heidentums; die eigene Tochter, die schwache, blinde Odilia, ringt mit ihm um die neue Botschaft; die wunderbare Rettung Odiliens vor dem Stahl des Vaters dramatischer Angelpunkt; Eticho flieht in seine Wälder, Odilia verkündet ihr Lichtreich und Königtum Elsaß. Und was ist aus soviel Stoffpoesie geworden? Ein gotisch steifer Bau, den jedes kleinste der schönen „Odilienlieder" aufwiegt.

Um die Gründe weiß' ich nicht. Sicher war Lienhard persönlich ganz für die fromme Fabel disponiert; und sie flog ihm nicht von außen zu, sondern erfüllte ihn durch Jahre und nährte sich an den Wurzeln seines Wesens. Auch konnte sich der Zeitkritiker in der Gegenüberstellung des Evangeliums der Kraft und des Evangeliums der Liebe geräumig auslassen. Vielleicht ist es gerade wieder das Zuviel an Zeitspiegelungen, das dem Werke alle Naivität nimmt. Befremdend ist jedenfalls weniger, daß die, wie gesagt, sehr schwierige dramatische Absicht mißlang, als der Mangel an lebensvoller Wirklichkeit: keine der Hauptfiguren gelangt über das abstrakte Symbol hinaus, und namentlich ist keine einzige Elsässisch.

Das akademische Stück markiert trotzdem den ersten größeren Literatenzank, den das junge literarische Elsaß mitmachte. Auf einige dem Dramatiker und dem Vertreter des iambisch-historischen Dramas geltende schroffe Renzensionen der radikalen Theaterpresse erwiderte Lienhard mit

großer Empfindlichkeit, und es entspann sich eine beiderseits schneidige Polemik, die historisch zweifellos wichtiger ist, als sie es dogmatisch sein konnte. Denn man schrieb 1898, das Gründungsjahr des „Elsässischen Theaters“, und Stoskopfs „Herr Maire“ stand vor der Tür. Die Niederlage der „Odilia“ erschien notwendig wie eine zweite Schlappe der deutsch-mittelalterlichen Linie; es war charakteristisch, daß der „Alsabund“ den Dramatiker Lienhard wie ein Prinzip verteidigte, und daß Lienhard selbst sein Bühnenschicksal als eine Beleidigung seiner besten Stammesgefühle empfand und bezeichnete. In diesem Sinn nahm er Abschied von der treulosen Heimat und kehrte nach Berlin zurück, wo er seine wahre geschichtliche und menschliche Bestimmung finden sollte; er tat es in den Spalten der „Erwinia“, und damit rückte diese in eine bishin ungewohnte exponierte Stellung gegenüber dem national-elsässischen Lager auf. Ein Zusammenstoß war unvermeidlich, sobald nur erst das Vereinstheater unter Dach und Fach, und damit die definitive Vorherrschaft der Dialektkunst entschieden war. Neuen Zündstoff brachten noch die „Briefe eines Elsässers“ von Karl Storck, der in kluger Erkenntnis der ganzen kulturellen Veränderung, des ganzen nationalen Aufschwungs, wie sie die Dialektbewegung bei äußerer Harmlosigkeit dem Lande versprach, direkt an die Verwaltung appellierte, die drohende Gefahr einer provinziellen Fronde gegen die Reichsidee, die Entstehung eines selbständigen elsässischen Nationalbewußtseins im Keime zu ersticken. Storck hatte die Bedeutung des andern Lagers richtig erfaßt; er vergriff sich nur darin, daß er mit politischer Gewalt zu unterdrücken verlangte, was er selbst als reine und natürliche historische Bildung zugeben mußte. Reichselsaß gegen Nationalelsaß: wiederum

waren Kulturschiebungen ins unversöhnlich Politische übersetzt.

Im Juli 1898 hatte sich das „Elsässische Theater“ konstituiert. Die Abonnementslisten wurden aufgelegt, und nun kam das Unerwartete und psychologisch Merkwürdige: eine stattliche Anzahl altdeutscher Elemente zeichnete sich ein. Es wiederholte sich also das erfreuliche Beispiel der Pfingstmontagaufführungen. Die elsässischen Kreise aber fragten ängstlich nach den Stücken. Und die elsässischen Freunde deutscher Literatur, wie man zur Abwechslung sagen kann, zeigten sich am strengsten: sie verzichteten von vornherein auf künstlerische Möglichkeiten. Niemand war im Recht. Die Altdeutschen mußten von dem Unternehmen Vorstellungen haben, wie sie ihnen ähnliche Volkstheater in Deutschland lieferten, so die sehr populären Schlierseeer. Das Elsässische Theater wollte mehr: es wollte dem Elsässer, also einem ganzen Stamm, sein Theater, sein Stammestheater schenken. Ein Theater, dessen Sprache und Kunst er verstand, hatte der Stamm eben nicht. Und nach Kunst bekannte er sich hungrig — endlich. Nahm also der Altdeutsche die neue Gründung nicht ernst in ihrem letzten Ziel, so nahm sie der elsässer Literat ästhetisch nicht ernst, aus dem Vorurteil vom Dialekt als inferioren Ding an sich. Den Indolenten unter seinen engeren Landsleuten aber setzte Stoskopf einfach ein lakonisches „Das wollen wir mal sehen“ entgegen.

Er hat sein Wort eingelöst. Am 2. Oktober 1898 eröffnete das „Elsässische Theater“ seine erste Spielsaison, und zwar mit drei Stücken, von denen jedes einzelne des Verweilens wert ist:

Man hatte sich vor allem einen guten Hausgeist,

unsern besten Hausgeist verschrieben: das Elsässische Theater war so klug — nur beim Ausgraben spricht man von Pietät — so klug und so glücklich, Erckmann zu entdecken. Noch mehr: mit entzückender Freiheit hatte man gewagt, dies elsässische Genie noch intimer zu verelsässern, indem man sein schlichtes Französisch schlankweg ins elsässer Ditsch übertrug. Dies Verdienst hat Karl Hauß. Und wieviel Überraschung, als „D'r Ami Fritz" nun in heimischer Mundart, von einheimischen Bürgerschauspielern und im landschaftlichen Kostüm gespielt, einen Dichter verkündete, der sonderbarer Weise uns gehörte, den man schon lange den Leihbibliotheken überlassen hatte, dessen Name schon etwas Patriarchalisches hatte. Kleine Verhältnisse, kleine Schicksale, bescheidene Weltanschauung — und doch schlug das Stück die Augen auf, wie eine treue Morgensonne über unsern Feldern. Was man in den großen Zügen Lienhardscher Auffassung nicht gelesen hatte, die Seele der Heimat und das wackere Herz des Volkes, erkannte sich unschwer in der kaum gehobenen Abbildung Erckmann-Chatrians.

Immerhin — keine Originalarbeit, nur eine Übersetzung. So meinten die Zweifler und die offenen Gegner, und das ließ sich hören, so falsch es innerlich war, von einer Übersetzung dort zu sprechen, wo eine Dichtung ihrer eigentlichen Atmosphäre erst durch die Sprachverschiebung zurückgewonnen war; die deutsche Sprache macht einen sehr feinen Unterschied zwischen „übersetzen" und „übertragen". Eine Feuerprobe war es also nicht gewesen. Da folgte Stoskopf mit seinem „D'r Herr Maire": 27. November 1898.

„Maire" — französisch, gleich Bürgermeister — nennt man bei uns den Dorfschulzen. Dörflerischer Ehrgeiz,

dörflerischer Wohlstand und dörflerische Intelligenz mischen sich in dem Amte und verleihen ihm etwas Typisches. Direkte Aufsichtsbehörde ist der Kreisdirektor, und die Aufsichtsbehörde wird zur vorgesetzten Behörde, je nachdem es die Verwaltungsmaxime fordert oder die Unterwürfigkeit des Maires gestattet. Dieser Maire von edler Art ist die erste Volksfigur, welche das Dialekttheater gestaltet. Die Malerei war natürlich viel reicher. Auch die Dialektlyrik, welche um dieselbe Stunde etwa erwacht, ist schon vielseitiger. Und den Maire findet wieder ein Maler, eben Stoskopf. Und eine Kunst, die nach ihrer ganzen Entwicklung und nach dem Charakter der Künstler eine wesentlich städtische ist, führt sich ein mit einer durchaus ländlichen Figur.

Stoskopf hat das ländliche Modell freilich als Städter behandelt, ohne jede Spur von Liebe, aber auch, trotz gehäufter Belastung der bäuerlichen Züge, ohne jede Absicht von Karikatur. Der Maler hat nur dann und wann zu kurz gesehen. Das Stück ist offenbar frei und fröhlich hingehauen, mit jener unbefangenen Sicherheit, die ursprünglichen Talenten eignet. Die Fabel spielerisch und voll schwankmäßiger Unwahrscheinlichkeiten. Die altdeutsche Hauptfigur Schablone. Der Herr Maire selber nicht als Charakter durchgehalten, sondern bald in gefälliges komisches Beiwerk aufgelöst. Und doch hängt das Ganze in sichern Ketten und schwebt zwischen Lustspiel und Posse nicht unangenehm hin und her.

Nur eines ließ das Stück ästhetisch auf schwachem Grunde stehen: das lyrische Element fiel aus, und dort, wo die dichterische Wärme trotzdem zur Geltung kommen mußte, in der Titelfigur, fehlte die wahre Liebe. In der deutschen Ästhetik sagt man Humor. Der Elsässer ist

unsentimental, und das äußert oder rächt sich in einer gewissen lyrischen Dürftigkeit seiner Sprache. Die Konturen unseres Dialekts sind durchweg hart. Stoskopf hatte nun gar kein Bedürfnis gefühlt, sich da irgendwie durchzuwinden; er schuf ja zunächst nicht als Künstler; er schraffierte scharf wie in einer Skizze und gebrauchte die ersten besten Dialektformen, wie sie ihm gerade unter die Feder liefen. Das ergab ein Werk, das, kulturell wertvoll, ästhetisch kaum den Durchschnitt erreicht. Im Punkte der Ästhetik platzten denn bald die feindlichen Geister aufeinander.

Die Premiere hatte einen in elsässischen Theatern ungewohnten Erfolg. An diesem Novemberabend feierte die nationalelsässische Richtung einen Triumph, der dadurch an Resonanz noch gewann, daß ihn nicht bloß die gesamte Presse mit seltener Einmütigkeit und mit einmütigem Leitgedanken bestätigte, sondern sogar die Regierung, welche gewisse politische Spitzen des Stückes am ersten verdrießen konnten. Die Aufführung hatte überraschende Leistungen des absolut ungeschulten Personals gezeitigt. Adolf Horsch, einer der Gründer, seines Zeichens Buchbinder, erschien in die Rolle des „Maire" wie in die eigene Haut verwachsen und sprühte von derbem Feuer. Das Kostüm, das Milieu schmeichelte. Und die Jugend des Unternehmens strahlte über allem. Daneben kamen ästhetische Bedenken nicht auf; dies in der Mehrzahl naivere Publikum war selber unerzogen, theaterfremd und unkritisch; soweit es aber schöngeistig empfand, brachte es die Tradition aus den französischen Gastvorstellungen herüber und forderte nicht den vollen Ernst der Kunst; der altdeutsche Teil freute sich voraussetzungslos an der Buntheit der Vorgänge und an den schönen Verheißungen eines solchen Anfangs und

fühlte sich übrigens durch seinen Vertreter auf der Bühne nicht mehr verletzt, als durch jeden beliebigen täppischen Philologen in jedem beliebigen deutschen Schwank. Die Haltung der Presse — zum Teil waren die Chefredakteure an Stelle der Rezensenten herausgeschickt worden — schlug deutlich ins Politische hinüber; solidarisch unterschrieb man das elsässische Stammesdebüt; die Literatur war fast Nebensache.

Ans Literarische klammerten sich dafür die alten Gegner. Auch das Prinzip war das alte und galt der künstlerischen Befähigung des Dialekts; dem unsern wurde insbesondere nachgeredet, daß er durch die Einflüsse von zwei Schriftsprachen auf einmal korrumpiert, und sein Ausdrucksvermögen auf das Niedrige oder niedrig Komische beschränkt wäre. Die Straßburger Mundart schnitt am schlechtesten ab, weil sie in der Stadt verkommen sei. Ahnen konnte man ja nicht, daß in aller Stille zwei Staatsexemplare von reinen Lyrikern gerade aus dem verkommenen Steckelburgerditsch herausreiften. Bei Stoskopf selber bot den Angriffspunkt sein Mangel an Innerlichkeit, den man am liebsten mit Mangel an Poesie überhaupt übersetzt hätte, und dann folgten in rascher Reihe die unbestreitbaren dramatisch-technischen Verstöße. Die eigentliche Kriegserklärung veranlaßte aber eine Kritik von Christian Schmitt in der „Erwinia“, die, wieder aus dem Standesgefühl geboren, gegen die Verunglimpfung der deutschen Lehrerschaft Einspruch erhob. Was also die Altdeutschen selbst nicht derart empfunden hatten, ahndete der Elsässer als Beleidigung. Ich glaube nicht, daß sich die führenden Tendenzen unserer Literatur nochmals mit solch' brutaler Äußerlichkeit auseinandersetzen werden, wie in dem wei-

teren Preßkampf, auf dessen Tatbestand sonst zurückzukommen eine historische Notwendigkeit kaum besteht. Der ganze Abgrund von Siebzig wurde wieder aufgewühlt. Alle politischen Parteien behaupteten sich bedroht und intervenierten, wo politisch nichts zu suchen war. So warf auch die oberelsässische Presse, bishin literarisch ziemlich passiv, ungestüm Panier für die Nationalelsässer auf. Daheim, bis auf die Ermunterung der Universität, fast vereinsamt, mußte sich die germanische Gruppe an Altdeutschland anlehnen. Schmitt, eine friedsame Natur, hatte bald das Schlachtfeld an Lienhard, den Draufgänger, überlassen. Und Lienhard wollte, seiner damaligen Stimmung gemäß, die jugendliche Kunstübung des neuen Theaters nicht anders als mit der hohen Elle der Weltanschauung messen, während sich die überrheinische Presse mit apodiktischen Urteilen über die Legitimation des Dialekts hören ließ. Ein Resultat hatte das Wortgefecht von vornherein nicht. Wir wissen, daß da nur eine lang vorbereitete Spaltung und Konkurrenz der elsässischen Kulturelemente sinnlich sichtbar geworden war, und die Machtverhältnisse allein konnten jetzt entscheiden. Sie entschieden momentan zugunsten des elsässischen Theaters; denn, während zum Beispiel der „Alsabund" sich bis zur Auflösung erschüttert zeigte, strömte allsonntäglich, ein nie erhörtes Ereignis, die Landbevölkerung nach Straßburg, um sich auch einmal als Mittelpunkt öffentlichen Interesses zu genießen.

Unterdessen war, Januar 1899, das dritte Stück herausgekommen: Julius Grebers Einakter „Lucie". Auf die Ausnahmestellung des Dramas wurde schon hingewiesen. Das Manuskript war 1896 fertig. Seitdem hatte sich der Verfasser selber die Bühne geschaffen, wo er die Aufführung

erzwingen konnte. Das war keine Kleinigkeit. Es ist zwar nicht ganz richtig, von einem naturalistischen Stück zu reden; ebensowenig ist Greber Naturalist im strengeren Wortsinn. Grebers zugegebenes Vorbild ist vielmehr Sudermann, und seine eigentliche Absicht ist nur gewesen, etwa zu beweisen, wie er selbst sagt, „daß sich der Straßburger Dialekt auch für die Bearbeitung einer ernsten und modernen Materie recht gut eignet". Es erscheint mir mehr wie eine subjektive Konsequenz seines Beruflebens — Greber ist Jurist — daß er stofflich zu den Milieus neigt, die uns der Naturalismus erschlossen hat. So ist auch sein Erstling eine Tragödie des vierten Standes, wie sie dem Strafrichter geläufig sein mag. Naturalistisch wirkt die exakte Milieuschilderung: der Vater Lump und Trinker, die Mutter Kupplerin, die Tochter Dirne; naturalistisch die Fabel, die, durchaus zuständlich, ihre Tragik nicht aus der Schuld der handelnden Menschen, sondern aus der Schuld der sozialen Verhältnisse schöpft; naturalistisch die treffliche Sprachbehandlung. Aber das breite Ethos, mit dem der Verfasser durch den Mund eines Seelsorgers die abschreckenden Vorgänge kommentiert, und die deutlich aufgetragene Absicht, seine degradierte Heldin durch sentimentale Zusätze wesentlich zu verschönern, weist in einen anderen Rahmen. Das ist Geist vom Geiste Sudermanns, und für Sudermann dürfte der Ahne Dumas stehn, der erste, der die Cameliendame literarisch verteidigt hat. Nur die Nuance ist ein paar Farbentöne dunkler. Immerhin — in diesem Straßburg, wo selbst die städtische Bühne sich fruchtlos abmühte, den naturalistischen Musterwerken Boden zu gewinnen, in diesem Volkstheater, das mit einem literarisch ungeschulten Publikum zu rechnen hatte, wagte es Greber, solche schwere

Kost vorzusetzen. Er wagte es mit einer Truppe, bei der neben den Schwierigkeiten der Aufgabe zunächst ein moralischer Widerstand zu überwinden war, die Scheu des Laienschauspielers, minderwertige Menschen zu verkörpern. Wie die Novemberpremiere Stoskopfs, so wurde nun die Januarpremiere Grebers ein weiterer Schicksalstag unserer Literatur. Der Abend endete mit einem aus Ignoranz und sittlicher Entrüstung gemischten Tumult: zehn Jahre nach dem Theaterskandal in der Berliner „Freien Bühne“ ein bescheidenes Wetterleuchten des ausgedienten Naturalismus auf unserer kleinen Volksbühne. Hier aber protestierte kein Frenzel und rief nach der Polizei; einmütig bekannte sich die elsässische Presse für den Dichter, lobte sein dramatisches Geschick und betonte gerade die sittliche Tendenz des Stückes.

Greber ist ein Könner, und seine „Lucie“ zeigt ihn namentlich technisch von der besten Seite. Trotzdem wäre es sehr schmeichelhaft für uns, wenn unsere Presse sich allgemein so künstlerisch vorurteilsfrei erwiese, daß sie nie am Stofflichen eines Kunstwerks hängen bliebe, daß sie eine „Lucie“ nur aus literarischer Überzeugung gutgeheißen hätte. Da wären doch Entgleisungen in anderer und höherer Sache zu melden; und schon ein Jahr darauf mußte Greber selber mit einem ähnlich gelagerten Drama den Wandel der Preßgunst erfahren. Und auch das spricht bedeutsam mit, daß der durchaus nicht unsinnliche, aber durchaus ungalante Elsässer für das sexuelle Moment in der Kunst sonst nicht zu haben ist. Das hat später der „Stürmer“ in derbster Art zu spüren bekommen. Wenn also die heikle Stofflichkeit der „Lucie“ der Würdigung von Grebers Talent keinen Eintrag zu tun vermochte, so drückte

sich darin die Suggestion des neuen Unternehmens nochmals in wunderlichster Weise aus.

Der weitere Winter verlief ruhig. Lienhard reiste ins Nordland seines vielgeliebten Robert Burns und machte entscheidende seelische Wandlungen durch, die ihn für immer aus unsern engeren Geleisen herausführen und seiner nationaldeutschen Berufung widmen sollten. Im Sommer 1899 erschien schon eine erste Friedenstaube im Hader der elsässischen Konkurrenzgruppen; ein Buch, das in mittelalterlichen Stoffen die Herrlichkeit der elsässischen Landschaft suchte, das Buch einer deutschen Persönlichkeit, die allwöchentlich die Dichter des Volkstheaters um sich versammelte: ich meine die Balladen „Aus Vergangenheiten" von Alberta von Puttkamer.

Alberta von Puttkamer ist wenigstens in der allgemeinkünstlerischen Anlage die großzügigste Dichternatur, welche das Elsaß nach Siebzig in seinem Gelände hat werden sehn. An Temperament erreicht sie auch Lienhard nicht, der doch gleichfalls in der Vision, im dichterischen Gesicht am bedeutendsten ist. Unsere ganze einheimische Männerpoesie hat nicht ein mal Töne von der epischen Größe gefunden, wie sie diese männliche Frau in ihren schönsten Momenten herausgab. Freilich, dafür hält die Puttkamer als reine Dichterin, als gestaltende Künstlerin, nicht recht Schritt; ihre Phantasie glüht und sieht viel und bunt, aber sie sieht nicht entsprechend scharf. In der nationaldeutschen Lyrik konnte sie deshab für die jüngeren Elemente eine Zeit lang als Bote der Zukunft gelten; aber schon die Formen und Stimmungen kurz nach 90 — Liliencrons Nachfolge und die Symbolisten — führten weit an ihr vorüber. Von einer Täuferrolle im Elsaß kann man nicht sprechen. Gerade in

unserem Rahmen entfaltet sich Alberta von Puttkamer, dies durchaus aristokratische Talent, wärmer und reicher. Die deutschmittelalterliche Linie muß sogar stolz auf sie sein. Mit wahrer Bravour hat sie sich wiederholt bemüht, Metren des höchsten pathetischen Stils auf die lyrisch anmutige Sagenwelt des Elsasses anzuwenden, Metren, wie sie nur das Genie eines C. F. Meyer für die analogen schweizerischen Verhältnisse durchzusetzen verstand. Man sollte nie vergessen, daß die Grundlage der Puttkamer die aller Übergangserscheinungen zur Moderne gewesen ist, die klassische Tradition. Gegenwartserscheinung ist sie als Frau, dann zwar von Kopf zu Füßen, an Leidenschaft und an reflektivem Überschwang. Mit der Droste sollte sie aber nicht verglichen werden. Die ist Wunder und Original, von ihrer schweren Scholle herausgeworfen, wie ein Eisensprudel. Die Puttkamer ist Bildungsdichterin, und in ihrem reifsten Buch, den „Offenbarungen“ von 1894, hat sie sich zu C. F. Meyer hingefühlt, wie ich sonst kein Beispiel mehr kenne. Zufall, Wahlverwandtschaft, welche Einflüsse sonst immer: hier herrscht ein Strophenbau, eine Auslese charakteristischer Worte, Bilder, ja sogar Stoffe, die auf Niemand als auf Meyer passen. Sie selbst sieht sich gern in der Nähe der großen Schweizerschule: sie hat etwas von ihrer metallenen Helle und Härte; Keller und Leuthold haben ihr früh gesprochen. Als Lyrikerin speziell will sie Storm das meiste verdanken. Das ist dennoch nebensächlich, sobald das persönliche Schicksal als Musaget empfunden werden kann, alles zeugend, alle Verhältnisse umbildend. Und in dieser Subjektivsten eines subjektiven Geschlechts beansprucht das individuelle Erlebnis die ganze Außenwelt, Schöpfung, Himmel und Hölle, ist immer wieder, von Er-

innerung zu Erinnerung, die deutliche Quelle ihrer dichterischen Gestaltungen. Durch drei Bücher, in langen Zwischenräumen, hat Alberta von Puttkamer das Leid ihres Herzens geklagt; und im dritten, in den „Offenbarungen“, hat es erst lyrisch reine Form angenommen. Der dichterische Prozeß weicht ab von dem regelmäßigen der Männerpoesie. Aber diese moderne Frauenseele gibt an leidenschaftlicher Aufrichtigkeit ihrer Gefühle keinem Männergedicht etwas nach. Trotzdem ist die Puttkamer keine lyrische Begabung. Dazu ist sie zu pathetisch, und, wie schon gesagt, zu reflektiv. Sie hat Sinn für Historie und Ballade; ihr „Cäsar Borgia“, ihr „Nero weint“ in den „Akkorden“ von 1889, fesseln durch schönes Kolorit; aber gerade im Balladenhaften, wo sie immer mehr zu offiziellen als zu persönlichen Figuren greift, gewahrt man schärfer ihre eigentliche Herkunft, ihre klassische Erziehung; sie steht da doch näher bei Geibel und Lingg als bei Meyer. Episch ist vor allem ihre Naturanschauung. In der Malerei sprach man einmal gern von der „heroischen“ Landschaft. Die Puttkamer ist ein Freund und oft eine Meisterin der heroischen Landschaft. Sie beschreibt mit weit größerer Flüssigkeit, als daß sie erzählt. Zu viel Beschreibung lastet auch auf ihrem elsässischen Balladenbuch „Aus Vergangenheiten“, aber es ist wertvoll im Geiste und reich in Einzelheiten, und hätte nicht wieder die Philosophie der Frau fast unmäßig dreingeredet, so würde die Zahl der edel in sich abgeschlossenen Stücke über die zwei oder drei hinausgelangt sein, wo das vom Stoff gebotene Bild nicht von rhetorischen Erläuterungen durchbrochen wird. Alberta von Puttkamer ist Schlesierin, kam aber schon als Jungverheiratete 1871 ins Elsaß. Seit 1879 wohnte sie in ihrem

Schlößchen am Kleberstaden, gesellschaftlicher und geistiger Mittelpunkt eines ausgewählten Kreises. Die Puttkamers haben viel Sympathie für das Elsaß gehabt und geäußert. Bei der Frau tat schon die Berührung mit der transvogesischen Literatur das ihre. Die Dichterin gewann die Landschaft; künstlerischer und geselliger Verkehr führte sie zu den Menschen. Von der eleganten, generösen und weltmännischen Art des Gatten, der mehr vom geräumigen Diplomaten alten Stils als vom preußischen Staatsbeamten an sich hatte, waren auch nicht viel Schritte zum lebenslustigen und genießenden Temperament der Elsässer. Als der Kampf um das Elsässische Theater am heißesten war, empfing die Puttkamer die Dialektdichter gastlich in ihrem Heim. An der Liebe ist nicht zu zweifeln, mit welcher sie das elsässische Balladenbuch geträumt haben will. Die ideale Kraftentfaltung, der gesteigerte Affekt der Konzeption springt jedem in die Augen. Eine Glaubensfrage wäre nur, und darüber will ich hier nicht streiten, ob der Charakter unserer Landschaft, ob der Geist unserer Sage richtig erfaßt sind, wenn sie in derart überlebensgroßen Formen vorgetragen werden. Der äußerste Norden gestattet sie sicherlich, aber den besingt die Puttkamer nicht, sondern, wie Lienhard, den offizielleren Wasgau, den Kulturträger. Jedenfalls ist an dem Buche ein bleibendes elsässisches Verdienst: so müßte der Zukunftsdichter unsere drei Fundamentalmittel begreifen, wie sie die Altdeutsche instinktiv zusammengefügt hat, als da sind: die latente Poesie der Landschaft, die Tatsachenpoesie der Geschichte und die Stimmungspoesie der Sage.

Der Herbst 1899 sammelte die alten Lager zu neuer Arbeit. Das „Elsässische Theater“ siedelte in die vor-

nehmeren Räume des Stadttheaters über und begann seine zweite Saison, deren wichtigstes Ergebnis der Zuwachs einer dritten Dichterpersönlichkeit neben Greber und Stoskopf sein sollte, Ferdinand Bastians.

Der „Alsabund“ hatte sich erholt und schloß seine Straßburger Mitglieder zu einer Ortsgruppe zusammen, in der sich bald ein ungewohntes literarisches Treiben entwickelte. Man lernte übersehen, was man an Talenten besaß, und das war immerhin etwas. Man erkannte auch klarer, worauf man eigentlich hinstrebte, es fiel zum erstenmal das Stichwort von der großdeutschen Kultur; eine elsässische, jüngere Gruppe gab sich Mühe, die Beziehungen zur Dialektkunst wiederherzustellen und mit dem Stadttheater anzubinden, wo die Versuche mit der neuen Dramenform mit einer gewissen Konsequenz fortgesetzt wurden. Lehrer lieferten auch jetzt das Hauptkontingent zu den Vereinsabenden, daneben Studenten, Beamte, Frauen. Insgesamt Freunde guter Literatur, überwiegend in älteren Mustern erzogen und bewandert, aber ohne parteiische Voraussetzungen; viele Mitglieder der „Kunstwart“-Gemeinde, die Lehrer mit der stillen Hoffnung, etwas der Hamburger Lehrervereinigung Ähnliches zu wirken. Fremde liefen ab und zu, von den regelmäßigen Vorträgen angezogen, brachten Diskussionsstoff, einmal Mörike, einmal Haeckel, einmal Schiller; die einen blieben, die andern verliefen sich wieder, aber der Ideenaustausch nahm erfreulich zu. Draußen ignoriert, waltete in dem kleinen Kreis eine intensive und ideale Freude am Dichterwort, wie sie Straßburg sonst nicht aufwies, und der nur die Mittel fehlten, um Positives für das Land zu leisten. Seit dem Krieg fast das erste Literatenmilieu,

wenn der Ausdruck zulässig ist, freilich ein Literatenmilieu konservativer Observanz. Und hier kam Lienhard endlich zur Geltung. Er wurde Schutzpatron, denn man war deutschelsässische Linie, aber man war sich der elsässischen Mission wohl bewußt. Der Dichter der „Wasgaufahrten“ und später der Gründer der „Heimat“ genoß eine Verehrung, in der landsmännischer Stolz und landschaftlicher Stolz zusammenflossen. Man las seine kritischen Feuilletons in der „Deutschen Zeitung“. Man verfolgte sein langsames Fußfassen in den Zeitschriften. Kehrte er kurz in Straßburg ein, so war's eine regelrechte Feier. Diese Tatsachen müssen naiv wiedererzählt werden; denn in solchem Detail bewegt sich einstweilen unsere Geschichte.

Die Vereinsabende pflegten im Caféhaus in früher Morgenstunde zu enden. Man scharte sich da, meist Jugend und Junggesellen, um einen älteren Herrn, der mit seinem bürgerlichen Namen Joseph Bretzl hieß, als Dichter sich nach seiner bayrischen Heimat am Regen Joseph Reginus nannte. Bretzl selbst hatte eine bittere Jugend gekostet und suchte, um sein Meyersches Lieblingswort zu gebrauchen, nach seinem Lenze. Äußerlich der Typus eines zugeknöpften Burokraten. In homogener Gesellschaft der geistvollste und liebenswürdigste Mund, voll ungewöhnlicher Bildung und hochherziger Gemütsart. Er war ein Sohn des Böhmerwaldes, aus der Gegend Stifters, und mit dem zartesten Natursinn ausgerüstet wie der. In München, wo er die Rechte studierte, ließ er sich von Heyse ermuntern. Dann lockte ihn Siebzig herüber in den elsässischen Zolldienst. Auf langen Grenzritten genoß er unser Hochgebirge und erwarb sich die Vertrautheit mit unserer Flora,

die ihn zu einem unserer ersten Landschafter gemacht hat. 1896 siedelte er nach Straßburg über und befreundete sich mit Christian Schmitt; der förderte ihn formal und festigte sein Selbstvertrauen. Nun las er mehr und entschied sich schnell für C. F. Meyer. Danach steigern sich Diktion und Anschauung zu einer Reife, aus deren besten Verheißungen ein jäher Tod ihn hinwegriß. Bis auf seine letzte Periode war Bretzl durchaus Impressionist. Lienhard hatte die Natur stark personifiziert, die Puttkamer hatte sie vergegenständlicht. Bretzl besaß als Wäldler eine fast gelehrte Andacht zum Kleinen. Er schilderte mit einer Sorgfalt und Unterordnung unter das Objekt, die ihm die größere Sicherheit des bildlichen Ausdrucks eintrug. So leitet er im Elsaß eine lyrische Spezialkultur ein, die von Jahr zu Jahr wächst; neben der alten Landschafterschule der elsässischen Maler tut sich eine Schule von Landschaftern der Lyrik auf. Was wir Bretzl menschlich verdanken, ist vielleicht noch mehr. Keine Persönlichkeit dürfte sich eines derart unmittelbaren Einflusses auf die Straßburger Literaturjugend zu rühmen haben, wie es ihm in den Jahren 1899—1903 absichtslos beschieden war. Bretzl, der Dichter, erschien als Mitlernender, und das war das gesellig nivellierende Moment seiner Nähe; und in die Weisheit und Lebenserfahrung Nestors mischte sich wieder soviel schalkhafte Güte, daß selbst Radikale und Andersgläubige den Zauber seines Besserwissens willig ertrugen. Den Vergleich mit Fontane möchte ich nicht zu Tode hetzen; aber Bretzls ganzer Spätherbst, dies Vonvornanfangen am Ende, diese überlegene Freiheit von allen Vorurteilen des Alters, dieser trotz des Lebens unbedingte Glaube ans Leben, werden am glücklichsten so empfunden. Auch in seinen „Gedichten“

— 1902 — wärmt tiefe Menschlichkeit mit mildem Feuer alles durch; man kostet sie wie einen gutabgelagerten Rotspohn. Er starb, als das „Jüngste Elsaß“ ans Ruder gelangte. Zu früh für ihn. Zu früh für uns. Das Schönste, was man von einem Toten sagen kann.

Noch eine merkwürdige Persönlichkeit löste sich vom „Alsabund“ ab, auch ein Landschafter und Eingewanderter, und das Merkwürdigste ist vielleicht, daß er eigentlich zur nationalelsässischen Richtung zugezählt werden muß, obwohl er sich keiner rein-elsässischen Mundart bedient: das ist Heinrich Picard, ein Dichter des Lauterburger Dialekts, also aus dem Nordosten des unteren Elsaß. Picard ist geborener Badenser, kommt aus dem Hegau, hat in Karlsruhe maturiert und in Würzburg studiert und lebt seitdem als praktischer Arzt an der Pfälzer Grenze. Seit Jahren veröffentlichte er in der „Erwinia“ und in der „Straßburger Post“, in seiner fest eingezirkelten, aber gleichmäßigen und soliden Manier; seine Stunde schlug aber erst mit dem Durchbruch der gesamtelsässischen Dialektbewegung, und man rechnet ihn also billig, mit einem kleinen Vorbehalt, zu den unsern. Mit einem kleinen Vorbehalt, weil seine Sprache mit pfälzischen Sprachteilen kräftig gemischt ist; mit Freude, weil er als Lyriker einen der ersten Plätze unter uns einzunehmen hätte, sowohl was Frische und Zartheit der Anschauung, als was ausgesprochenes Gefühl für künstlerische Form betrifft. Picard ist ganz Genre; er hat nur ein Feld, die „Mundat“, wie jener Strich am Rhein im Volke heißt. Er konzipiert in freier Luft, so oft ihn sein beweglicher Beruf eben herausführt. So entstehen Gedichte, die wohl etwas monoton sind, deren fromme und scharfe Beobachtung des Gegenständlichen aber einen

rechten Zauber ausübt. Gern geht Picard der direkten Schilderung aus dem Weg; er unterstreicht sein väterliches Verhältnis zur Tier- und Pflanzenwelt seines Bezirks, indem er alle Beschreibung in gemütliche Dialoge mit ihr auflöst. Ein Schwälbchen, das sich in der Abreise verspätet hat, wird fürsorglich verwarnt; der Besenginster wird eingeladen, zu Ehren des Mais die Blütenschuhe anzuziehen; Waldmeisters Frühjahrskragen kriegt ein wohlgesetztes Kompliment. In diesen Naturbezügen liegt etwas unsagbar Liebes; die Worte streifen alle dialektische Härte ab.

Es kann freilich keine Rede davon sein, alle mit Namen aufzuführen, die im Kreise des „Alsabunds“ produktiv an der Vereinsarbeit beteiligt sind; die Zahl ist nicht gering, die Zahl allein ermöglichte ihm eine mehr und mehr positive Mitwirkung im elsässischen Kulturwettkampf, brachte die Anregung und Abwechslung, ohne welche ein solcher Verein nicht gut bestehn kann. Den Kern bilden konventionelle Begabungen, wie sie in ganz Deutschland neben den Originalen herlaufen und von dem breiteren Publikum gern gelitten sind. Hie und da gelingt einem eine vollere Note. Warum denn nicht? Das Gesamtbild zeigt wiederum das absolute Vorwiegen der landschaftlichen Motive: eine befriedete Lyrik, wie sie David genannt hat, in die kein Zornruf unserer sozialen Zeit dringt, und die trotzdem einen wesentlichen Teil der Grundstimmung des Elsässers enthalten mag.

Während sich so der „Alsabund“ energischer organisierte, zweigte sich vom Elsässischen Theater eine ähnliche Organisation ab, die „Literarische Tafelrunde“, aus welcher später der „Verein zur Pflege moderner dramatischer

Kunst“ herauswachsen sollte. Den Vorsitz führte ein Altdeutscher, Paul Kannengießer, der sich um die Erkenntnis und ästhetische Förderung unserer Dialektdramatik manches Verdienst erworben hat. Die Führer des Elsässischen Theaters, Maler, akademische Lehrer, Redakteure, Rechtsanwälte und sonstige freie Literaturfreunde versammelten sich da zu zwanglosen Abenden. Alle wichtigen Neuheiten der Dialektbühne gelangten im Manuskript zur Verlesung und Begutachtung. Unterdessen erledigte das Elsässische Theater seine zweite Saison: Stoskopf erwies sich ein anderes Mal mit seinem „Kandidat“ als ursprüngliches Bühnentalent; Greber hatte mit der „Jumpfer Prinzesse“ wiederholt an den Naturalismus gerührt und nur den literarischen Erfolg eines kühnen Versuchs davongetragen; ein Neuling, Ferdinand Bastian, konnte zunächst ebensowohl für einen geschickten Macher, als für einen unselbständigen, untalentierten Anfänger gelten.

Gustav Stoskopf kam, wie wir wissen, von der Malerei zur Dichtung. Typen, die der Maler gesehen hatte, drängten sich dem Dichter auf; drängten sich auf, wie sich die typisierende Darstellungsweise einer ungeübt aus dem Groben schnitzenden Hand aufdrängt; wie ein strotzender Volksschatz von Stammesfiguren zum Abschöpfen einlädt. „D’r Herr Maire“ — „D’r Candidat“ — „D’r Prophet“: typisierende Titel, typische Helden. Fast alle elsässischen Dialektstücke sind dem Beispiel gefolgt; alle wollen sich nach Volksrepräsentanten nennen, keines wählt sich oder wagt sich an den Einzelhelden. Das erscheint fast wie ein literarisches Kuriosum und ist es nicht, wenn man nur bedenkt, daß Anzengruber — vor dem tief der Hut gezogen sei — seinen besten Stücken unpersönliche Aufschriften zugemutet

hat. Das Volksstück sucht Massengefühlen Ausdruck zu geben. Individuelle Merkmale interessieren es nicht. Es würde zu weit führen, auch darauf hinzuweisen, daß sogar unser Nationaldrama fortwährenden Schwankungen zwischen generalisierenden und individualistischen Tendenzen unterworfen ist, daß diese Schwankungen selbst den Naturalismus verfärbt haben, dem sonst viel Liebe für den Individualmenschen nicht vorzuwerfen wäre. Natürlich steht Stoskopf nicht unter solchen prinzipiellen Einflüssen. Naiv, unliterarisch erfunden und gearbeitet ist der „Maire“. Naive Arbeit ist noch der „Kandidat“, dessen genialste Szene, beinahe erdrückt übrigens unter einem Wust von Situationsscherzen, ihre völlige Unbewußtheit glänzend verrät. Die Angriffe der Nationaldeutschen sind besonders von dieser Seite gesehen überaus komisch. Greber brachte fast allein die sogenannten literarischen Bedingungen mit, deren Wert für die Allgemeinheit ich wirklich nicht untersuchen möchte, und ihm haben sie sehr viel genützt; dichterische Mängel haben sie verdeckt, und alle seine Dramen stellen sie auf ein gediegenes bauliches Fundament. Stoskopf hat den unersetzbaren Bühneninstinkt, Stoskopf besitzt jetzt Routine und größeres Feingefühl. Aber seine ganze Art, ihre Originalität, wie ihre Grenzen, bestimmt die Schwächung der Bildungselemente, welche uns die Option zurückließ, die schwer auf unserem bildenden und anderen Künstlertum gelastet hat und überall im Elsässischen Theater wiederkehrt, bei dem trefflichen Bastian, bei Hanc, bei Hauß usw. Gerade darauf hat man seinen Stoffkreis zurückzuleiten. Stoskopf ist durchaus Mensch unserer nächsten elsässischen Gegenwart, unserer ernüchterten Alltagskultur. Der rückwärtige Blick des andern Lagers fällt hier fort. Er schaut

nicht weiter, als die städtische Mitwelt um ihn. Was gestaltet er also? Ihre „politischen“ Schmerzen und Blähungen, den allen gemeinsamen, den einzigen größeren Konflikt ihres Lebensprozesses. Den elsässischen Kulturkonflikt in seinen alltäglichen bürgerlichen Formen, die man irrtümlich mit politischen Tatsachen verwechselt. Und man kann nicht sagen, daß Stoskopf ihn mit übertriebener Ehrfurcht behandelt. Dort, wo er ihn auf seine barockste kleinstädtische Formel gebracht hat, in der „Demonstration“, lacht er altdeutschen und elsässischen Stammesdünkel, Stammeskomment, mit wahrhaft übergeordnetem Humor gleichmäßig aus. Es war kein kleiner Unsinn, auch nur psychologisch, gerade in Stoskopf partikularistische Hinterhalte zu wittern. Es war noch ergötzlicher, wenn in der Presse immer wieder der Beweis angetreten werden sollte, daß den Gründern und der Gründung des Volkstheaters andere als ethische Interessen nicht vorgeschwebt hätten. Vernünftiger urteilte der altdeutsche Laienverstand: er beruhigte sich bei der sichtbaren Tatsache, daß Stoskopfs Landsleute, mochten schon die Altdeutschen „nicht gut wegkommen“, um ihre moralischen Attribute auf der Bühne eben nicht zu beneiden waren. Liebe, Liebe des Herzens, jene lachende Liebe, wie sie die germanische Ästhetik aus der Substanz der Rasse heraus und namentlich in Shakespeares Schule vom Lustspieldichter fordern lernte und für welche sie das unübersetzbare Wort Humor prägte, geht Stoskopf für seine Figuren nicht nur ab, sondern der in gallischer Zeichnerschule erzogene Elsässer wendet unbewußt das altfranzösische Prinzip an, ohne Prinzip, undogmatisch zu schaffen. Er portraitiert, was und weil es ihm gefällt. Zu vermitteln zwischen den Schwächen seiner Menschen und

dem Zuschauer, wie der Deutsche, fällt ihm nicht bei. Er ist sich selbst das dankbarste Publikum. Eine Preßstimme nannte ihn einmal den elsässischen Molière. Molière, na ja. Geklungen hatte es aber richtig. Die französische Comédie — nur der Deutsche unterscheidet sehr scharf zwischen Komödie und Schauspiel — war stets mehr ein geflügeltes Kind des feinsten Kunstverstandes. In Paris ist Stoskopf homogen. Hier hat die literarische Kritik sich vor allem mit seinem Mangel an Lyrismus abfinden müssen, dessen innerer Zusammenhang mit dem Gefühlsleben und Bildungsgrad seiner Zeitgenossen nun hinreichend unterstrichen ist. Löst man Stoskopf aus diesem ethnologischen Zusammenhang, so bleibt eine immerhin erfreuliche Einzelerscheinung. Es bleibt eine satirische Begabung von nicht gewöhnlicher Kraft, die freilich in der Massenpsychologie gebunden erscheint; es bleibt eine geschmeidige und sichere Erfindungsgabe, die den ganzen Reiz der Aktualität hat und für das Elsässische Theater so wichtig ist, daß oft das Schicksal einer Saison direkt daran geknüpft wird. Wäre dies außerordentlich glückliche Temperament noch durch eine leidenschaftliche Gefühlswelt ergänzt, so wäre Stoskopf mehr als der Verfasser satirischer Lustspiele; wäre die Dialektkunst schon alt genug, daß das Individuum auch nur in Konkurrenz treten dürfte mit dem breit im Vordergrunde haltenden Standestypus, so könnte Stoskopf etwas für die elsässische Charakterkomödie werden, die ja doch einmal geschrieben wird. Funken davon blitzen wiederholt durch seine Stücke: nicht genug bemerkt im „Kandidat", wo die Wahlrede des ehrsamen Kannengießers nicht nur ein grotesker Hohn auf unsere spezifische politische Bildung ist oder sein will, sondern den Helden von der traurigen Gestalt auch

selbst in echt komödienhafte Beleuchtung rückt; reicher dann in der „Demonstration“, Stoskopfs auch sprachlich vornehmstem Stück, das der Dichter als „elsässische Komödie“ veröffentlicht, nachdem er mit dem Idealbild der deutschen Komödie hinreichend umschmeichelt bezw. genarrt worden ist. Auch hier ist das Milieu wieder Gegenstand des satirischen Angriffs, nicht der einzelne Mensch; die Darstellung des Milieus aber von größter Sorgfalt und erhebt sich im Schlußakt zu einem selbständigen, einheitlichen und fast geistreichen Stil. Wie da kleine Kriegervereinspotentaten mit ihrer hochkomischen Äffung des preußischen Verwaltungsregimes und kreisstädtische Spießer, deren Gesinnungslosigkeit hinter verzerrten französischen Traditionen Deckung sucht, den Tanz um ihren neuen Bürgermeister aufführen, das ist mit einer Verve geschildert, um die Stoskopf zu beneiden ist.

Julius Greber zeigt entschieden mehr Neigung, seine Stücke auf Charaktere anzulegen — schon die ernste Fabel, schon die Eigenart des deutschen Schauspiels fordern dazu auf — aber auch Greber hat nur ein mal das Typisieren überwinden können, in seiner Familientragödie „'s sechscht Gebott“. An Kunstverstand allen um ihn herum überlegen, programmatisch von seiner ersten Zeile ab und darum der empfohlene Organisator des ganzen Theaterbetriebs, hat er die literarische Gemeinde stets an sich zu fesseln vermocht, während ihm der ersehnte Theatererfolg versagt ist. Den fand der Lustspieldichter; der Dramatiker steht allein, weil er mit fremden Forderungen an sein Publikum tritt, weil seine stofflichen und moralischen Ansprüche über den Empfindungsgrad des elsässischen Dialekts hinausgehen, weil endlich ein die Massen ergreifendes dichterisches

Temperament fehlt. Greber erreicht als Dichter weder Stoskopf noch Bastian; er ist ein kluges Kopftalent und muß mit verfeinerter Architektonik ausgleichen, wenn der innere Atem aussetzt. Seine technische Erfahrung, die Sauberkeit und der Ernst, mit denen er vorträgt, werden zum Bindemittel mit den Literaten, den Gebildeten überhaupt; weiter reicht seine Kraft nicht. Diesen aber bietet er Anregung genug: er hat Probleme der Gegenwart in die Dialektbehandlung übernommen, ohne Muster, ohne Vorgang, rein experimentell; um mit dem Ausdrucksvermögen des elsässischen Dialekts auszukommen, stieg er in die Schicht des vierten Standes und wurde in der „Lucie“ ein Naturalist halb von Beruf und halb aus sprachlicher Notwendigkeit. Dann versuchte er in der „Jumpfer Prinzesse“ einer erweiterten Gefühlswelt gerecht zu werden, ein Frauenschicksal des dritten Standes mit pathetischen Akzenten zu erzählen, und scheiterte fast mehr an der Charakterschilderung als an der Sprödigkeit der Sprache. Und es war nicht Verdienst und nicht Schuld; es war eine Folge unserer beklagenswerten provinziellen Rückständigkeit, wenn beide Milieudramen bei der öffentlichen Aufführung wirkten wie Premieren des deutschen Naturalismus, wenn der Dichter zum Herold oder zum Opfer ästhetischer Ideale gemacht wurde, die in Berlin seit einem Jahrzehnt auf der Tagesordnung standen. Grebers weiterer Weg geschieht im Geleit Anzengrubers, auf welchen ihn die Presse mit der gleichen Empfehlung hingewiesen hatte wie seinen Freund Stoskopf. Beide gedachten in einer gemeinschaftlichen Arbeit „D'Heimet“, ersichtlich auch unter dem Einfluß der damals erwachenden Heimatkunst, in Anzengruberscher Art das bäuerliche Elsaß zu Worte kommen zu lassen.

Sie wollten ins lebendige Fleisch schneiden, um eine fressende Wunde unserer Agrarverhältnisse anzugreifen, die Auswanderung nach der Großstadt. Dieser durchaus reale Stoff wird aber durch das gewaltsame Hereinziehen genrehafter Momente des Dorflebens, durch falsche Vorstellungen vom Wesen des deutschen Volksstücks, derart ins Sentimentalische und Theatralische verdünnt, daß „D'Heimet" weder an Anzengruber denken läßt, noch an richtige elsässische Bauern, sondern an ländliche Ausstattungsstücke mit abgebrauchten Typen, wie sie beispielsweise die Schlierseer bevorzugen. Greber ist einmal seinem unerreichten Vorbild, dem Kleist der Bauerntragödie, näher gerückt, als er sich zwang, einen bestimmten Charakter zum Angelpunkt dramatischer Ereignisse zu machen: das ethische Drum und Dran ist in diesem „'s sechscht Gebott" — schon der Titel klingt Anzengrubersch — so unauffällig untergebracht, der Spiegel der Ereignisse, die Bauernehe, so energisch festgehalten, daß die tragische Hauptfigur, Schwächen der Charakteristik immerhin zugestanden, wie das Schicksal selbst durch die Handlung schreitet. Greber hat gerade mit diesem verinnerlichten Stück keine rechte Beachtung gefunden: mir scheint der Schlußakt, namentlich in dem kräftigen und natürlich wirkenden Pathos der Sprache, mit zum Besten zu gehören, was das Dialekttheater bis jetzt gebracht hat.

Ferdinand Bastian versprach als Schwankdichter wenig; ließ dann als Verfasser des „Millionegartner" alle Zweifel offen, ob er wirklich ernst zu nehmen sei, wenn schon das Zurückgreifen in das alte Straßburger Stadtleben originell und sympathisch berührte. Sein zweites Volksstück „D'r Dorfschmidt" — Februar 1902 — verschaffte ihm einen

erhöhten Platz; wiederum nicht wegen etwaiger dramatischer Vorzüge, sondern weil sich da ein dichterisches Empfinden, ein Gemütsfond, eine Lust am lyrischen Verweilen offenbarten, die am Volkstheater in dieser Fülle noch nicht genossen worden waren. Das war ja eine ganz neue Note im Konzert, und der alte Hader um den Lyrismus im mundartlichen Drama hätte verstummen müssen. Ein Jahr darauf schrieb er den „Hans im Schnokeloch“ und beansprucht damit die volle Ebenbürtigkeit neben Greber und Stoskopf und ein gesteigertes Interesse für seine weitere dichterische Entwickelung. Bastian ist Straßburger und beherrscht das Lokalidiom mit allen seinen Schrullen und Mördergruben, wie einer, der eben seine Muttersprache spricht. Der Sprachprozeß ist reiner als bei Stoskopf, die Ursprünglichkeit größer. Das Fehlen jeder zünftigen Vorbildung wird da zur Tugend. Selbst ein Sohn des Volkes, der viel an sich gearbeitet hat, liebt Bastian das Volk ohne allen Vorbehalt, nicht überlegen und nicht sittenkritisch, einfach von Herzen und elsässisch mitgenießend, freudig. Der feinste Zug an dieser Liebe ist, daß sie gern in die Vergangenheit flüchtet, und auch damit hebt sich Bastian selbständig von den Gegenwartsdichtern um ihn ab. So spielt der „Hans im Schnokeloch“ fast notwendig in der „guten alten Zeit“. Arnolds Geist erneuert sich in der behaglichen Atmosphäre der ersten Akte, wo das schmausende und gastfreundliche Elsaß am breiten Tisch Fortunas sitzt, wo elsässische Mädchenanmut und elsässische Männerverdrießlichkeit um die Wette miteinander laufen, wo die Sprache schwätzt, scherzt, kost, schmatzt und juchzt, als sei sie trunken und satt von all den herrlichen Dingen, an denen sich Bastians Menschen gütlich tun. So lebefröhlich

sind wir. Aber wir sind auch mehr oder weniger „Hans im Schnokeloch“: da hat der Mann aus dem Volke eine Stammesfigur herausgeschält, die mit einiger Vertiefung, vielleicht schon mit etwas konsequenterer Betonung, zur Charakterfigur gereicht hätte. Der Hans, der nicht weiß, was er will — „un was er hett, dis will er nit, un was er will, dis hett er nit“ — galt lange als Volksfigur für Straßburg und Umgegend; zurückgeführt wird sie auf einen legendären Bauern mit dem schönen Taufnamen, der an einem sumpfigen Strich von Königshofen, Vorort Straßburgs, am „Schnakenloch“ gehaust haben soll, und dessen launisches Temperament sprüchwörtlich gewesen wäre. Einer der Stöber griff die Halbsage auf und verdichtete sie zum Volkslied, das man den Kindern noch heute singt. Stoskopf nennt das Lied in seiner „Demonstration“ ulkig, aber gar nicht übel die „elsässische Marseillaise“. Natürlich verrät sich in solchen Gestalten der Volks-Phantasie immer etwas von Stammescharakter, und Bastian hat sein gutes Dichterrecht gebraucht, als er sie mit allgemeineren Bezügen auf seine Landsleute insgesamt auszustatten gedachte. Wäre nur das Auge für das Wesentliche des Einzelmenschen mehr geschärft: so aber werden die Beobachtungen plump zusammengetragen wie in einem Steckbrief; ein menschliches Original wird nicht daraus; feines Detail kann sich nicht durchringen; und es bleibt nur das Arabeskenwerk der episodischen Kleinmalerei, die nun bei Bastian allerdings entzückend ist. Wäre die Charakteristik im „Hans im Schnokeloch“ — ach, in unseren sämtlichen Dialektstücken — nur halb so gewandt wie die dichterische Fassade, hier sähen wir unser bisher reichstes, innigstes, wahrstes Abbild. So haben wir einen Elsässer Hans, der einmal lacht, einmal

weint, einmal davonläuft und einmal wiederkehrt, überhaupt immer einmal etwas tut und etwas anderes läßt, warum? — darum. Das heißt: die Figur ist nicht aus dem Stein der Stoffvorlage freigehauen.

Kann das Elsässische Theater beanspruchen, dies anmutig poetische Talent entbunden zu haben, so schenkte uns die Jahrhundertwende durch einen jener Zufälle, die kein Zufall sind, weil alles Originale regelmäßig in Zufallsmomenten ans Licht tritt, zwei geradezu klassische Zeugen von der lyrischen Schöpferkraft unserer Mundart. Halte man mich, für was man wolle: man nenne mir ein Gedicht Ehrenfried Stöbers, Adolf Stöbers, Ottes oder sogar von Lustig, das sich neben der von Rasse und Natur strotzenden Lyrik unserer Straßburger Albert und Adolf Matthis behaupten könnte. Ich hätte kein Bedenken, sie an die Spitze der national-elsässischen Richtung zu stellen, wie sie ja, das sahen wir, aus der partikularistischen Vereinsgeselligkeit Nahrung erhielten, und weil sie sprachlich die ganze Literatur vor ihnen überholt, weil sie uns zum ersten Mal den ungelehrten Umfang der niederelsässischen Mundart gezeigt haben. Nicht nur literarische, alle herkömmlichen Bildungsvoraussetzungen haben hier gefehlt, die Brüder Matthis partizipieren durchaus an dem farblosen Geisteszustand unserer Allgemeinheit; wenn sie trotzdem in ihren Gedichten bis zu wirklicher Vertiefung, der eine in den Charakter der Landschaft, der andere in den Charakter des Volkes gelangt sind, so beweist das einmal die alte Intelligenz der keltoromanischen Rasse, und eine begnadete Anschauungsgabe, deren Köstlichkeit man empfindet und beschreiben, nicht erklären kann, dann aber, daß gelehrte Verbildung uns über den Gefühlswert der angestammten

Sprache lange hinweggetäuscht hat. Wieder ziehen sich von beiden freundliche Fäden hinüber zu den Malern: Albert Matthis ist der Dichter des Rieds, der feuchten Felder und Matten am Rhein mit ihren Altwässern, Gräben und grauen Weiden, frühes Terrain der Maler Daubner, Ritleng, Stoskopf; Adolf Matthis hat es mehr auf die Typen abgesehen, die für die Plastik einer historischen Stadt fast so wichtig sind wie ihre Häuser und Denkmäler; er konterfeit die Träger des Kleinstraßburger Privat- und Erwerbslebens, mit den wunderlichen Zügen, welche erstarrtes Blut aus französischen Tagen mit fortwirkenden altstädtischen Säften zu formen imstande ist. Ihm hatten die Maler reichlicher vorgearbeitet, zu nennen: Hornecker, Schneider, Seebach, Braunagel. Ja, in Malerkreisen hatten die Brüder einen Ruf, ehe sie nur für die Literaten vorhanden waren. Ihr Erfolg nimmt von ferne einen Weg, den man sonst in Paris-Montmartre zu gehen pflegt: sie waren ihre eigenen Rhapsoden, namentlich Albert Matthis ein unvergleichlicher Interpret seiner Sachen, den man gehört haben muß, um die beispiellose Ursprünglichkeit dieser Dichtkunst zu erleben; zunächst trugen sie in ihrem Cercle vor, harmlos, sich und den andern unbekannt; Albert, der früher entwickelte, schied aus, als er über sich klar geworden war; der andere folgte. Nun verschanzten sie sich in ihrem Wolkenkuckucksheim in der Madlenengasse, und das bischen freie Künstlertum, das bischen Boheme, was in Straßburg in dieser oder jener Ecke herumstand, stieg allmählich dort die Stiegen hinauf oder holte sie doch in seinen Kreis herunter: so die Maler; die Pharmazeuten, welche bei uns als lokale Fronde ein gewisse Rolle spielen und eben ihre satirische Zeitung herausgeben; die Gruppe der „Stürmer“ — sie

brachte die Huldigung der Jugend und die endgültige künstlerische Bestätigung; auch einzelne Elemente der „Elsässischen Rundschau", später ihre wahre Stammgemeinde. Die Verehrung dieser Trupps galt ihrer Person und ihren Werken, unzertrennlich beiden; und da von dem ersten Druckbändchen „Ziwwelbaamholz" — 1900 — die wenigen Exemplare vergriffen waren, ersetzte der rhapsodische Vortrag das Dichterwort. Diese schönste Aufmerksamkeit gegen den Dichter, und dies intime Verhältnis zwischen Dichter und Publikum ließen sich nicht weitervermitteln. Das Dichterwort zeigte sich kräftig genug, den Leser allein zu zwingen: fast zwei Jahre nach dem „Ziwwelbaamholz" warb die Tagespresse um den Besitz Matthisscher Feuilletons und Manuskripte, denn ein Versuch des „Elsässer" hatte die tiefe Volkstümlichkeit und den publizistischen Wert solcher Veröffentlichungen erwiesen. Alle Zeitschriften rückten im gleichen Jahre nach: „Erwinia", „Reichsland", „Elsässische Rundschau". 1903 war die Subskription ihres zweiten Bandes „Maiatzle" im Handumdrehen gedeckt. Und seitdem ist ihre Popularität noch in stetem Wachsen begriffen. Daß die Altdeutschen dabei wiederum einen ansehnlichen Prozentsatz stellen, daß sie sogar schneller bereit gewesen sind, die Matthisse anzuerkennen, als deren engere Freunde und Landsleute, ist in unserm Fall noch überraschender, weil die Sprache viel mit Archaismen arbeitet und sogar Einheimischen Schwierigkeiten macht. Die geistige Trägheit Altstraßburgs ist groß, und selbst ein glühender Lokalpatriotismus, selbst ein Dichterleben und Dichterwerk, das seine verstimmte Seele derart pietätvoll und gläubig verkündet, haben den Bann nicht gebrochen.

Es handelt sich bei der Matthisschen Lyrik nicht um

technische Fortschritte. So wenig, wie man davon reden wird, wenn man einen Mörike und einen Claudius zusammenhält. Nicht einmal ein bestimmteres Kunstempfinden liegt vor — woher hätten sie sich das verschrieben? Die Form ist lose und roh und stößt namentlich bei Albert Matthis hart, wenn er als unmittelbarer Lyriker das Zarteste der lyrischen Kunst mit ungleichen Mitteln sagen muß. Ein einziges Formtalent besitzen wir mundartlich jetzt in dem Oberelsässer Hans Karl Abel, auf den alsbald zurückzukommen ist. Stoskopf, Bastian, die Matthis leisten formal ungefähr dasselbe, und das ist Durchschnitt. Nur, daß die dichterische Potenz der Matthis das Höchstmaß erreicht, namentlich eine Sicherheit der Anschauung, welche bei Stadtdichtern ungewöhnlich erscheint, und nur durch ihr eigenartiges Freiluftleben erklärlich wird: ihre ganze Jugend haben sie, Sportsfreunde wie alle Eingeborenen, auf den Gewässern der Ill und auf der Riedhaide längs ihrer Ufer verbracht. Und noch heute sind sie Stammgäste bei der nomadischen Fischerbevölkerung, die sich auf einer Illhalbinsel westlich Straßburgs zu treffen pflegt. Mit dieser ländlichen Daseinslust bilden sie den schärfsten Gegensatz zum dichterischen Prozeß am Elsässischen Theater, der sich in den Anfängen so nahe an die Gedankenwelt des Städters gebunden zeigte, daß die Kritik wohl oder über falsche Rückschlüsse auf die Ausdrucksfähigkeit der Mundart machen mußte. Denken und Sprechen ist immer eins: wenn es nicht technisches Wissen ist, was die Matthis auszeichnet, wenn sie innerliche Herrschaft über die Sprache emporträgt, und diese das Resultat organischen Aufgegewachsenseins, Zusammenlebens und Zusammenwohnens mit dem Sprachboden und einer idealen Unberührtheit von

großstädtischen Kultureinflüssen ist, dann ist nicht weit zu der Annahme, daß wiederum die Sprache ihre Formlosigkeit heilt, daß das Mark der Sprache die Lücken des Aufbaus ausfüllt. Eine entsetzliche Abnutzung und Erniedrigung unseres Dialekts immer zugegeben, kann also der Gefühlswert des allamannischen Ditsch — das überdies auf eine ganz andere Vergangenheit zurückschaut als das Schriftdeutsch, nicht derart zurückgegangen sein, daß es für alles Symbolische tot wäre.

Das bestätigt des weiteren die Erscheinung Hans Karl Abels, der in seinem Ehereigen „In Halm und Feder" einen nicht einmal Picard vergönnten schön geglätteten Vers schreibt. Abel rühmt sich gern der besonderen Unverdorbenheit seiner Mundart, der Sprache des alten Weinlands im Oberelsaß. Mag sein. Er hat also das wahre Gefühl: der Mundart verpflichtet zu sein. Und wird nun das dichterische Verdienst einer einzelnen Dialektschicht gegen das Vermögen der Dialektgesamtheit sprechen? Abel ist übrigens nicht einmal rein elsässischer Abstammung und wird, nach Andeutungen seiner „Tännchelsymphonie", vielleicht als deutschelsässischer Dichter uns Überraschungen bereiten. Jedenfalls verfügt er schon als Dialektdichter über eine ausnahmsweise deutsch-literarische Schulung, Temperamentslinie etwa: Chamisso-Rückert-Platen, und ist damit, unterstützt von seiner sanften Gemütsart, im Besitz eines überlegenen Formsinns, der ihn über heimliche Mängel des Sprachbesitzes an die feinsten Register des Dialekts gelangen läßt. Immer sind seine Gedichte sorgfältig abgestimmt, metrisch korrekt, nicht selten ins Akademische hinüberspielend. Der Sprachwissenschaftler arbeitet mit. Aber sie atmen auch ein wirklich gesundes

bäuerliches Empfinden, das den Ton des ländlichen Idylls trifft wie fast keine elsässische Stimme. Weit ab davon liegt ein dramatischer Versuch des Dichters, der kühnste und literarischste, der im Kreis des Elsässischen Theaters gewagt worden ist: eine noch als Torso beachtenswerte Vererbungstragödie „Im Herbschtnawel“. Wenigstens schürzt die Lehre vom Blut den Knoten, wenn sie auch mehr als Bann und Vorurteil erscheint, und die Heldin mehr an dem bösen Segen der Dorffama als an unmittelbarer erblicher Belastung zu Grunde geht. Manches sollte sich da zu einem intimen Milieubild zusammenschließen: feinere Bauernpsyche; das Weben einer tragischen Herbstnatur; die Todesstimmung zwischen den Giebeln und Mauern unserer alten Reichsstädte; Leidenschaften und Aberglaube der rebmännischen Bevölkerung; und alle Verhältnisse mischend der dunkle Strom des Bluts. Die Stoffwahl verläßt alle Bahnen des Gewohnten. Die Technik versagt nach einer guten Exposition. Dann verwässert sich alles zu Theater.

Das Beispiel Straßburgs wurde bald von anderen elsässischen Städten nachgeahmt: es wurden Elsässische Theater gegründet in Colmar, Mülhausen und Thann; in Lothringen nicht. Auch da entwickelte sich eine lokale Repertoireliteratur. Indessen ist nur ein Name über die jeweilige Bannmeile hinausgelangt, und zwar ein Colmarer Talent, Georg Hanc — Pseudonym für Georg Cahn —, dessen Schauspiel „Nur d' Liab“ auch vom Strassburger Ensemble übernommen wurde. Das beste an dem Stück, das in der Zeit des Bürgerkönigs spielt, ist Episode: eine Schulstunde unterm französischen Regime. In Straßburg gefiel die sentimental gehobene Auffassung des Liebesverhältnisses.

Auch der Anteil des Straßburger Stadttheaters an der günstigen Jahrhundertwende war nicht gering. Hauptmanns „Einsame Menschen“, Hebbels „Maria Magdalena“ auf der einen, der Cyclus der Königsdramen und Grabbes „Napoleon“ auf der andern Seite hieben sichtbare Grenzscheiden zwischen den Kunstidealen zweier Epochen. Schauspielerische Einzelleistungen von großer Kraft mehrten das literarische Interesse. Zugleich veranstaltete die Stadtverwaltung billige Dichterabende populären Charakters, bei denen Professoren der Universität die Conférence und Solomitglieder des Schauspiels und der Oper Deklamation und Vertonung bestritten. Das Programm des Schauspiels zeigt auch in den Folgejahren ähnlichen Geist und Stil; neben den guten Schwimmern der Saison, wird die alte Schuld an die Moderne und ihre Väter, die Nachklassiker, abgetragen, während die breite Kost des Publikums doch nur zwischen dem klassischen Schatz und dem beliebten Mittler Sudermann abwechselt. Eine gewisse Stabilität des Schauspielpersonals gewährt im ganzen abgerundete Vorstellungen mit jeweils überlegenen Rollenschöpfungen Einzelner. Die Kritik hält ihre anständige Amtsführung inne. Das Feuilleton ist fast ausschließliche Urteilsform und zum Tummelplatz junger Literaten geworden, die im Naturalismus bloß noch eine historische Zwischenstufe verehren und ungeduldig und hungrig nach dem dionysischen Drama rufen. Der gewandteste dieser Feuilletonisten wird nachher der Führer der „Stürmer“-Bewegung: René Schickele, ein Neunzehnjähriger. Er debütiert unter dem Decknamen Paul Savreux im „Elsässer“, dem katholischen Zentralorgan, dessen Feuilletonredakteur Thomas Selz in regelmäßigen Wochen-

übersichten eine Heimstätte für die spezifischen heimatlichen Kunstanstrengungen schafft. Daß die ersten Scheiben, welche Schickele einschlägt, Malern gehören, ist wiederum bezeichnend elsässisch.

Das letzte wichtigere Ereignis des Winters 1899 ist der Zuwachs einer neuen Zeitschrift für Literatur, Geistesleben und bildende Künste. Der Maler Spindler gründet sie unter dem Doppelnamen „Revue Alsacienne Illustrée“ und „Illustrierte Elsässische Rundschau“ und mit gemischt deutsch-französischem Text unter absoluter Vorherrschaft der französisch geschriebenen Beiträge. Format und Ausstattung übertreffen sofort alle bisherigen Publikationen elsässischen Inhalts. Jährlich erscheinen vier Hefte, jedes Heft mit ausgedehntem Buchschmuck und mit wertvollen Lichtdruckbeilagen von Werken einheimischer Künstler. Das Programm bleibt lange undeutlich, erscheint aber unzweifelhaft als nichtdeutsch. Deshalb zunächst ein Gegenstand gereizter Angriffe aus den reichsdeutschen Reihen.

* * *

Die „Elsässische Rundschau“ könnte bei der Reichhaltigkeit ihrer Mittel und dem breiten Fundament, auf dem sie angelegt ist, literarisches Zentralorgan für Elsaß-Lothringen werden. Darauf hat die Schriftleitung tatsächlich verzichtet, indem sie, von allem weiteren abgesehen, die französische Sprache als elsässische Bildungssprache annimmt und durchsetzen will, was auch literarisch heute ein Anachronismus ist. Bewußt soll die Illusion aufrechterhalten werden, als ob Paris noch jetzt unser geistiges Schicksal führen könnte, während das junge Frankreich selber in unverhohlenem Eifer den Anschluß an Deutschlands Geisteswelt, Dichtung

und Philosophie, sucht. So sicher es wünschenswert erscheint und der Fall sein wird, daß der Eliteelsässer den erweiterten Sprachbesitz behauptet und daß er sich die Verbindung mit der Nachbarkultur, deren beste Elemente wir in uns selber tragen, zur Ehre macht, so sehr muß darüber Klarheit werden, daß das Bedürfnis der buntgemengten Gesamtheit durch den Bildungsmittler der französischen Sprache mindestens zu Dreivierteln nicht mehr befriedigt werden kann, und daß das Zahlenverhältnis sich progressiv nach oben abrunden wird. Es handelt sich nicht etwa um einen Fehler darin, daß überhaupt französische Geisteserzeugnisse ins Elsaß getragen werden, sondern um den — fast möchte ich sagen statistischen — Fehler, daß die Bildung im Elsaß, einerlei von welcher Qualität, durch das Mittel einer Sprache verbreitet werden soll, die aufhört, Gesamtverständigung, Gesamtgut der Allgemeinheit zu sein.

So wird die „Rundschau“ von einer Minorität gelesen, die nicht einmal immer Beziehungen zur Literatur hat, selten Beziehungen zur lebendigen Gegenwartsliteratur, und nimmt kulturpolitisch den Platz der äußersten Rechte der nationalelsässischen Partei ein! Es ist schade um die außerordentlich umsichtige, beinahe akademisch-würdige redaktionelle Leitung, welche nun in den Händen der geschmackvollen Eklektiker Dr. Bucher und Dr. Dollinger, beide in Straßburg, ruht, nachdem Spindler völlig von seinen kunstgewerblichen Aufgaben beansprucht wird. Auf diese grundsätzlichen Feststellungen ist es leichter, die positive Arbeit der Zeitschrift anzuerkennen. Zwei Gebiete dominieren: die bildende Kunst und der geschichtlich-biographische Essay. Auf beiden wird durchweg Vornehmes geboten; zumeist ergänzen sich Bild und Wort. Tendenz ist offenbar die

Fortsetzung der französischen Tradition, stofflich in der Bevorzugung der Ereignisse der sinnlichen Kultur und methodisch in der klaren, eleganten und unpedantischen Darstellungsweise. Ebenso verweilt das historische Interesse bei den Ereignissen und Persönlichkeiten, welche für das französische Elsaß charakteristisch sind, von den Tagen Grandidiers bis zur letzten Stunde und Sekunde; hier wird beispielsweise ein Tagebuch über transvogesisch tätige Elsässer geführt, das namentlich die Militärliste aufs peinlichste verfolgt. Während ganz im Sinne dieser Tradition der elsässische Maler von heute in jeder Weise und aufs Vorteilhafteste zu Worte kommt, sieht sich der elsässische Dichter — die deutschmittelalterliche Linie wird konsequenter Weise ignoriert — fast auf die gelegentlichen Stichproben und auf die Theaterchronik beschränkt. Eigentliche kritische Aufsätze, die sich auch nur mit den kleineren einheimischen Literatursorgen beschäftigen würden, fehlen. Fehlen für die großdeutsche — und die großfranzösische Dichtung.

Merkwürdig also, daß gerade aus der „Rundschau“ die für die Zukunft unserer poetischen Kultur entscheidenden Ideen hervorgetreten sind. Eine deutsche und zwei französische Stimmen begegnen sich dort zwischen 1900 und 1903 in der Erkenntnis des Grundübels unserer provinziellen Befreiungsversuche: Verwechslung kultureller mit politischen Verselbständigungszielen.

Genau 30 Jahre nach Siebzig schreibt Werner Wittich, Professor der Staatswissenschaften an der Universität Straßburg, seinen epochemachenden Essay „Deutsche und französische Kultur im Elsaß“. Deutschwissenschaftliche Objektivität hat sich in diesem Aufsatz eines Gelehrten

und Künstlers von Burckhardschem Schlag an der sprödesten aller Reichsmaterien in ihrer ganzen Größe und Tiefe bekundet. Wittichs Buch dürfte auf dem Tisch keines Staatsbeamten, in keiner Bibliothek einer öffentlichen Schule des Elsaß fehlen. Es ist wichtiger als alle Gedichte, Aufsätze und Kunstwerke, die seit 70 von wem immer in heimatlicher Gesinnung geschaffen worden sind. Es ist nur möglich gewesen dadurch, daß der Verfasser zehn Jahre lang das elsässische Volk in seinem Hause aufgesucht hat, bei seinem Tagwerk, seiner Mahlzeit, seinem Gebet und seiner Muße. In seinem Hause, nicht in seinen Büchern.

Der Riesenfortschritt Wittichs in der Untersuchung der elsässischen Kulturfrage gegen alle früheren Behandlungen ist ein methodischer: statt von einer Prämisse auszugehen, daß nämlich die deutsche Kultur ein unanfechtbarer Wert sei, und nun dem Elsaß vorzurechnen, was es dieser Kultur alles schuldig bleibe, überlegt er, daß das Elsaß von zwei Kulturen getroffen wird, prüft also zunächst die Elemente jeder einzelnen, wägt sie gegeneinander, und urteilt nun erst, welche Bestandteile der einen der Zukunft des Landes unentbehrlich sind, welche den besseren Bestandteilen der anderen zu weichen haben. Die elsässische Kulturfrage erscheint bei ihm weniger als eine interprovinzielle Angelegenheit, als wie ein höchster Wettkampf französischer und deutscher Rassetugenden in einem praktischen Fall. „Es werde nicht so sehr von der Bewegung der elsässischen Kultur zur deutschen Kultur, sondern vielmehr von der Entwickelung der deutschen Kultur im Sinne der französischen Kultur abhängen, ob die Unterschiede zwischen beiden sich rascher oder langsamer ausgleichen werden.“ Ein Satz von einem Freimut, der im Munde eines

Altdeutschen viel schwerer wiegt, als es den äußeren Anschein hat.

Die weitere Überlegenheit Wittichs hängt mit seiner Fachwissenschaft zusammen: er ist Wirtschaftsforscher und vermag die ganze ethnologische Untersuchung, was einem Philologen, Literaten oder Ästhetiker fast nie gestattet ist, auf volkswirtschaftliche Beobachtungen zu gründen. Er operiert infolgedessen nicht allein mit geistig-ethischen Gesichtspunkten, worauf die Literarhistorie angewiesen ist, sondern er faßt sein Kulturexperiment im weitesten Umfang eines Menschendaseins; er fixiert den elsässischen Menschen von seinen Berufsarten und Erwerbsverhältnissen bis in seine private Lebensführung, Essen, Trinken, Kleiden, Wohnen, sittliches und kirchliches Verhalten, Ehe, Liebe, Verlustigungen, Phantasieleben. Ich lasse die Schlußfolgerungen Wittichs für den Richtungspunkt des Ganzen sprechen:

> Es kann wohl keinem Zweifel unterliegen, daß von den verschiedenen Bestandteilen der heutigen Kultur der Elsässer die geistige und moralische Kultur am meisten der völligen Germanisation ausgesetzt ist. Denn die Grundlage aller geistigen Kultur, die religiöse Kultur des Volkes, ist völlig deutsch geblieben; eine Rezeption der geistigen und moralischen Kultur Frankreichs hat nur unvollkommen oder gar nicht stattgefunden. Die deutsche Muttersprache des Volkes, der deutsche Charakter seiner ethischen Grundlagen, der Einfluß der Altdeutschen im Elsaß und die mannigfachen Einwirkungen aus Altdeutschland vereinigen sich hier mit der in Kirche, Schule und öffentlichem Leben planmäßig betriebenen Germanisation zu einer fast unwiderstehlichen Macht, die auf die Dauer ihre Wirkung nicht verfehlen kann. Nur ganz kleine Kreise sind in der Lage, durch eine kostspielige und mühsame Privatpflege der geistigen Kultur

Frankreichs dieser Germanisation für ihre Person Widerstand zu leisten. Für die Masse, der diese Mittel nicht zur Verfügung stehen, ist die geistige und moralische Germanisation, soweit sie nicht schon jetzt vollzogen ist, in einer nicht allzufernen Zukunft gewiß. Schon heute treten einzelne bedeutsame Anzeichen für die beginnende geistige Germanisation der Bevölkerung hervor, von denen als das wichtigste das kräftige Aufblühen der alemannischen Dialektdichtung im Elsaß erscheint. Eine andere Art der Rückkehr zum deutschen Geistesleben ist bei dem Bildungsstand und den Traditionen der Elsässer völlig ausgeschlossen, und es ist eine seltsame Verkennung der realen Verhältnisse, wenn man auf altdeutscher Seite dieser Bewegung aus ästhetischen Gründen ablehnend gegenübersteht. Es bleibt eben nach Ausscheidung der französischen Kulturelemente ein zwar deutscher, aber höchst naiver und der deutschen Geisteskultur der Gegenwart ganz fremder Geisteszustand zurück, der nur durch engen Anschluß an die heimische Art, also auf einem scheinbaren Umweg, zum höheren nationalen Geistesleben sich entwickeln kann.

Ganz eigenartig steht es nun mit der wirtschaftlichen Kultur des Elsasses. Obwohl die Wirtschaft des Landes in Produktion und Konsumtion ein engverbundenes Glied der französischen Volkswirtschaft geworden war, so hat sich doch in den dreißig Jahren deutscher Herrschaft die volkswirtschaftliche Loslösung des Elsasses von Frankreich und seine Angliederung an Deutschland in der Hauptsache vollzogen, und das Gedeihen der im Elsaß bodenständigen Wirtschaft ist ganz von dem Schicksal der deutschen Volkswirtschaft abhängig geworden. Unterstützt wurde diese Entwickelung allerdings durch die extreme Schutzzollpolitik Frankreichs seit dem Jahre 1870 und durch das wirtschaftliche Aufblühen Deutschlands, aber nichtsdestoweniger bildet sie ein ehrenvolles Zeugnis für die wirtschaftliche Tatkraft und den Unternehmungsgeist der Elsässer.

Als dritte und letzte Gruppe der von Frankreich rezipierten Kulturelemente stehen endlich die soziale, politische und sinnliche Kultur des Elsässers. In diesen hat Frankreich dem Elsaß seinen Stempel am stärksten aufgedrückt. Im Elsaß wie in Frankreich sind Bürger und Bauern die sozial maßgebenden Klassen, der Adel ist zur völligen Bedeutungslosigkeit herabgesunken, das monarchische Gefühl hat schwer gelitten oder ist ganz verschwunden, die ganze Bevölkerung ist, selbst wenn sie eine völlige politische Indifferenz zur Schau trägt, innerlich ganz demokratisiert. Auch jetzt nach dreißig Jahren steht der Elsässer der politischen uud sozialen Kultur Deutschlands fast teilnahmlos gegenüber; alle von Deutschland ausgehenden politischen Strömungen müssen, um einen kleinen Erfolg im Elsaß erzielen zu können, demokratisch angehaucht sein. Ähnlich steht es mit der sinnlichen Kultur der Elsässer. Auch diese ist, abgesehen von einigen musikalischen Einflüssen aus Deutschland, völlig französisch geblieben. Es ist nun sehr bemerkenswert, daß gerade in diesen Kulturelementen Frankreich eine weit über seine Grenzen hinausgehende Wirksamkeit ausgeübt hat. Gerade Deutschland ist in seiner sozialen, politischen und sinnlichen Kultur den französischen Einflüssen am stärksten ausgesetzt gewesen, wenn diese auch periodisch durch die nationalen Kräfte wieder zurückgedrängt worden sind. Gerade in der letzten Zeit ist der Einfluß Frankreichs auf die sinnliche Kultur Deutschlands wieder sehr mächtig geworden, und trotz vieler entgegenstehender Hindernisse tritt die demokratische Strömung, allerdings unabhängig von französischen Einflüssen, im Gesellschaftsleben und der Politik Deutschlands wieder stärker hervor. Auf allen diesen Gebieten wird es sehr schwer sein, die Elsässer für die deutsche Kultur in ihrer augenblicklichen Form zu gewinnen, da diese selbst in einer Bewegung begriffen ist, deren äußerste Ziele im Elsaß schon unter französischem Einfluß erreicht worden

sind. Allerdings wird Deutschland niemals eine demokratische Republik werden oder die sinnliche Kultur Frankreichs annehmen, aber der Elsässer wird aus der demokratischen Bewegung in Deutschland und der überall erkennbaren und zugegebenen Superiorität der sinnlichen Kultur Frankreichs den Anspruch und die Kraft schöpfen, bei diesen ihm teuer gewordenen Anschauungen und Gewohnheiten wenigstens vorläufig zu verharren.

Der Altdeutsche Wittich gelangt also durch seine schöne Rolle als Schiedsrichter zwischen den Kulturen dazu: dem Elsässer die gesamte innere Ordnung seines Hauswesens und seiner bürgerlichen Existenz — das, was er die Kultur der Sinne heißt, und worunter die politische Denkungsart, d. h. hier eine demokratisch-republikanische Grundstimmung, einbegriffen erscheint — zuzusprechen, und zwar zuzusprechen als höchstes Erbe Frankreichs. Verwerfen muß er dafür die Materialisierung der intellektuellen Funktionen, die er historisch damit erklärt, daß das landfremd in Frankreich eingegliederte Elsaß notwendig auf alle Funktionen habe verzichten müssen, welche den „génie national" irgendwie gefordert hätten, also besonders auf dichterische Betätigung; und nun seine Intelligenz, damit auch wiederum dem Stammestriebe folgend, den Mächten des praktischen Lebens, wie Handel, Industrie und Heeresdienst, fast allein hingab. Bei der Frage, welche Geisteskultur da zu reformieren habe, müsse entscheiden, daß die deutsche Kultur durch Unterdrückung des Individuums gegenüber den Zwecken der Gesamtheit, leistungsfähiger geworden sei als die französische, und daß übrigens noch die minderwertige geistige Verfassung des heutigen Elsaß ein entwertetes deutsches Kulturprodukt sei.

Zu der gleichen Forderung: die sinnlichen Errungenschaften des Elsaß festzuhalten, aber eine neue nationale Geistesindividualität zu erwerben, ist die „Rundschau“ im Lauf ihrer Bemühungen teils empirisch gereift, teils durch den Mund ihrer besten französisch-elsässischen Mitarbeiter — Maurice Barrès und Eugène Müntz — geführt worden; wobei man sich freilich noch nicht gestehen kann, daß die geistige Befruchtung von Deutschland kommen muß. Der erste Teil des Programms tritt in Erfüllung durch das dem Provencalischen nachgebildete „Musée Alsacien“, wo sich allmählich alle Dokumente der Kultur unseres täglichen Lebens in würdigen Räumlichkeiten zusammenfinden werden; Sitz in Straßburg. Der andere Teil ist das eigentümliche Resultat von Tendenzen, die ihren Ursprung in Frankreich haben und bloß herübergeleitet worden sind. Sie sind bekannt als nationalistische, und ihr literarischer Wortführer ist eben Maurice Barrès, der geistreiche egotistische Schriftsteller und Abgeordnete von Nancy. Barrès strebt nach einer Verjüngung Frankreichs durch nationale Inzucht — „l'effort“ national. Die politische Konsequenz gegenüber unserem Elsaß wäre die Revanche. Einerlei, wie Barrès persönlich darüber denkt: in den Spalten der „Rundschau“ hat er sein Völkerregenerationsprinzip nur akademisch für unsere Verhältnisse zugeschnitten; und es ist eine hübsche Ironie des Schicksals, daß sich aus diesen gelegentlichen Aperçüs eines nationalistischen Politikers, der zugleich ein ausgezeichneter und ausgezeichnet logischer Schriftstellerkopf ist, die elsässische Zukunftsidee losgelöst hat, nämlich: geistige Wiedergeburt durch nationales Sichwiederfinden, Geisteskultur durch Rassenkultur. Wie gesagt, mag sich Barrès die Selbstbesinnung unseres Stammes ganz nach

chauvinistischem Schema ausmalen. Das schadet zur Sache nichts. Wesentlich ist die Tatsache an seinen Aufsätzen, daß sie, und zwar gerade als extreme Stimmen aus Frankreich, die elsässische Streitfrage nicht mehr als politisches Objekt und zwar als Objekt der äußeren Politik behandeln, sondern als intern-elsässische Angelegenheit anerkennen und dann als Kulturfrage anfassen. Eugène Müntz kann sich als Schriftsteller mit Barrès nicht messen. Er bewegte sich auch nicht in der halbdunklen politisch-ethnologischen Ideenwelt des eleganten Stammesgenossen. Er starb vor einem Jahr als Mitglied des Institut de France mit einem gewissen Ruf als historischer Forscher, der ihn, das Elsässer Kind, uns wert macht. In dem Quasitestament, das der treue Freund der „Rundschau" derselben nach seiner letzten Reise ins Elsaß kurz vor seinem Tode hinterließ, hat nicht irgendwelche parteitheoretische Abstraktion, sondern die Erfahrung und Entsagung eines wohlausgefüllten Manneslebens gesprochen. Um so bemerkenswerter die Gleichartigkeit des Resultats, das übrigens selten einen ähnlich klaren Ausdruck in Frankreich gefunden hat:

> Ainsi faite, notre tâche est obscure, elle exige toute l'abnégation et toute la patience dont un peuple est susceptible, dès qu'il souffre avec espoir de guérison. Nous avons été jadis, nous sommes encore et nous devons toujours rester l'élément neutre entre Germains et Latins, nécessaire à la civilisation et au progrès. Une coquetterie ethnique — tout au moins — doit nous obliger à vouloir que l'Alsace reste ce qu'elle était naguère.
>
> Il faut transporter la lutte sur un autre terrain que celui où nous l'avions placée après la guerre. Dans la culture intellectuelle moderne, telle qu'elle existe

maintenant en Alsace, en toutes questions de sciences, d'art ou d'industrie, l'avenir est aux forts qui savent utiliser les dernières conquêtes de l'esprit humain et, comme Antée, reprendre courage, à chaque défaillance, au contact du sol natal. O jeunes Alsaciens, derniers représentants de notre antique force, restez auprès du dépôt sacré, veillez sur lui! La vitalité d'une race n'a rien à voir avec les lois de l'Empire ou de la République, dont elle est, de gré ou de force, l'un des éléments constitutifs. Quel que soit l'uniforme des fonctionnaires, entre les Vosges et le Rhin, ni la nature du sol, ni le souvenir de nos morts, ni les légendes de nos saints ou de nos héros ne peuvent et ne doivent changer. Que votre esprit et celui de vos enfants soit plus invariable encore!

* * *

Inzwischen hatte in Deutschland der dezentralistische Gedanke zugenommen. Diesem diente namentlich die „Deutsche Heimat" des wackern G. H. Meyer; ferner eine von Frankfurt a. M. aus geleitete „Südwestdeutsche Rundschau". Gefordert wurde hier mehr im Groben: Entberlinerung der Literatur, Aufhebung der Berliner Theaterhegemonie, Rückzug der Dichter und Künstler in ihre Provinzen und Landschaften. Innerlich aber beschäftigte diese und alle ernsten Gemüter überhaupt die eine Frage der Erbfolge des Naturalismus, deren Unbestimmtheit immer unerträglicher wurde. Ein Losungswort schien allen genehm: „Renaissance". Oder, zum Unterschied von der geläufigen Bedeutung, „Neo-Renaissance". Das deckte die gemeinsame Sehnsucht nach einer beseelteren und aristokratischeren Kunstform, und konnte fast allen Richtungen seinen Namen leihen, die sich bishin von der exakten Poesie losgemacht

hatten. Es deckte die Wiener Feinkunst eines Hofmannsthal, deren Kultursattheit und Wortliebe gewisse Muster in der Altrenaissance hat, und alle ähnlichen, meist lyrischen Formen; den ganzen lyrischen Import aus Frankreich. Es deckte die männlichen Historien eines Weigand, Geucke, Eulenberg, Fuchs und Huch, die zum Teil, wie Weigands insbesondere, in die Stoffwelt der italienischen Renaissance zurückdrangen. Es deckte die Ideale eines Lienhard, die ja im wesentlichen die große, sonnige Einzelpersönlichkeit in ihre Rechte zurückberiefen, den Individualmenschen, der Höhen und Tiefen der Altrenaissance ausgeworfen hatte. Es bildete nicht zuletzt jene glänzende Individualkette fort, an der die Nietzsche, Meyer, Gobineau, Grimm unabhängig von einander gewirkt hatten. Das Renaissanceideal war ein guter Nachbar der Heimatkunst, sobald darunter mehr begriffen werden konnte, als gehobene dörflerische Poesie, sobald sie, wie man vornehmer sagte, Hochlandskunst war. Im Elsaß hörten wir natürlich mehr von der Heimatkunst, weil der unberührte Schatz unserer provinzialen Schönheit hinter uns wartet, und weil aus diesem heraus Lienhard seine Forderungen an das allgemeine Deutschland stellte, sodaß wir solidarisch mit ihm in die öffentliche Diskussion vor Großdeutschland traten; das zweite mal nach dem Streit um das Volkstheater. Es war auch das erste mal, daß Lienhard selbst in ein rechtes Verhältnis zu seinen Landsleuten kam. Man las die „Deutsche Heimat" wie eine elsässische Zeitschrift. Der persönliche Einfluß Lienhards, die Frische und der Hochsinn seines Wesens, konnten sich jetzt besser hier freimachen, weil die Spannung zwischen dem nationalen und dem deutschen Literaturelement sehr erheblich nachgelassen hatte. Seine Helden Emerson, Carlyle,

Gobineau, Ruskin u. a. entdeckte man nach. Und sein allseits beachtetes Rufen im Streit um die Tendenzen der Gesamtliteratur konnte als eine Stärkung der deutschen Linie billig empfunden werden. Das wurde deutlich namentlich in zwei Anlässen: in der Gründung des „Reichsland“ und in der anfänglichen Haltung des „Stürmer“.

Das „Reichsland“ entstand in einer Landschaft, die literarisch den geringsten Anteil am gemeinschaftlichen elsässischen Volksleben hat, in Lothringen, in seiner Hauptstadt Metz, wo die Schwierigkeit der äußeren Verhältnisse alle geistigen Bemühungen zu erdrücken scheint. Es ist zu beachten, daß Elsässer und Lothringer fast verschiedene Volksschläge gegeneinander sind. Gründer war ein Altdeutscher, der sich im Unterelsaß und später gerade in Metz in idealer Gesinnung der literarischen Interessen angenommen hatte, und zwar wiederum ein Angehöriger des Lehrfaches, Professor Gustav Köhler. Köhler hatte Beziehungen zum „Alsabund“ aus dessen Anfängen her und bekannte sich, schon seiner Altersstellung gemäß, literarisch zu der älteren Generation; in der elsässischen Literatur zählte er selbst zu der deutschen Linie, würdigte namentlich Christian Schmitt und verehrte in Fritz Lienhard, wie viele der älteren, die Überwindung des Naturalismus, die Rückkehr zum poetischen Positivismus, daneben den freimütigen Reichselsässer. Beziehungen zur nationalelsässischen Linie, auch zum Elsässischen Theater, pflegte er zunächst nicht, sondern gewann sie erst als Herausgeber und nach seiner Übersiedelung nach Straßburg. Schon vor der Gründung des „Alsabund“ hatte er sich mit dem Plane eines Literaturblattes getragen, wie es dann tatsächlich die „Erwinia“ verwirklichte. Seine Zeitschrift „Reichsland“ wollte er auf

ethnographischer Grundlage aufbauen, d. h. nicht ein spezifisches Blatt für Literaten und Literaturfreunde schaffen, sondern noch andere Gebiete des elsässischen Daseins herein beziehen, wie Ackerbau, Handel, Wirtschaft, Soziales, Geschichte und Sprache. Es sollte also das Beispiel etwa der „Gesellschaft“ nachgeahmt werden, und das Neue für uns war insbesondere die publizistische Berücksichtigung der sozialwirtschaftlichen Verhältnisse. Das literarische Programm, wie es der Herausgeber selbst formulierte, war unklar. Das Geleitwort Lienhards begehrte das Eingreifen der südwestdeutschen Menschen und Temperamente in das verstimmte Geistesleben Deutschlands, also ganz im Sinne der deutschelsässischen Richtung den unmittelbaren Eintritt in die gesamtdeutsche Geisteskultur. Diese Forderung war bereits im Titel enthalten: „Reichsland“ = Reichs-Elsaß. Die Zeitschrift erschien in einem Umfang, der sich neben der „Rundschau“ sehen lassen konnte, und war damit geeignet, möglichst allen elsässischen Stimmen Platz zu machen. Aber „Mangel an Führung und an einem Staatsgedanken“, wie einmal C. F. Meyer sagt, ist das Schicksal unserer einheimischen Unternehmungen. Köhler brachte technisch nicht genug Literarisches, und für die Bearbeitung der anderen Abteilungen reichten die Mitarbeiter nicht. Literarisch aber versagte Köhler deshalb, weil er in den Anschauungen der älteren Dichtung erzogen war, seine Beiträge und Mitarbeiter entsprechend wählte, und sich auch als Herausgeber in seiner ehrlichen Art gern, und nötigenfalls polemisch, dafür aussprach. Nicht sowohl, weil er unsere inneren Bedürfnisse verkannt hätte, geriet er alsbald mit der Literaturjugend des „Stürmer“ ins Handgemenge, sondern es war ein rein ästhetisch-grundsätzlicher Streit

zwischen Alten und Jungen, wie ihn das übrige Deutschland bereits ausgefochten hatte; das elsässische Kulturmoment trat schon deshalb zurück, weil es die Stürmer selbst nie genügend betont haben. Da konnte die freundliche Schätzung der Dialektdichtung, also des wesentlichen nationalen Kreises, mit der Köhler die „Erwinia" überholte, nicht viel helfen, und die wackere und selbstlose Propaganda für Lienhard, und die sorgfältige Registrierung der dezentralistischen deutschen Organe mußten halb und halb nach Reaktion schmecken. Jugend und Gegenwart haben immer Recht. Das muß wohl so sein. Das „Reichsland" überdauerte zwar den „Stürmer"; mit seinen größeren Mitteln gelangte es aber nicht viel weiter in der Saat als die „Erwinia". Der Verleger entmutigte sich an der geringen Kauflust des elsässischen Publikums, und so blieb es bei einem Jahrgang. Köhlers persönliche Verdienste als Herausgeber sind meines Erachtens die Förderung von J. Reginus und von Emil Erbrich, Deutsch-Lothringens merkwürdigstem und einzig beachtenswertem Talent. Erbrich ist eingewanderter Oberschlesier und hat sich einen Namen als Übersetzer polnischer Volkslieder mitgebracht. Seine Liebe für die Volksdichtung hat er auf das französische Sprachgebiet übertragen und einen Teil der unterm zweiten Kaiserreich gesammelten Lieder des Val de Metz — linkes Moselufer — mit überraschendem Sprachgefühl verdeutscht. Auch als sein eigener Dichter hat Erbrich Bilder und Stoffe des Metzer Landes gestaltet und darin eine schöne epische Begabung entfaltet, die sich etwas gern in die Breite gehen läßt, aber mit den älteren Formen der Ballade recht gut auszukommen versteht. Zwei oder drei seiner im „Reichsland" mitgeteilten Nachdichtungen bretonischer

Balladen — aus „Barzaz Breiz“ von Villemarqué — sind kleine Musterwerke von kräftiger und lebendiger Paraphrasierung. Gegenwärtig bereitet Erbrich die erste Verdeutschung des „Chan Heurlin“ vor — erste Ausgabe 1787 — des einzigen größeren mundartlichen Epos aus den Moselbergen. Sein Dichter hieß Albert Brondex, war ein Bauernsohn aus dem Metzer Land, und lebte in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts als Schriftsteller in Metz. Eine Bohemiennatur, verzog er nach Paris und starb dort früh mit Hinterlassung des unvollendeten Manuskripts. Didier Mory, ein Metzer Jurist, fügte die beiden Schlußgesänge hinzu. Die Dichtung ist Volksbesitz und hat nicht gealtert. Auf Hochzeiten und Taufen wird noch heute daraus gesungen oder vorgetragen.

Fast mit dem ersten Heft des „Reichsland“ fiel zusammen ein Elsässer-Heft der Münchener „Gesellschaft“ — Mai 1902 — das war das erste geschlossene Auftreten einer neuen Richtung neben den beiden alten Grundlinien, des „Jüngsten Elsaß“, wie sie sich selber nannte. Die Anfänge lagen zurück oder sie knüpften sich wenigstens an eine einzelne Persönlichkeit, die wir bereits unter ihrem Pseudonym Paul Savreux kennen lernten, an den Oberelsässer René Schickele. Schickele hatte seit Ende 1900 ungefähr mit feuilletonistischen Aufsätzen über unsere lokale Kunst und Literatur die Aufmerksamkeit und die Unruhe der Zunft herausgefordert. Es waren das vereinzelte Sturmläufe unter persönlicher Verantwortung Schickeles, und ich werde in diesem historischen Zusammenhang nicht weiter darauf zurückkommen. Sie erfolgten übrigens auch in auswärtigen Zeitschriften, wie „Deutsche Heimat“, „Gesellschaft“, „Südwestdeutsche Rundschau“, „Literarische Warte“,

und gewannen damit immerhin Terrain für die elsässische Sache. Das für den blutjungen Schriftsteller Charakteristische war eine journalistische Verve, die für uns Ältere recht neu war und eins der Rätsel der potenzierten alteuropäischen Kulturen in unsere vier Pfähle mit ihrer Kulturbescheidenheit hineinwarf. Charakteristisch für die Wandlung der elsässischen Frage war der rein ästhetische Ideenkomplex dieses von den Jüngsten einen, wie schon früher betont wurde: nämlich einmal trumpfte Schickele dem Elsässischen Theater mit künstlerischen Forderungen auf; und das Gros der elsässischen Maler, das sich bekanntlich mit der nationalelsässischen Linie eng berührte, bekam seine Rückständigkeit nicht minder zu schmecken und wurde auf die deutschen Meister des Jahrhundert-Endes verwiesen. Keine Spur also von nationalem, „politischem“ Ressentiment; sondern nur Kulturkritik, wie sie dann das Programm des „Stürmer“ wird. Ja, damals huldigte Schickele persönlich sogar Fritz Lienhard, beklagte mit ihm öffentlich die Kleinkrämerei des realistischen Schrifttums, widmete ihm nach letztem Brauch einen Streifen seiner Gedichte. Man hätte annehmen können, daß mit ihm die deutschmittelalterliche Linie einen glänzenden Zuwachs aus Jungelsaß erhielt. Da gab er Herbst 1901 sein lyrisches Bändchen „Sommernächte“, und man hatte sich mit einem andern Rätsel des Neunzehnjährigen abzufinden: der Schriftsteller hatte überrascht, der Dichter verblüffte. Der Schriftsteller forderte den Bruch mit den überlieferten Tafeln, der Dichter brach sie und setzte dafür sich selbst, formal seinen eigenen Rhythmus, gedanklich seinen eigenen Rausch. Und das Rätselhafte war nun weniger, daß unsere lyrische Beckmesserei oder Naivetät vor soviel regelloser Originalität

erschüttert stand, als daß ein Deszendent aus unserem deutschliterarisch so unentwickelten Stamm und zwar ganz ersichtlich ohne deutsche Beeinflussung mit einer Kunstform hervortrat, wie sie soeben die alte großdeutsche Lyrik, zum Teil durch Zufuhr französischer Geistessäfte, aus sich herauszubilden begann. Der Künstler Schickele verschmähte den Reim und paßte sich der Gangart und den Sprüngen des Dichtertemperaments einfach rhythmisch-melodisch an. Der Dichter Schickele zeigte keine materielle Stoffwelt, sondern alles Gegenständliche, Gegenwärtige und Gefühl erschien transponiert in eine heiße Atmosphäre phantastischen Allempfindens. Dieser leidenschaftlichen Anschauung entsprach ein Stil, der in Worten malte und in Farben klang, entsprachen pantheistische Bekenntnisse und eine sublimierte Erotik; alles im Grunde typische Erscheinungen der Evolution der Lyrik. Kurz, alle Wunder und alle Seifenblasen Jüngstdeutschlands gaukelten vor der deutschen Linie und bereiteten ihr die Verlegenheit, endlich zur Moderne Stellung zu nehmen. Da hatte man sie im Elsaß selber, die berüchtigte „Décadence". War sie's oder war sie's nicht? Die religiöse Ungebundenheit, die erotische Ungebundenheit ergaben greifbare Symptome, wenn man schon das Radikale der formalen Ungebundenheit übersehen hätte oder wollte. Schickele war zudem Katholik: demnach war die Bewegung, die in Karl Muth ihren Vorkämpfer und in der „Literarischen Warte" ihr Zentralorgan gefunden hatte, längst nicht mehr akademisch; denn sie hatte Fuß gefaßt auch im Herzen unserer elsässischen Jungkatholiken, obwohl die katholische Fakultät erst Idee war, obwohl erst der „Elsässer", und zwar im offenbaren Widerspruch zu den übrigen Parteiblättern und zu der Mehrheit

des Klerus, der heimischen und auswärtigen Dichtung und Kunst ein festes Domizil gewährte, obwohl die literarischen Aufgaben der Protestanten — oder der deutschen Linie — weit davon entfernt waren, erfüllt zu sein. Es war also neben der deutschen Linie, die, wie wir sahen, historisch von protestantischer Seite ausgeht, und meist von Protestanten bedient wurde, mit dem jungkatholischen Elsaß als neuem künstlerischen Wert zu rechnen. Und vielleicht als neuem konfessionellen Wert; denn diese Jugend gelangte auf dem Umweg der Kunstübung dazu, am Dogma zu rühren, wie die älteren Dissidenten rein wissenschaftlich. Am empfindlichsten zeigte man sich allseits für die sinnliche Note, und das war nicht bloß eine Äußerung literarischen Geschmacks. Zunächst wiederholte sich ja nur im Kleinen die Reaktion gegen den großdeutschen Sturm und Drang von Ende Achtzig, der nach all der unmoralischen Schönfärberei der Epigonen absichtlich das Geschlechtsverhältnis wieder betonte, der das uralte Recht des Dichters auf Sinnlichkeit oder sein notwendiges Unrecht — Feuerbachs „gesunde Sinnlichkeit“ — wieder mit Selbstverständlichkeit zur Geltung brachte. So hatte ungefähr Liliencron gewirkt. Die deutschelsässische Linie dachte da ganz provinziell, weil sie vom Naturalismus nichts gelernt hatte. Das elsässische Publikum aber ist von Stammes wegen für erotische Darstellung schwer zu haben. Der Elsässer ist nicht etwa weniger sinnlich als die süddeutschen Nachbarn, und seine Sinnlichkeit ist gröber als die gallische. Aber der Germane verrät sich charakteristisch bei ihm darin, daß er die öffentliche Behandlung sexueller Dinge, also auch ihre Verdichtung ablehnt, wie das deutsche Eigentümlichkeit ist und mit Prüderie nichts zu tun hat, sondern

nur mit dem Rassentemperament. Wenn bei Lienhard der Elsässer-Germane sichtbar wird, so ist es in der Asexualität seiner poetischen Organisation. Und wer gerade dies seelische Moment der Lienhardschen Lyrik verehrte, mußte durch Schickeles Draufgängertum zum mindesten geniert werden.

Da ereignete es sich, daß gerade Lienhard in einem Feuilleton, wenn ich nicht irre, der „Täglichen Rundschau" nicht bloß Schickeles Gedichte mit der ausgezeichnet umfassenden und beschränkenden Wendung bestätigte, sie seien „mit Poesie geladen", sondern sogar die deutsche Linie freundlich belehrte, es würde doch gut sein, wenn man bei hochachtbarer vaterländischer Tüchtigkeit sich bemühen wollte, jetzt auch künstlerisch beweglicher, freier und im Ausdruck polyphoner zu werden. Daß sodann der vielgelesene „Kunstwart" in seiner Jahresrevue für 1901 René Schickele unter den merkwürdigen Tageserscheinungen aufführte. Damit war Schickele auf Respektdistanz gerückt. Im Dezember 1901 traf sich Schickele auf dem Atelier des Landschafters Georg Ritleng mit den gleichaltrigen Elementen, welche etwas später die Stürmergruppe stellen sollten. Es erinnerte an die Anfänge der nationalelsässischen Linie, daß wiederum die Malerei ihren Schild hielt über eine flügge werdende Literatur; mit dem Unterschied, daß diese Ritleng, Schneider, Achener, nicht mehr künstlerisch zu identifizieren waren mit dem Vorspann des Volkstheaters, daß sie halb und halb als Sezession aus der Generation von Siebzig galten. Die Zusammenkünfte bei dem wackern Ritleng mit ihrem leisen Stich in Bohème und Cabaret warben das Lager; der Kern studentisch-katholische Jugend; dazu einige ältere Hospitanten nach Laune und Zufall, die

Maler, zwei, drei Journalisten u. a. Schickele hatte Beziehungen zu Seidl, dem Leiter der „Gesellschaft". Seidl ließ sich ermuntern, den Jungen ein Heft seines Blattes zu opfern. So kam die Elsässernummer heraus. Sie brachte an neuen Namen folgende: Ernst Stadler, Otto Flake, René Prévôt, Theodor Pohlen, Hermann Wendel; Schickele und Abel waren, der eine mit seinen „Sommernächten", der andere mit seinem „Im Herbschtnawel", selber Gegenstand begeisterter literarischer Behandlung. Verteilung: auf Straßburg und Unterelsaß: Stadler, Flake und Prévôt; auf das Oberelsaß: Schickele und Abel; auf Metz und Deutsch-Lothringen: Wendel und der frühverstorbene Pohlen. Im eigentlichen „Stürmer" traten noch hinzu: für Straßburg: Johannes Leonhardus, und fürs Oberelsaß: Bernd Isemann, von den paar gelegentlichen Mitläufern abzusehen. Bemerkenswert endlich, daß bis auf Prévôt in keinem reinelsässisches und in der Mehrzahl deutsches Blut fließt. Die Nummer gebärdete sich ganz literarisch, ganz tendenzlos. Schickele selbst ergriff das Wort nur als Rezensent. Flakes „Fünfzig Aphorismen" verließen ebenfalls den allgemeinmenschlichen Boden nicht. Prévôts Vorhalt an das Volkstheater, aus der lokalen Enge herauszugehen, war ein leiser und verbindlich gemeint. Pohlens „Streitbaßgeige", eine flotte Skizze aus dem Grenzbeamtenleben, hätte in jedem Tagesblatt dankbare Leser gefunden. Die beste Empfehlung aber an die deutsche Linie bot ein herzlicher und feinsinniger Aufsatz von Ernst Stadler über Lienhards gesammelte „Gedichte", mit das Schönste, was über das dichterische Naturell Lienhards geschrieben worden ist; da wurde zum Schluß der großdeutsche Wunsch geäußert, der Deutschelsässer Lienhard möge sich in die Tafeln „seines

ganzen Deutschland" eingraben. Und der Dichter Ernst Stadler, der mit zwei rhapsodischen Dichtungen von jugendlicher Schwärmerei und keuschem Individualismus seine Neigung für die germanische Stoffwelt bekundete, so wie sie in dem unvergeßlichen Jacobowski wieder Blüten getrieben hatte, verstärkte den sympathischen Eindruck eines gemütstiefen und dem Ideal zugewandten jungen Menschen. Auf Stadler hat denn gerade die deutsche Linie eine Zeit lang alle ihre Hoffnungen gesetzt.

Die Elsässernummer wurde also beifällig aufgenommen. Revolution war nicht darin, nur daß Wendel in seinem Essay über Schickele daran erinnert hatte, von welchen Absichten Schickele für die geistige Zukunft des Elsaß bewegt werde. Die „Erwinia", welche unter ihrem tapfern neuen Herausgeber, dem Unterelsässer Georg Süß, sich technisch verbessert hatte und das ehrliche Bestreben zeigte, mehr an die Gegenwartsströmungen anzuschließen, erklärte sich solidarisch mit dem Geiste dieser ersten Stürmerpublikation; der „Alsabund" widmete den Jüngsten einen besonderen Vortragsabend. Man glaubte nicht anders, als daß man werde gemeinsame Sache machen können. Herüber und hinüber spielten da Vorstellungen von einer „elsässischen Renaissance", wachgerufen von der weit ausschwingenden dezentralistischen Parole. Man sagte auch bei uns nun „Renaissance" und viel seltener „Heimatkunst". In der „Erwinia" von Frühling und Sommer 1902 konnte man eine konsequente Aufmerksamkeit für Momente und Gestaltungen der deutschen und auswärtigen Literatur beobachten, welche Parallelen in der Altrenaissance hatten. So genoß man dort Lienhards „Münchhausen", Huchs „Preisturnier", diese hellen und klaren Symphonien von

Menschenadel, Künstlerunschuld und Künstlerritterlichkeit. Es war also mehr als ein glücklicher Einfall, als Schickele am 1. Juli 1902 seinen „Stürmer“ als Halbmonatsschrift „für künstlerische Renaissance im Elsaß“ einführte.

Der „Stürmer“ brachte es auf vier Monate, neun Nummern. Er erschien in kleinem Format ähnlich wie etwa die „Erwinia“ und glich in der äußeren Aufmachung der „Gesellschaft“. Die Schriftleitung war in den Händen von Schickele, verantwortlich zeichnete Otto Flake. Das Stofffeld war beschränkter als das der „Rundschau“ und des „Reichsland“, streng literarisch: Essay, Lyrik, Skizze, Kritik. Schärfer: ein Blatt von Literaten für Literaten.

Eine systematische Arbeitsweise hat auch dem „Stürmer“ gefehlt. Zum Schluß verlor er sich in Münchener Kunstangelegenheiten, und das war nur die Vorbereitung auf die bald darauffolgende Sezession der wichtigsten Mitarbeiter nach München. System und Konsequenz haben gefehlt, und das von Schickele weitsichtig erfaßte und in glänzenden Aphorismen wiederholt hingeschmissene Programm wurde nicht ausgebeutet. Zu einer hingebenden Redaktionsarbeit war man doch zu jung und durch die Bank zu sehr Dichter. Das Verdienst des „Stürmer“ ist deshalb unmittelbar nur das gewesen: „Leben in die Bude gebracht“ zu haben. Aber schon das bedeutete für unsere Verhältnisse ungefähr genau soviel, wie die Wirkung der Berliner „Freien Bühne“ auf die großdeutsche Literatur. Mittelbar markierten die Stürmer die Elemente einer Zukunftslinie, welche über die nationale und die deutsche hinausdeutete. Sie konnten als neue Partei gelten, als Radikale, als äußerste Linke. So wurden sie auch von der Presse und vom Gros des Publikums behandelt, von der

nationalen Partei selbstredend, von der deutschen nach einer ungern gewährten Schwebezeit. Und die Gründe, warum sich alle wie gegen den gemeinsamen Feind auf die Verteidigung zurückzogen, waren weniger positive Angriffe der Stürmer auf bestimmte Institutionen oder Persönlichkeiten, als ihre Gesamthaltung: schon die äußere ungewohnt literatenhafte Gebärde, dann aber die ausgesprochene und unausgesprochene Abkehr von der Überlieferung; im einzelnen die drei Gegensätze, welche Schickeles Buch vorweggenommen hatte: der Gegensatz der künstlerischen und religiösen Weltanschauung und der menschliche Gegensatz der persönlichen Lebensanschauung — in Worten etwa Literatur, Glaube, bürgerlicher Habitus und Sexualethik.

Es waren Gegensätze unpolitischer Natur, welche also hier zum Austrag gelangten. Antipolitisch fühlten sich die Jüngsten, wie seiner Zeit die Berliner Revolutionäre. Auch diesen Radikalismus begriff man nicht; die beiden alten Gruppen hatten ihre politische Nüance. Man hätte aber bloß nach Deutschland und Frankreich hinüberzusehen brauchen, um zu merken, daß durch die ganze moderne Kunst und Künstlerschaft die Ablehnung des öffentlichen Lebens hindurchgeht, ein unpolitischer Zug oder dann ein demokratischer. Hier mußte die antipolitische Stimmung aber mehr, mußte Absicht sein, denn man wollte brechen mit dem elsässischen Trigennium; friedlich oder kämpfend, wollte man heraus aus dem Zwielicht politischer Untervorstellungen in den Morgen eines ungemischten Kulturziels. Es war Schickele, der wiederum das Ziel am schärfsten erkannte, am weitesten faßte, und er war nur nicht pedantisch genug, sich und seinen Lesern genau darüber Rechenschaft zu legen. Eines war für die Jüngsten schon ABC,

daß die elsässische Frage durch geistige Weitererziehung zu lösen sei. An dieser Einsicht hatten drei Jahrzehnte vollauf zu tun gehabt. Im übrigen zeigten sie sich für die nationale Vertiefung, durch welche die Älteren geistig in Schritt zu kommen suchten, weniger interessiert. Das war eine Schicksalsfrage des Stammes und Volkes. Sie dachten als Künstler und Aristokraten mehr an sich, an das Gedeihen der Individuen und an die Erziehung in der Kunst — „Renaissance"! Die deutsche Linie hätte sagen können: gerade wie wir auch. Es war aber eine ganz neue Vorstellung hinter den Hoffnungen und Forderungen der „Jüngsten". Sie zeigte viel Verwandtschaft mit dem Gedankenkreis der „Elsässischen Rundschau". Nämlich eine Art von Überzeugung: daß der junge Elsässer geistig besser dotiert sei gegenüber dem jungen Deutschen oder Preußen — geistig überlegen! also nicht bloß sinnlich feiner organisiert, sondern höhere Intelligenz. Soweit dies Plus, wie z. B. bei Schickele, als Auszeichnung der gallischen Blutmischung empfunden wurde, war die Empfindung ähnlich dem Thema von Bazins ungeschickten „Oberle", und dem „Nouveau Problème Alsacien-Lorrain" von Barrès. Schickele ging bis zu der Behauptung, wir müßten direkt die großdeutsche Kultur beeinflussen. Die ältere deutsche Linie glaubte das Letzte zu sagen, wenn sie einen ersten Anschluß an diese Kultur verlangte —. Trotzdem trennte die um Schickele und die Anschauungswelt der „Rundschau" eine Glaubensfrage: der überlegene elsässer Intellektuelle, den beide aufstellten, war hier ein verjüngtes Frankreich und dort — ein individualisiertes Jungdeutschland. „Vor allem Menschen, dann deutsche Menschen", sagte Schickele und

„die Germanisation als Weitererziehung auffassen, unsere

Jugend Jugend sein und nicht wieder die elenden Übergangszeiten vom deutschen Unteroffizier zum deutschen Bürger erleben lassen, und diese Edelzucht üben in großdeutscher Kunst und durch die Kunst zum freien Leben."

Beim Gros der Stürmer, das lag an der Abstammung, konnten die Sympathien für Frankreich nur ästhetisch-politischer Art sein, wie einst beim jungen Deutschland, wie später beim naturalistischen Jüngstdeutschland: Frankreichs Kunst und Frankreichs Verfassung galten sie. Und die Antipathie gegen Preußen im Staat und das Preußentum in der Kunst deckte sich gleichfalls mit denselben Erscheinungen in Jungberlin, und nur minimal mit dem Rassenvorurteil des Altelsässers gegen den „Prussien". Es war Dezentralisationsstimmung in den Stürmern nicht anders wie in Lienhard. Und doch mit einem scharfen Unterschied des Bekenntnisses: Lienhard strebte weg von der gesteigerten Kultur der großen Literaturzentralen in die klareren und einfacheren Verhältnisse der Landschaft. Die Stürmer sehnten sich auch nach provinzialer Selbständigkeit in der Kunst, aber sie waren im Gegenteil bereit, die Kultur der Zentralen in die Provinz zu übernehmen. Die kühnste Forderung richtete sich, wie bei Schickele, auf eine Verjüngung der alteuropäischen Kultur durch das elsässische Blut, und die Spitze gegen Preußen war also bei ihnen nicht etwa das Ressentiment der Protestjahre, sondern beruhte auf demselben Grunde wie bei ihren Vorbildern, den Literaturen von Berlin-München-Wien, auf der Ablehnung der kollektivistischen, wenig kunstfreundlichen preußischen Staatsraison. Es hat ja im Gegenteil gerade den Stürmern, um das zu wiederholen, die rechte Liebe zum nationalen Elsaß und das Verständnis für die nationale

Seite unserer Kulturfrage gefehlt. Schickele dachte nicht daran, daß wir auf die Stammeswurzeln zurückgreifen müßten, wenn der Stamm als solcher gesunden sollte. Schickele dachte ganz individualistisch: es ist nun eine Gruppe von elsässer Intellektuellen vorhanden, und ihr Gedeihen das Wesentlichste; was dahinter liegt, ist dadurch überwunden, daß wir sind. Darum fiel es den Stürmern auch so leicht, streng ästhetisch mit dem Elsässischen Theater abzurechnen, und es hätte nicht erst eines früheren Zerwürfnisses vor Gründung des „Stürmers" dazu bedurft. Hier entschied, nachdem das Interesse für die volkstümliche Bedeutung des Unternehmens gesunken war, das Gefühl der besseren Bildung, und dies neue Bildungselsässertum schnitt wiederum unzweideutig ab von dem in der „Rundschau" konzipierten Ideal des Fortschrittselsässers; denn dieser hing mit Ehrfurcht an den nationalen Stammesgütern, so an der Stammessprache, am Dialekt. Die Stürmer haben zwar die Dialektdichter Matthis mit Freude bei sich aufgenommen, aber da reizte auch das Problem einer ganz voraussetzungslosen Naturlyrik. Die Stürmer waren über die Option hinüber und stärkten also trotzdem die nationale Linie nicht, schienen sie äußerlich herabzusetzen. Die Anpassung an die deutsche Linie versagte bald aus dem gleichen Gegensatz zwar nicht der allgemeinen Geisteskultur, wohl aber der literarischen Erziehung. Wir sahen, wie es die deutsche Linie zum Teil in Übereinstimmung mit Lienhardschen Ideen vermieden oder abgelehnt hatte, die neuen Kulturelemente der Gegenwartsdichtung zu rezipieren. Die Stürmer hatten sie entweder als Kinder der Zeit auf einem dunkeln, aber gesetzmäßigen Wege rezipiert, als Jugend eben, wie namentlich Schickele, oder aber sie be-

fanden sich im Prozeß der Rezeption, und diesen Prozeß, in Wort und dichterischer Tat, veranschaulichten nun die einzelnen Nummern ihrer Zeitschrift. Er bot im Groben drei Angriffspunkte, die schon vorweggenommen wurden, und zwar einmal den engeren der angewandten Kunstform; das ist in der Hauptsache das Kapitel Schickele, auf das nicht weiter zurückzukommen ist; Leonhardus ist eine freigewachsene Pflanze wie die Brüder Matthis; Stadler hat sich nach Eingang des „Stürmer“ seine heutige Physiognomie geschaffen. Neben der angewandten Kunstform aber ergaben sich die streitigen Kunstprinzipien. Soweit sie theoretisch vorgetragen wurden, ertranken sie merkwürdiger Weise in einem Meer von Abstraktionen; so versuchte sich Schickele in akademischen Begriffsspaltereien über „Idealismus“ im Sinne eines Edelanarchismus, über die „Relativität kritischer Werte“, und zeigte sich dabei als rechter Germane. Klarer meldeten die Rezensionen über Bücher und Theater, zu welchen Göttern man betete. In der Produktion waren es die novellistischen Skizzen von Otto Flake, deren sexuelle Haltung den Widerspruch der Kunstanschauung vom Guten, Wahren und Schönen und das bereits begründete elsässische Vorurteil gegen sinnliche Dichtung in noch anderem Maße herausforderte, als Schickeles Liebeslyrik. Den zweiten Angriffspunkt bildeten die Aufsätze Otto Flakes als bewußte Anfänge einer systematischen Kulturkritik, welche freilich bezeichnend nicht die elsässischen Kulturverhältnisse zum Ziel nahm, sondern das bürgerliche Kulturideal von Gesamtdeutschland. Flake gab typisches Jüngstdeutschland: für ihn war der große Kulturfeind der abgewirtschaftete Liberalismus, wie ihn Nietzsche bekämpft hatte. Die dritte Kontroverse und eine Polemik, die ganz

aus dem literarischen Milieu herausführte, veranlaßte das religiöse Problem. Es war diesmal nicht Schickele, sondern ein junger Abkömmling aus katholischer Familie, der Lyriker Bernd Isemann, der es aufwarf, und zwar im Anschluß an die Schriften von Arthur Bonus. Zum andernmal erwies sich die Veremundusbewegung als Gährungsstoff in den Köpfen des jungkatholischen Elsaß. Was Isemann selber in seinem Aufsatz „Religion als Schöpfung" von der Kirche forderte, war durchaus ideal empfunden, aber durchaus ungegoren, und gewann nur symptomatische Bedeutung. So griff es die elsässisch-katholische Presse in Ober- und Unterelsaß auf; Isemanns Person und Dialektik waren Nebensache, die Aufmerksamkeit der Konfession als solcher auf eine in ihrem Schoße sich vollziehende, bis jetzt unbemerkte geistige Veränderung war geweckt, und die nunmehr unvermeidliche Auseinandersetzung, die zum Teil das Ende der Zeitschrift herbeiführte, trug rein konfessionell-internen Charakter und hatte weiter keine Beziehung auf den literarischen Prozeß im Elsaß.

November 1902 stellte der „Stürmer" sein Erscheinen ein. Finanzielle Schwierigkeiten ließen sich nicht beheben, d. h. auf der andern Seite: die Nachfrage nach der Zeitschrift hatte sich erschöpft. Im Lager der Stürmer selber herrschte Sezessionsstimmung. Niederreißen konnte man doch nur, wenn man noch etwas niederzureißen hatte, und die Notwendigkeit war da, andere Stoffgebiete als die Kulturkritik und ihre einzelnen Quellen zu erschließen. So hatte man sich in den letzten Nummern nach rechts und links umsehen und, wie die Nachbarzeitschriften, zu den hergebrachten Abhandlungen über Dichterpersönlichkeiten der großen Literatur greifen müssen. Das äußerte sich

auch darin, daß die Bücherecke einen immer breiteren Raum beanspruchte. Es meldete sich ein strenger Gläubiger: Arbeit. Und ein anderer erstand in jedem einzelnen dieser jungen Menschen, die sich durchzusetzen strebten, und das war das Drängen ihrer besonderen Eigenart. Die zwei Faktoren vertrieben sie von Straßburg. Man hatte eingesehen, daß das elsässische Kulturwerk den ganzen Menschen forderte, und die Entsagung fällt Niemanden leicht, dem das Leben noch versprechen kann. Und das Ausleben der Persönlichkeit im künstlerisch-ästhetischen Sinn, so wie man es in bewußter und unbewußter Literatenmanier versucht hatte oder nur erträumte, erschien unmöglich in unserem philiströsen Straßburg, wo alle Vorbedingungen für ein Literatendasein fehlen. Wieder gab Schickele die Richtung: Jung-München. München, dessen Universität seit Jahren eine Sineküre des jungen elsässer Studenten ist; hier das München Conrads, Klingers und Straußens; die Künstlerfreistatt.

Schickele ließ ein neues Bändchen zurück, den „Pan" — Oktober 1902 —, ein Buch wiederum von einem schweren Gemisch religiöser und erotischer Vorstellungen, mit Ansätzen zu straffen stofflichen Gestaltungen, das aber keine nennenswerte Klärung weder des Dichters, noch des Künstlers äußerte. Ein Teil der Genossen folgte ihm, ein Teil blieb. Die Verbindung München-Straßburg, für die Maler eine alte Gewöhnung, stockte nicht. Man hatte den gemeinsamen Kulturgedanken, man war eine Entwickelungslinie, trotz Nähe und Ferne. Bis zur Stunde behauptet sich die Zusammengehörigkeit der vom Leben versprengten Gruppe, wie bei den großdeutschen Stürmern der achtziger Jahre; in ihren Publikationen, und in ihren Epigonen. Ein

Versuch, durch eine neue Halbmonatsschrift „Der Merker“ — April und Mai 1903 — die elsässische Kulturkritik wiederaufzunehmen, scheiterte bei einheitlicherer Leitung daran, daß man sich auf das Gebiet der Tagespresse reißen ließ. Bemerkenswerter Weise stand auch hier die konfessionelle Krisis an erster Stelle. Ein Jahr später traf man sich in den Spalten des alten „Magazin für Literatur“, das sich freilich in der Reihenfolge Steiner-Gaulke-Hegner völlig modernisiert hatte und bei Hegner französisch-wienerisch geworden war. Unter Hegner debütierten Wendel und Stadler, Wendel an französischen Mustern, Stadler an Hofmannsthal gebildet, und der eigentliche Stürmerepigone, der blutjunge Unterelsässer Hans Arp. Im Sommer 1904 übernahm Schickele die Redaktion von Hegner und nannte das Blatt, unter Veränderung des Formats für die Bedürfnisse des Tagesmarkts, „Das neue Magazin“. Einen individuellen Charakter hat er der Zeitschrift nicht verleihen können. Er selber aber hat als politisch-literarischer Leitartikler sein leichtblütiges, spielendes und ausdrucksvolles essayistisches Talent bestätigt.

Das Porträt der Stürmer-Dichter im einzelnen schwankt noch sehr, da sie Werdende sind. Bernd Isemann ist immer noch das schillernde Talent, bei dem wir Älteren geneigt waren, durchaus eine Formbegabung alten Stils anzunehmen. Seine Veröffentlichungen im „Stürmer“, denen die Stürmergruppe selbst die Palme reichte, bestachen durch die schöne Ruhe des Gefühls und der Fassung. Mich erinnerten sie an Lenau. In seinen jüngeren Gedichten mischen sich alte und neue Farben in seltsamster Weise; Unklarheit und Stilverwilderung herrschen vor; eigenes läßt sich schwer erkennen.

Hermann Wendel hat sein Bestes in zwei, drei schwärmerischen Essays im „Magazin“ niedergelegt. Er opfert von Deutschen dem alten Hoffmann und Liliencron, vom jüngsten Frankreich Verlaine, mit Stadler der einzige von den Stürmern, der in dieser Richtung dem jüngsten Deutschland gefolgt ist. Als Lyriker — „Rosen ums Schwert“ 1903 — gibt er vorzugsweise erotische Stimmungen mit dem charakteristischen ornamentalen Schmuck. Es sind auch ein paar schlichte deutsche Lieder da, die, weil persönlicher, besser ansprechen.

Der Romantiker unter den Stürmern ist Ernst Stadler. Ein deutscher Träumer, der mit deutschen Formen einsetzte, um bald eine große Anmut antik-romanischen Kunstempfindens zu entwickeln, wie es seit einem Jahrzehnt als formale Renaissance von England und Frankreich über unsere gebärdenarme, aber optisch geschärfte Literatur zu fluten kommt. Merkwürdig wie nur Schickele bewegt er sich in unserer heimischen Dichtung, nicht sowohl weil er romanische Einflüsse zeigt, und dies bei reindeutscher Abstammung, als weil seine dichterische Konzeption deutliche Triebe einer der internationalen entsprechenden überreifen Kultur enthält. Sein gegenwärtiger Meister ist Hofmannsthal, Österreichs verjüngter und reduzierter Grillparzer. Nach seiner unvergleichlichen rhythmischen Grazie suchen die „Präludien“ — 1904 — die auch sonst mit ihrem schweren Arabeskenwerk, mit ihrer dekorativen Phantasie, mit ihrem abgewandten Leben, dem deutschen Parnasse angehören würden. Das Wesentliche ist, daß Stadlers eigene feine, matte, leise Melodie in der neuen Form schön Platz findet, daß sich seine Traumwelt darin ausbreiten kann, wie leichtes Gewölk im Abendhimmel. Stoffliches würde sie

weniger zulassen, und auch Stadler bietet diesmal durchweg Spiegelungen der „unruhigen und neugierigen“ Seele.

Nur menschlich mit dem Stürmerkreis verknüpft ist endlich Johannes Leonhardus, ein Wildling, dessen knorrige Kraft alle literarischen Spaliere flieht. Mit dem Elsaß hängt er ganz lose zusammen; gegebenenfalls wäre er da ein Eckstein der deutschmittelalterlichen Linie, denn seine Sprache trägt den Lederkoller, und auch dem Dichter ziemte ein breites Schülerschwert besser als Skalpell und Federkiel. An Wuchs gleicht er den Deutsch-Tiroler Älplern und Liliencron, unsern großen Naturburschen. Er hat ihren knappen und rüden Gang, ihre Plastik, ihr robustes Temperament. Und schreibt wie sie einen unverfälscht deutschen Vers: archaistisch, selbstschöpferisch, wie es sich trifft. Und wo er träumt, träumt er mittelalterliche Ungebundenheit, Vagantenfahrt, Becher und Fehde. Und wo er Gegenwart gibt, ist er Heide trotz einem Goethe und schwört bei Venus und St. Kilian. „Dieweil es Lebens gilt“, heißt sein Glaube und sein erstes Bändchen — 1904 —. Bruchstücke davon erschienen im „Stürmer“ und weckten damals die klassische Vermutung, es rede ein verschollener, ausgegrabener Poet. Ungeleckt, und gar nicht wohlanständig in der Minne, auch der Zote nicht ausweichend, bringt es dennoch starke und gesunde Dichtung, deren sprachliche Gestaltungskraft nicht zurückbleibt hinter der Schönheit eines ungebändigten Mannestums.

Im Geleit der Stürmer tritt heute der achtzehnjährige Hans Arp auf. Er bekennt sich als Schüler von Mombert und Schur, Einflüsse, die zunächst nur als Zufallseindrücke gelten können. In seinem „Logbuch“ — 1904 — steht noch viel Stammeln und Lallen für klare Verbildlichung; es ist

das Buch eines Kindes, allerdings eines hochsensitiven und dichterisch empfangenden Kindes. Wo die kindliche Vorstellung rein aus sich einen Vorgang schafft und sich dann auch die Sprache zu unterwerfen weiß, wird aus Naivität mit einem Male Schönheit, eine lächelnd hingehauchte Schönheit, die mit schmalen Fingern Ahnungen und Fragen aus unerwarteten Tiefen hebt.

* * *

Von einer letzten Verzweigung unserer Dichtung kann man sprechen, wenn man Ansätze zur modernen Mädchenlyrik zugeben will. Der Anteil der Frauen namentlich an der deutschen Linie — Alsabund — war schon nicht unbedeutend, zeigte aber keinerlei individuelle Züge des Geschlechts. Von diesen Älteren ist Marie Kuntz wieder nennenswert. Alberta von Puttkamer aber hat selber mitgewirkt an den Anfängen der großdeutschen Frauenkunst. Drei Namen bezeichnen für uns die Keime einer aus dem Weibempfinden wachsenden Poesie, wie sie Deutschland heute in der herben Süßigkeit seiner Torney, Miegel und Forbes-Mosse besitzt: Marie Jerschke, die ihr Bestes im „Stürmer" publiziert hat, und vom „Alsabund" Gustel Bretzing und Marguerite Wolf. Bei Marie Jerschke und Gustel Bretzing ist noch kein Verhältnis zwischen der Wahrheit des Gefühls und der Wahrheit der Form. Auch Marguerite Wolf ist reifer als Dichterin und schwächer als Bildnerin. Das scheint in der Extensität der Weibnatur begründet und mag für absehbare Zeit ein Mangel des weiblichen Dichters bleiben. Aber schon das künstlerische Vermögen ist hier ein bewußteres, und sichtbarer Ausdruck eines individuellen rhythmischen Geschmacks. Und

an seelischer Fülle, die sich verklärt im Gottesdienst einer freundlichen Natur, überragt die Wolf beinahe alles, was Männerpoesie von elsässischer Landschaft gesagt hat. Ihr „Frühlenz" ist halb Liebesfrühling, den mädchenhafte Keuschheit in den Schoß der mütterlichen Erde trägt, halb Frühling ihres Hügellandes. Zeichen der Seele und Zeichen der Heimat vertauschen sich in stummem Spiel, und die Worte sind ebensoviel Blüten, die aus Kronen stieben, und ebensoviel schwebende Träume des Herzens.

* * *

Außerhalb der drei gedachten Gruppen sind hervorgetreten: der Mörikeschüler Heinrich Rudolf, und der Dramatiker Gustav Wengg, der eine Reihe sozialethischer Schauspiele geschrieben hat, in Straßburg aber nur durch eine wertvolle Jugendarbeit bekannt geworden ist, seinen fünfaktigen „Warbek". Wengg macht hier den Versuch, die Lücke zwischen „Richard III." und „Heinrich VIII." auszufüllen, und zwar entfernt er sich ganz von Schillers Fragment, indem er nicht einen genialen Betrüger zeichnet, sondern einen legitimen Warbek annimmt und diesen um sein Erbe kämpfen und fallen läßt. Die jambisch gefaßte Dichtung leidet an einer äußerlichen Handlung, enthält aber bemerkenswerte lyrische Episoden. Eine Fortsetzung scheint die deutsche Linie zu erfahren in einem Altersgenossen Hans Arps, dem Unterelsässer Désiré Müntzer. Müntzer hat mehr gelernt als Arp, steckt aber dafür tief im Konventionellen. Immerhin lassen seine „Gedichte" — 1904 — wegen ihrer formalen Sauberkeit ein günstiges Vorurteil zu.

* * *

Es ist stiller geworden seit unserer kleinen Literaturrevolution. Aber man kann ruhig sagen: der Richtungspunkt für eine Stammesliteratur wäre nun gewonnen. Das beweist neuerdings eine Wiederaufnahme der Sattlerschen „Bilderbogen“ durch den Straßburger Kunstschriftsteller Wilhelm Scheuermann und den Sesenheimer Maler Heinrich Loux in ganz volkstümlichem Sinn. Sehr einfach hieß es in dem Scheuermannschen Programm: wir müßten „unser mehr politisches Stammesbewußtsein kulturell wieder vertiefen“; so selbstverständlich ist das neue Moment der elsässischen Frage schon geworden. Auch dies Unternehmen ist entschlummert, obwohl diesmal die textlichen Beiträge auf achtenswerter Höhe standen. Vielleicht hat eine ähnliche Landschaftspublikation von Hans Karl Abel, deren erstes Heft dem alten „Tänchel“ hinter Rappoltsweiler gewidmet ist, mehr Erfolg und längeres Leben. Wir wissen es also jetzt so ziemlich alle, daß wir in der Kultur selig werden müßen. Noch nicht alle wollen davon wissen, daß diese Kultur eine deutsche sein wird. Nicht einmal alle, daß sie sich der deutschen Sprache bedienen wird. Das ist fürs erste aber gleichgültig. Darin sehn wir sämtliche Gruppen einig, daß eine geistige Renaissance zur Voraussetzung hätte Einkehr bei uns selber, nachdem die glänzende französische Zwischenherrschaft unsere Stammeskräfte einseitig rationalistisch verwertet und entwickelt hat. Diese Einkehr hat instinktiv begonnen, einmal direkt durch die nationale Linie, soweit sie als bildende Kunst den elsässischen Menschen und als Dialektkunst das elsässische Idiom, des Stammes dauerhaftesten Besitz, hervorsucht; soweit sie als Elsässisches Museum den Hausrat der Väter ehrfürchtig sammelt. Indirekt durch die

Arbeit der deutschen Linie, soweit sie die Individualität der elsässischen Landschaft und den Reichtum ihrer Vergangenheit erkannt und verkündet hat. Damit sie zu einer allgemeineren Einsicht und zum Stammesbewußtsein würde, müßten schon die Schulen bemüht werden. Daran ist natürlich vorderhand nicht zu denken, obwohl es sich um Lehrstoffe handeln würde, die nicht außer Bereich der regelmäßigen Unterrichtsgegenstände lägen. So wird die nationale Anstrengung für Jahre beschränkt sein auf die eigentlichen künstlerischen Kreise des Elsaß.

Den Vorsprung hat die Malerei. Die Literatur krankt daran, daß sie, wo sie national empfindet, nicht die Bildung der Zeit beherrscht; und, wo es der Fall ist, wie in der deutschen und in der Stürmerlinie, entweder großdeutsch empfindet, oder zu nationaler Besinnung ästhetisch unlustig ist — dies wie das andere im Geleit eines Vorurteils! Bei den großdeutschen Patrioten nämlich wirkt immer noch das Gespenst von der elsässischen „Mischkultur", so einem elenden Zwitterding, das beinahe das ganze Werk eines C. F. Meyer ausmacht, und dessen faktische Bestandteile bereits auf ihren Ursprung und ihren reellen Kulturwert zurückgeführt wurden. Unsere Jüngsten aber, und das ist bedenklicher, fühlen sich entweder als besondere deutsche Kulturemissäre, die auf den Gräbern der Ahnen Gavotte tanzen werden, oder sie fürchten sich mit derselben blassen Furcht ihres jüngsten Deutschlands vor großväterlicher Dorfkunst unterm blühenden Apfelbaum. Sie halten es für unmöglich, eine verfeinerte europäische Kultur, wie sie ihnen vorschwebt und zum Teil schon im Blute singt, auf den provinziell-elsässischen Ton zu stimmen. Auch diesem Aberglauben ein kleines Beispiel vom Gegenteil,

das sie nicht verachten werden: das „Magazin“ brachte einmal eine ganze Lemonnier-Nummer. Nun, diese flämisch-belgischen Hermen unserer gemeinsamen Verehrung, Lemonniers Glut, die Zartheit Rodenbachs, die Mystik Verhaerens und Maeterlincks, Eekhouds einsamer Trotz, sie erheben sich schwellend vom Atem der Zeit mitten in ihrer Landschaft. Und sie sind uns nahe Verwandte; denn wie wir kämpfen sie um eine Vergangenheit, die Gegenwart werden soll, und zwischen zwei Sprachen, einer Stammessprache und einer Kultursprache. Wenn solche Künstler nicht auf die provinzialen Attribute verzichten wollen, mag Schande und Nachteil nicht groß dabei sein. Und es käme nur darauf an, ob das Elsaß, äußerlich und innerlich, ähnliche Attribute stellen kann.

Ein Dichter würde anders davon erzählen. So kann ich in der Hauptsache nur auf die verweisen, die nachher davon sprechen werden. Und ein paar Brocken vorausschicken, die, wie ich glaube, noch zu dieser literarischen Übersicht gehören dürfen.

Eine elsässische Dichtung kann, wie alle Dichtung, ihre Stoffe holen aus der Vergangenheit oder aus der Gegenwart. Die Geschichte des Elsaß im Mittelalter, soweit sie sich von der Reichsgeschichte ablöst, ist ein Kranz von Episoden verschiedenen Atems, die der dichterischen Erfindung unter die Arme greifen. Zentrale Persönlichkeiten fehlen; individuelle liefert namentlich die Geistesgeschichte und die Geschichte Straßburgs. Alles wichtigere Leben knüpft sich an die Städte und an die Adelssitze auf den Bergen. Hier erscheint der Dichter landschaftlich gebunden. Der Süden liefert ihm das Milieu der Reichsstädte. Das untere Elsaß seine großen Burgen. Der äußerste Norden

sein Sandsteingebirge. Die Rheinebene ist schon spröder. Dann loht der Feuerschein der Glaubenskriege und formt eine Poesie des Elends. Goethe kommt; das lustige ancien régime; die Vorboten der Revolution; der Kardinal von Zabern. Unsern zweiten historischen Schatz häuft die Revolution, der elsässische Soldat. Ihn hat der alte Erckmann gefunden und vorbildlich verwertet.

Die Gegenwart endlich wendet sich an den Menschen. Er kann sein Typus und kann sein Charakter. Das eine mal repräsentiert er das Volk, und die Typen fehlen nicht in einer Bevölkerung, die in den Erwerbsständen, in Handwerk und Bauernschaft, fußt. Da sind die Gartner, die Rebleute, die Industriearbeiter, die Kanal- und Rheinschiffer, die Großbauern des Nordens, die Juden, das Handwerk der Städte, die kleinen Ackersleute, die Wäldler und Holzhauer, die Fischer, die Fahrenden, eine Fülle. Als Charakter suchen wir ihn zunächst bei den Intellektuellen und hier wieder in der Verzahnung des zeitgenössischen elsässischen Problems, unseres Kulturkampfes. Es locken alle Möglichkeiten der problematischen Auffassung; so der Elsässer Intellektuelle als Künstler, Staatsbeamter, Heerespflichtiger, Liebhaber, Familiensohn, Rollen, in welchen er wiederholt von französischer Seite — Bazin, Cahu-Forest — mit halbem Gelingen dargestellt worden ist.

Das sind freilich grobe Stoffmomente. Eine primitive Kunstübung begnügt sich mit dem Sicht- und Greifbaren. Sie gelangt über den sogenannten Typus nicht hinaus. Die Anfänge unserer Lokalkunst sind in diesem Sinne primitiv. Sie haben Figuren erzeugt, die in äußeren Merkmalen das Stammesleben verkörpern, ständische Figuren, keine, in deren individuellen Handlungen der besondere

Lebensprozeß des Elsässers entwickelt wäre. Eine durchgebildete Kunst macht keinen Klassenunterschied von Typen und Charakteren, sie kennt nur das Individuum, und dies ist ihr das Höchste, in seinen zufälligsten Situationen.

Auch die Stärke unseres alten Erckmann lag nicht in der Charakteristik; schon für die Zeit, in der die „Madame Bovary“ geschrieben wurde, war sie nicht gemäß, und der französische Naturalismus hätte Erckmann am liebsten degradiert. Erckmann war auch kein echter Landschafter; seine Wäldler und sein Gebirge malte er im Schlafrock, aus dem lebendigen Gedächtnis eines tagtäglichen Umgangs, ohne jeden persönlichen Nachdruck. Aber Erckmann war ein Fabulist von großer Lebhaftigkeit und volkstümlicher Wärme und trug eine Kleinwelt im Kopf, die ungefähr dem Durchschnitt des bürgerlichen Elsaß entsprach, an Gebärden, Konflikten und Idealen. Und mir ist immer, als ob eine Erneuerung von Erckmanns Art, bereichert um die zwei wesentlichen Errungenschaften der Gegenwart, Psychologie und Stil, den Dichter ins Herz des Elsaß führen würde. Das ist auch das Positive, was ich für mein Teil auf ein literarisches Programm des Elsaß setzen müßte. Und ein weiteres: Ist schon ein Abgrund zu verschütten, so geschehe es mit Lorbeer. Den kann man sich im bürgerlichen Wettkampf holen; auch da ist elsässisches Lager. Das literarische Lager aber müßte vor Augen behalten: nicht ein egoistischer Ehrgeiz tut uns not, in Eilmärschen europäische Kulturen einzuholen; auch unsere Dichtung soll der Erneuerung unseres Stammes dienen; sie ist berufen, indem sie dem Volke seine Stammeskräfte und Stammestugenden veranschaulicht, das geistige

Selbstvertrauen zurückzuführen, das einst unsere mittelalterliche Größe trug. Und sie braucht darum noch an keine Fesseln gebunden zu sein, nicht in der Form und nicht im Arbeitsfeld.

Straßburg i. Els.
Spätherbst 1904.

Karl Gruber.



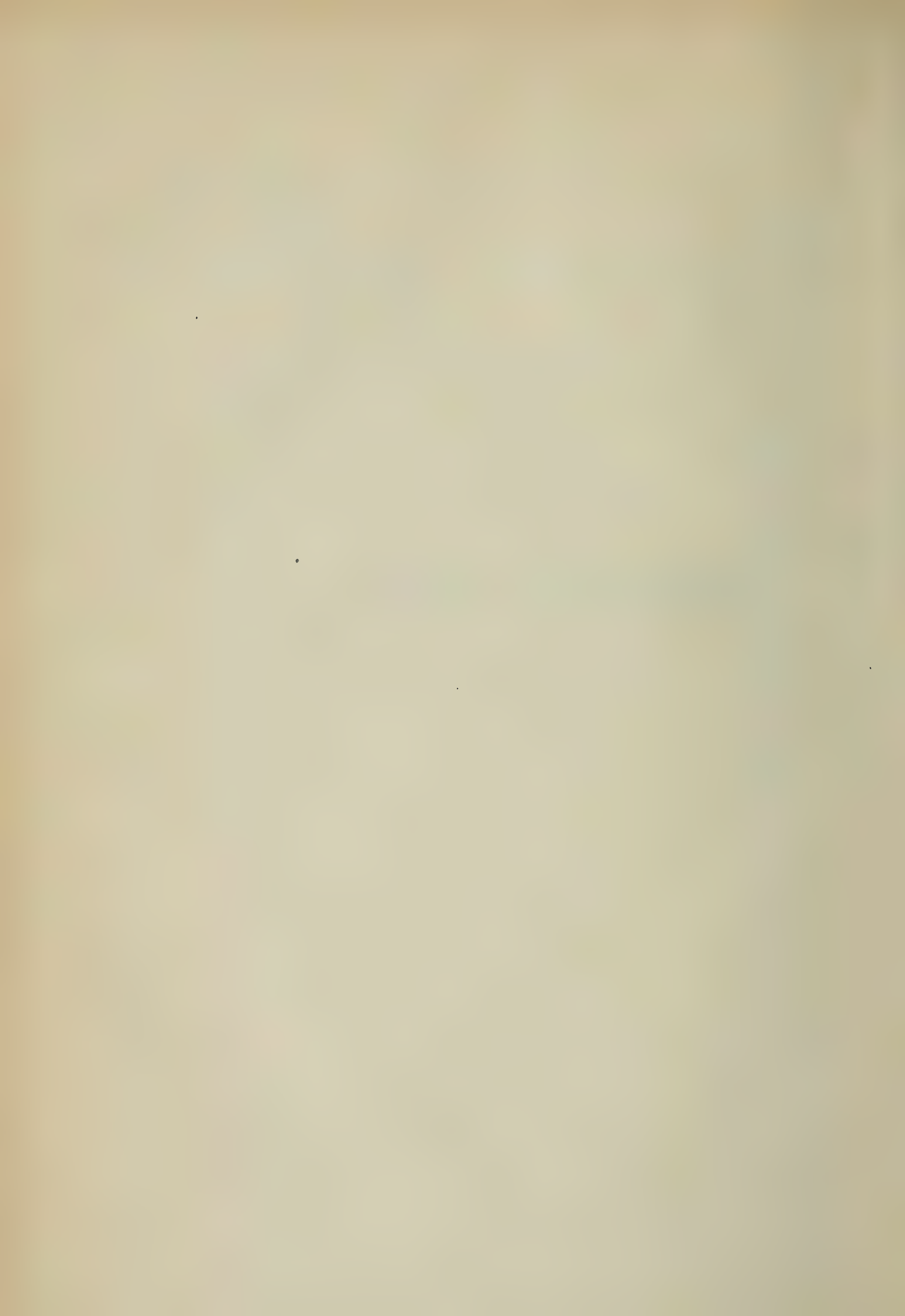
Zeitgenössische Dichtung des Elsasses



1872.

Theodor Renaud

— Vulpinus —



Der Logelnkrieg.

Am Buckelwall vor Horburg das Blut in Strömen floß,
Da sank, ins Haupt getroffen, manch tapfrer Streitgenoß;
Doch was an Blut vergossen, war rotes Rebenblut,
Und die am Boden lagen, sie hatten sich's lassen munden gut.

Es maßen sich die Schwaben mit Colmars Bürgern hier,
Zweihundert Mann zu Fuße, zu Rosse dreißig schier,
Die sollten sich erweisen als Helden in Gefahr; —
Von Colmar stunden im Felde zweihundertfünfzig Mann
sogar.

Auch hatten die, zu zeigen der Reichsstadt Übermacht,
Ein' riesige Karthaune mit vor den Wall gebracht,
Und jeder trug zur Seiten noch außerdem ein Rohr,
Das kam der Schar von Horburg gar nachbarfreundlich
geladen vor.

War eine sondre Waffe, vom Küfer fein gebaut,
Dergleichen nie in Kämpfen die Schwaben noch erschaut:
„Wenn Colmars Streiter ziehen mit Logeln in den Krieg,
So winkt uns Schwabenkehlen ein wunderherrlicher Schlach-
tensieg!"

Da gab's vom Buckelwalle gar fröhlich Wettgelauf,
Schnell taten die von Colmar die vollen Logeln auf
Und schenkten aus von Türkheim den purpurroten Brand;
Es rann das Blut in Strömen, kein Tröpflein aber in den Sand.

Wie schallten Kampfesrufe hinüber da zum Rhein!
Wie klang der Becher Klirren so wild durch Mark und Bein!
Nie noch ein Heer aufs andre so grausam durstig stieß;
Aus Feinden wurden Freunde, die lustig hoch man leben
ließ. —

Das war am Buckelwalle der blutige Logelnkrieg,
Das war des alten Colmars berühmter Schwabensieg,
Wo jede Zunft sich mühte, der Vaterstadt zu Dank,
Bis man zuletzt die Schwaben zu Boden aus den Logeln
trank.

[Elsässische Geschichte.]

Die Königin von Saba.

Die Königin von Saba kam,
Als sie von Salomo vernahm,
Daß ihm zu schwierig kein Problem,
Gezogen nach Jerusalem:
„Drei Fragen hab' ich auf der Seele,
Die deiner Weisheit ich empfehle." —
Der König neigt sich: „Hohe Frau,
Es gab mein Gott mir weite Schau;
Doch ist kein Weiser, wer vergißt,
Daß Menschenwissen endlich ist.
Gelüstet deine Herrlichkeit
Trotzdem nach mir, — ich bin bereit!" —

Die Königin begann: „Ich plage
Mein Herz schon lange mit der Frage,
Wie hoch wohl mag der Himmel sein;
Befreie mich von dieser Pein!“ —
Der König sprach: „Der Himmel ist
So hoch, daß keiner ihn ermißt,
Der nicht gemessen hat vorher,
Wie abgrundtief der Liebe Meer.“ —
Der Königin gefiel das Wort;
Dann fuhr sie, weiter fragend, fort:
„Ihr sagt, daß eurem Gott allein
Die Ehr' gebühre, Gott zu sein.
Nun weiß ein Ding ich, das auch er
Nicht machen kann; es ist zu schwer.
Nenn' mir das Ding!“ — Der König sann
Nur einen Augenblick. — „Es kann“,
Erwidert er, „gescheh'ne Sachen
Kein Gott mehr ungeschehen machen.
Doch unsrer, daß die Schuld nicht schade,
Weiß einen Weg; wir nennen's Gnade.“ —
Die Königin schwieg lange still.
Dann hob sie an: „Noch eines will
Von deiner Weisheit ich erfahren.
Es quält mich schon seit langen Jahren,
Und keiner meiner Weisen kann
Das Rätsel lösen. Hör' mich an:
Die Sonne strahlt, wie heut sie tut,
Jahraus, jahrein in gleicher Glut
Und wird, ob Sturm und Wetter, heiter
Jahrtausende noch strahlen weiter.

Nun sage klar mir und bestimmt,
Woher sie ihre Nahrung nimmt.“ —
Der König rief mit schmerzlicher Geberde:
„Es stinkt genug zum Himmel von der Erde!“ —

Sprüche und Stiche.

So reizbar war die Menschheit nie;
Wie Bestien, die Futter wittern,
Rüttelt die ganze Menagerie
Zähnefletschend an den Gittern!

Zehntausend Hände tragen Schwielen,
Daß eine möge saitenspielen. —
Was hätten jene für Genüge,
Wenn diese nun auch Schwielen trüge?

Akademisch — anämisch,
Seminarisch — fragmentarisch,
Das Leben, fügt sich's gut,
Gibt Knochen, Fleisch und Blut.

Die Zeit verträgt kein Vor und Nach,
Der Raum kein fremdes Neben.
So ist uns zwiefach der Begriff
Unendlichkeit gegeben.
Und dürfen wir zu hoffen wagen,
Daß Gott auch im Gehirn wir tragen.

Der letzte Gang ist längst herum gegeben;
Die Alten wollen doch noch etwas leben.
Wie düster schon die Lichterstumpen brennen;
Man kann sich nicht vom Nachtisch trennen.

Wo der Wald ist abgehaut,
Klettert aufwärts balde
Gelber Ginster, Haidekraut
An der nackten Halde.

Und, der Riesen trug, der Berg,
Die kein Sturm gebogen,
Sieht von niedrigem Gezwerg
Schnell sich überzogen.

Sind die Starken hin einmal,
Wird — so geht's im Leben —
Kleingesindel aus dem Tal
Nach den Höhen streben.



1884.

Alberta von Puttkamer



Nebelritt.

Nun ist die blumenlose Zeit!
Die Zeit so stummer Dämmernis!
Wie damals, als Walhall in Leid
Und Dunkelheit die Götter stieß —

Nun jagt mein Roß durch bleiches Feld —
Da sprießt nicht Lust, da rinnt nicht Duft,
Die Edelfrucht ist längst gefällt,
Und Nebel nur wächst in die Luft —

Der Nebel wächst wie Blumen auf,
Ein fremd Gespenst von Sommerglück . . .
Fahr' hin, fahr' hin in irrem Lauf
Mein Roß, und wend' dich nicht zurück!

Novembertag, sonnlos und stumm,
Es schläft im Waldgrund selbst der Wind —
Die Geister süßer Zeit gehn um,
Die einst im Mai gestorben sind . . .

Dorthin! dorthin! es winkt ein Schloß,
Der Garten steht narzissenvoll —
Und du, mein toter Glücksgenoß,
Du flüsterst, daß ich kommen soll —

Es seufzt mein Hengst — es jagt mein Hengst —
Er kennt den lieben Frühlingsort —
O Gott, der Mai?? — der starb ja längst,
Und die Narzissen sind verdorrt...

Und Irrlichtflammen brennen nur —
Es öffnet sich kein Tor des Lichts —
— Du jagst auf eines Wahnes Spur,
Und fährst in Nebel hin — und Nichts — ...

Der Paradiesschlüssel.

Eine Nacht voll Lenzsturm war's im März —
Da beschlich ein wilder Traum mein Herz —
Und ich fuhr empor vom eignen Schrei,
Der vom Leid gefangne Geist ward frei...

Und mir träumt': wir flogen wolkenschnell,
Ich und du, Viellieb, mein Schmerzgesell,
Abseits von der Welt, die uns verstieß,
Bis ans Sternentor vom Paradies.

Raphael, der Strenge, stand davor,
Aus den Himmeln jubelte ein Chor;
Wie im Sieg umfaßte mich dein Arm,
Und du sprachst mit tiefem Ton und warm:

„Öffne uns die Tür der Seligkeit,
Denn uns folgt mit spitzem Schwert der Neid;
Drunten schlägt mit Geißeln uns der Spott,
Angstvoll suchen wir das Glück und Gott!“

Raphael, der Strenge, aber stand
An der starrgeschlossnen Wolkenwand —
Grundlos tief erschien uns da sein Blick,
Unentrinnbar wie das Weltgeschick...

Und er rief: „Ich bin der Hüter nur.
Fandet ihr herauf die Himmelsspur,
Muß die sel'ge Kraft auch euer sein,
Dieses Tor vom Riegel zu befrei'n.

„Dem, der selbst den Schlüssel nicht erringt,
Und des Glückes Pforten niederzwingt,
Dem, der nicht mit höchsten Kräften wagt,
Bleibt des Eingangs Seligkeit versagt!“

Drauf sprachst du: „Der Weg war allzulang,
Schuld und Angst verwirrte mich so bang,
Daß ich jenen Schlüssel wohl verlor
Zu dem jugendlang ersehnten Tor...

„Und die Liebste, die ich mir befreit,
Traute einzig meinem Weggeleit —
Meiner, meiner hat sie nur gedacht
Durch der Erdenwanderungen Nacht. . . .“

Doch der Engel sprach erbarmenlos,
Und sein Blick ward licht und sternengroß:
„Wollt ihr dieses Himmels volles Glück,
Wandert auf die Erde weit zurück.

„In des Lebens heiße Schmiede geht,
Schafft in Kampf und Arbeit und Gebet,
Bis vollendet jener Schlüssel ist,
Der die letzten Dinge euch erschließt.“

„Denn wer ihn aus eigner Schuld verlor,
Der da löst des Paradieses Tor,
Ist verdammt zu schmieden ihn aufs neu’,
Mit der Glut des Willens und der Reu’. . .“

Da verstummt’ des Engels Machtgebot,
Und wir stürzten in die alte Not,
Aus ersehnten Höhen erdentief,
Wo die Welt in Schmerzvergessen schlief —
— — — — — — — — — — — — — — —

Das ich nächtens nur in Träumen fand,
Mein umarmtes Glück zog weit ins Land —
Mit dem Nebel, vor dem Morgenstern
Geht’s und grüßt — und wird mir tot und fern —
— — — — — — — — — — — — — — — —

Das Irrkraut.

Wie heimlich hier die Strahlen geh'n!
Wie fern die wilde Taube lacht!
Und alle Gräser zitternd steh'n,
Und Königskerzen nicken sacht —

Und Purpurschatten spielen groß
Und flimmernd, wie Getropf von Blut,
Auf einem Bett von weichem Moos,
Drauf ein verirrtes Mägdlein ruht.

Die ist gewandert in den Mai,
Sie ging in einer Blütenlust —
An engen Gassen stolz vorbei,
Bis Waldeswürzen trank die Brust.

Da kam wie Rausch ein feiner Duft
Vom Boden auf; — ihr ward so wirr —
Das Licht ging wirbelnd durch die Luft,
Als tanzten alle Stämme irr.

Sie sprach: „Wie trüb ist doch mein Blick!
Ich sehe Himmel nicht, noch Land —
Ich finde nicht den Weg zurück —
Ich bin ins Irre hingebannt —

Es brennt mein Fuß so scharf und wund —“
Und wie sie forschend niederschaut,
Da haftet an dem Sohlenrund
Ein duftend, feingeblättert Kraut.

Sie löst es leis, und hebt’s empor,
Und atmet seine Würze ein —
— Da plötzlich lockt es wie ein Chor
Von Stimmen in ihr Herz hinein —

Es ruft vom Himmel, lacht im Tann,
Aus Wolken, aus den Dörfern weit, —
Wie Augen schaut der Wald sie an,
Es faßt sie eine Seligkeit;

Es rührt sie eine Sehnsucht tief,
Und doch ein Leiden namenlos,
Etwas, das nie erweckt, noch schlief,
Und das nun anwächst himmelgroß. . .

Da plötzlich kommt es über sie:
„Das ist das Irrkraut, das ich trat,
Nun find’ ich nie, nun find’ ich nie
Zur Heimat mehr den lieben Pfad.“ —

Sie ist durch vieler Nächte Blau,
Und Lenzestage Lustgebraus,
Durch vieler Morgen Demanttau
Geirrt und fand doch nie nach Haus.

Da welkte hin das Blumenrot
Der Wangen, und ihr Hoffen starb;
Dann kam im Abendgrau der Tod,
Als einziger, der um sie warb —

Der webte mit verdorrter Hand
Ein seltsam Kleid dem süßen Leib;
Von Irrkraut schuf er das Gewand —
Und qualgelöst entschlief das Weib. . .
— — — — — — — — — — — — —

[Elsässische Sage.]



1888.

Fritz Lienhard



Das Frühlingstal.

Weit irgendwo im Tale,
Das ich durch Büsche fand,
Hör' ich mit einem Male
Von meines Hügels Rand
Die Amsel schluchzen und schallen
Und sehe durch Weidengrün
Ein fremdes Bächlein wallen
Und sehe das Irrkraut blüh'n.

Wie freu' ich mich am Funde
Und lache verirrt hinaus!
Jetzt fehlt im leuchtenden Grunde
Nur noch ein schneeweiß Haus.
Und fehlt meinem Suchen und Singen
Ein herziger Widerhall —
Wie würde mit uns klingen
Der Mai allüberall!

* * *

Hier schaut niemand zu, wie sich die Blüte
Nacht und Tag aus feuchter Knospe drängt;
Niemand staunt hier, wie in Muttergüte
Sich der Birkenbaum mit Laub behängt;

Und das Abendreh geht ohne Scheu
Unterm ersten Stern am Waldesrande —
Hier ist alles fremd und alles neu,
Hier sind wir auf unbetretnem Lande.

Zwischen Wurzeln, die sich drollig senken
Aus des Hügelbruches dürrem Sand,
Laß uns nur an diesen Lenztag denken,
Laß uns schauen ins geliebte Land!
Weiß wie Wölkchen blühn die Kirschen hier,
Niemand wird die roten Früchte pflücken,
Und im wilden struppigen Revier
Niemand sich zu seltnen Blumen bücken.

Wenn ich jauchze, wird nur Antwort geben,
Der am Walde sitzt, der Widerhall;
Wenn ich küsse, du mein heißes Leben,
Sei er kühn und laut der holde Schall!
Wenn wir unser sommerleichtes Kleid
Werfen an die Pracht der Weidenhecken,
Braucht der Mann sich nicht und nicht die Maid
Vor den Augen andrer zu verstecken.

Lieb, mein Lieb, wir sind im Paradiese!
Löse nun dein ungeberdig Haar!
Ob der letzte Mensch uns hier verließe, —
Fahr' er hin, wir leben immerdar!
Arm um Nacken, wundersam gezweit,
Werden wir das schärfste Leid versüßen:
In uns blüht die ew'ge Seligkeit,
Und ein ewig Land zu unsren Füßen!

Odilienberg.

Als wir noch Kinder waren, schauten wir mit großen Verwunderungsaugen in eine märchenschöne Welt. O das tiefe Entzücken, das ganz herzige Lachen, dessen wir damals fähig waren, wenn uns Vater Geschichten erzählte von guten Menschen, die so herzhafte Taten glücklich vollbrachten! Und dieser eindringliche Zorn, der sich in jeder Linie unseres Gesichtes kundgab, der uns beinahe zu lautem Aufweinen brachte, wenn wir von dem Sieg der Schlechten hören mußten!

„Wär' ich mit meinen Mannen dabei gewesen", rief jener kindliche Germanenfürst, hingerissen von des Sendboten Erzählung von Gethsemane, „sie hätten ihn nicht gefangen!" Und er schlug zornsprühend ans Schwert. Und der ausdrucksvolle „Heliand", mit welcher Wonne weiß er auszumalen — worüber die Bibel rasch hinweggeht — wie Held Petrus mit seinem guten Schwerte dem Malchus eine ganz vorzügliche Wunde hieb!

„Da brauste auf
Der schnelle Schwertdegen Simon Petrus,
Ihm wallte der Mut, kein Wort konnt' er sprechen,
So voll Harm war sein Herz, als sie seinen Herrn da
Binden wollten: da ging er voll Grimm,
Der kühngemute Kämpfer vor seinen Fürsten,
Hart vor den Herrn. Sein Herz war bereit,
Und unverzagt zog er ohne Zögern
Das Schwert von der Seite und schlug voll Wucht
Auf den vordersten Feind mit der Hände Kraft,

So daß Malchus wurde von der Schneide der Waffe
An der rechten Seite mit dem Schwert gezeichnet;
Er hieb ihm das Ohr ab, sein Haupt ward wund,
Daß vom Schwert zerschnitten Backe und Ohr
In Todeswunde barst, und das Blut nachsprang,
Aus der Wunde wallend. So war die Wange verwundet
Dem vordersten Feind; das Volk floh auseinander,
Des Schwertes Biß scheuend . . .“

Welches eindringliche Miterleben! So rein und frisch waren wir, als wir noch Kinder waren.

Ich bin wieder ein Kind geworden auf Odilienberg. Mit den Augen tiefster Verwunderung und Entzückens stand ich eines Samstag Abends auf dem heiligen Berge und staunte in den Glanz und Duft hinaus, der das Elsaß einhüllt.

Hier ist der Glanzpunkt aller Schönheiten des Wasgaus. Nichts Innigeres hab' ich in den Vogesen erlebt als jenen wunderbaren Sommerabend auf Odilienberg. Es ist nicht nur die Aussicht, es ist auch nicht die Berglandschaft, die allerdings kühner und stolzer ist als das einfache Hohbarr: es verbindet sich mit diesen äußeren Reizen die Weihe der Stätte, auf der man steht, eine Stätte, auf der vielleicht seit 2000 Jahren und länger nahezu ununterbrochen gallische und römische Götter und endlich der Christengott angebetet wurden. Es verbindet sich damit die ungeheure Vergangenheit, die über diese breite Kuppe des Männelsteins dahinging.

Ich rückte den Stuhl ans Fenster, starrte und staunte. Der Sommerabend hatte einen glänzend blauen Duft über die Ebene gelegt. Wie einst die Ostsee, als ich von Rügen abfuhr, in der sich die rosafarbenen Lichter des Sonnenuntergangs badeten, so breitete sich hier ein purpurdurch-

schimmertes, blaues Meer vom Wasgau hinüber nach dem Schwarzwald. Die badischen Bergkuppen ragen als lange Strandhügel deutlich umrissen in die reine Höhenluft. Über ihnen spiegeln sich alle Farben des Westhimmels wieder: rosa, violett, orangegelb, und zuletzt eine einzige, blaßblaue Fläche, die erst spät in das gleichmäßige Dunkelblau eines Sommernachtshimmels übergeht, durchwirkt mit unzähligen Sternen. Kein Dorf mehr ist sichtbar; nur einige weiße Straßen, und zwischen bunt aneinander geflickten Äckern eine dunkle Waldinsel. Da beginnt die Glocke von Heiligenstein ihr Nachtgeläute; die Glocke des nahen Bernhardsweiler antwortet; und nun geht ein großer Glockenchor unsichtbarer Dörfer durch das betende Elsaß. Lautlos, noch vom Abendhimmel rötlich überschimmert, wartet die massige Kuppe des Männelsteins. Jetzt weht auch aus dem Kloster hell und rein des Nachtglöckchens Gebet über die Hochfläche. Die letzten Abendwandler verlassen die Terrasse. Und bald deckt eine wunderbare Sommernacht alle Täler und Höhen, und kein Laut mehr unterbricht die tiefe Stille, die Berg und Kloster umfangen hält. O heilige Odilia, du Schirmerin dieses wunderschönen Landes, gib meiner Seele diesen tiefen Frieden.

In der Nacht weckte mich all' die Wonne wieder auf. Ich glaube, ich habe im Schlafe gelächelt und im Traume wieder all' die Märchenländer geschaut, darin ich als sorgloser Knabe über blumige Wiesen sprang. Ich trat ans Fenster. Ein leiser Nachtwind ging um und sauste hohl in den schwarzen Wäldern des Männelsteins. Kein Mond. Aber eine Menge funkelnder Sterne; und da unten, wie ihr Widerschein in einer weiten Wasserfläche, spärliche Lichtpunkte im nächtlichen elsässischen Meere, bis weit hinüber

an die Schwarzwälder Küste. Ein Käuzlein ruft aus der Tannennacht der Heidenstadt; im Tale rauscht ununterbrochen ein Wildbach. Sonst aber auch nicht der leiseste Laut. Wie ertrunken liegt die ganze Welt! Und ich schaue aus meinem Himmelsfenster und lache schadenfroh hinunter. Also nur zum Sterben, nicht weiter, hat's diese große kluge Welt mit all ihrer Weisheit gebracht? Seelenvergnügt springe ich wieder in mein schneeweiß Bettzeug und ziehe wie weiland Schulmeisterlein Wutz die Wolldecke hoch an die Augen und die Kniee hoch an die Rippen in einem Zustande reinsten, gedankenlosesten Glückes.

* * *

Sonntagmorgen ist's. Ich wandle wieder als vernünftiger Mensch unter vernünftigen Menschen. Und da mach ich mir denn ruhig klar, daß ich ein Recht habe zum Entzücken im allgemeinen, so gut wie ein ander Erdgeschöpf zu Bier und Rauchtabak; und ein Recht zum Entzücken im besonderen: erstens als Poet, zweitens als elsässischer Gast des poesievollsten aller elsässischen Berge.

Es sind nicht bloß die landschaftlichen Wonnen, die uns den Odilienberg so lieb machen. Es mischt sich mit dem äußeren Reiz die hehre Weihe, die das Kloster dem Berge verleiht. Keine trinkgelderbedürftigen Hotel-Kellner, diese Erzeugnisse einer charakterlosen Zeit sozialer Nöte, umlauern dich hier, allezeit bereit zu gelinden Betrügereien, wenn du ihnen für ihre Sünden eine Kleinigkeit in die Hand drückst. Kreuzschwestern, die mit Gebet und Arbeit ihren Tag füllen, sind die freundlichen Bewohnerinnen. Die Kapelle, in der sich Odilias Gebeine befinden, und die Klosterkirche, der Mittelpunkt der ansehnlichen Wirtschafts- und Wohn-

gebäude, geben dem Geiste dieser Stätte ein mildes Gepräge. Was heißt „Mönch sein"? fragte ich an der Michaelskapelle. „Mönch" ist der Mann, der sein Herz an nichts hängt, als an Gott und seine Ausstrahlungen. Wohlan, dieser durchheiligende und verklärende Geist schwebt auch über dieser hohen Stätte, wie er über jedem Ewigkeitspilger und Lichtsohne verklärend schwebt. Ewigkeitspilger ist auch der wahre Dichter; der Dichter ist also hier unter Verwandten, ihr Schwestern vom Odilienberg! —

Aber mich trieb's hinaus. An diesem lieblichen Sonntagmorgen, als alle Hänge wiederhallten von Volksliedern, als die Glockentöne der Ebene im leisen Windhauche wie ein langsamer Rauch bergauf schwebten, schritt ich auf knirschendem Kieselpfade durch den Morgenwald. Der breite Rücken des Männelsteins biegt sich in einem Halbkreise der Ebene zu. Am nördlichen Ende dieses Hufeisens, auf einem kräftigen Felsen-Aufsatze, schimmern die Klostergebäude. Die südliche Masse, höher und breiter als die Klosterhöhe (800 m), von kniehohem Haidekraut und verkümmerten Föhren wirr überwuchert, läuft in den Männelsteinfelsen aus, einen prachtvollen Aussichtspunkt. Diese ganze Bergfläche, die sich auch nach rückwärts und nördlich des vorspringenden Klosters weithin ausdehnt, war vor Zeiten mit einer großen Mauer umgeben. Noch jetzt ist das gut gefügte Mauerwerk mit seinen starken, durch Holzkeile verbundenen Steinblöcken fast in seiner ganzen Ausdehnung sichtbar; oft sogar ragt es noch mehrere Meter hoch, grau und übermoost, die zahlreichen Felsen des Hanges miteinander verbindend, über den Bergrand.

Was bedeutet diese wunderbare Ummauerung, deren natürlicher Herzpunkt das Kloster bildet? —

Das Volk nennt die Mauer „Heidenmauer" oder noch scheuer „Teufelsmauer". Ohne allen Zweifel besitzen wir hier ein uraltes Kulturdenkmal; vielleicht stand hier eine gallische Bergstadt, wie deren Cäsar in seinen Denkwürdigkeiten mehrere beschreibt (Alesia, Bibrakte). Die eindringenden Römer benutzten dann den festen Berg und verwandten wenigstens die Felshöhe des Klosters zur Anlage eines Kastells. In der Nähe des Klosters wurden viele Münzen des Kaisers Maximianus Herkuleus (286) gefunden. Ob auch die übrige Stadt als Schutzlager gegen die anflutenden Alemannenstämme besetzt wurde, läßt sich nicht feststellen. Die Heidenstadt selbst verödete bald; ihr Herz aber, der Punkt, auf dem jetzt das Kloster steht, gedieh um so besser. Als die Römer von den Germanen in ihren Süden zurückgeworfen waren, erwuchs aus den Trümmern des Kastells die Burg eines fränkischen Germanen: Adalrichs, Etichos oder Attichs, Herzogs des Elsasses (nach 600). Hohenburg (früher Altitona) nannte er die Bergfeste, die seine nahe Residenz Oberehnheim überschirmen sollte. Attichs Tochter Odilia war dann von der Vorsehung bestimmt, dies merkwürdige bunt wechselnde Erbe anzutreten und zu behalten bis auf den heutigen Tag. Aus der Keltenstadt eine römische Festung; aus der Römer-Festung eine germanische Ritterburg; und aus der Ritterburg ein Frauenkloster — das sind die wunderbaren Schicksale, die über diesen Berg gingen, und deren schroffer und mannigfacher Wechsel in ganz Deutschland seines Gleichen sucht.

So schließen sich landschaftlicher Reiz, freundliche Klosterstille und bunte Vergangenheit zusammen und erhöhen diesen reichen Ort zum Glanzpunkt aller Wasgau-Schönheiten, zum Helikon und Parnaß, zum Dichterberg

des Elsasses. Und es ist sinnig, daß gerade auf diesem auch geographisch ungefähr die Mitte der Vogesenkette bezeichnenden Berge, daß gerade auf diesem Mittelpunkt des elsässischen Gebirges die „Schutzpatronin des Elsasses" ihr leuchtend Kloster errichten durfte.

Wenn man an der Legendengestalt der heiligen Odilia und überhaupt an den Heiligen der katholischen Kirche, auch als Nicht-Katholik, eine reine Freude empfinden will, so muß man alle Dogmatik dahinten lassen und mild und weit nur als Mensch und Künstler urteilen.

Es gewährt einen menschlich-künstlerischen Genuß, an der Hand der Legende zu verfolgen, wie die zarte, blindgeborene Odilia den großen, rauhen Kriegsmann Attich, ihren Vater, Schritt für Schritt bändigt. Schon als neugeborenes Kind muß sie in Schutz gebracht werden; die Klagen der Mutter Bereswinda sind umsonst: der ungestüme Attich mit der ganzen Leidenschaft einer ungebrochenen Zeit will das blinde Erstlingskind, auf das er, als auf einen helläugigen Sohn und Stammhalter, so lange gehofft hat, in seiner zornigen Enttäuschung aus der Welt schaffen. Heimlich wird Odilia von einer treuen Dienerin nach Burgund gebracht und dort im Kloster Palma erzogen. Durch ein Wunder wird sie sehend. Und nun beginnt zunächst der Kampf der Mutter Bereswinda und der inzwischen nachgeborenen milderen Brüder wider den verbohrten und vertrotzten Vater. Die Kunde, daß Odilia lebt und sehend ist, drang an den Hof nach Oberehnheim und Hohenburg; Hugo wagt es, ohne Wissen des Vaters, die Schwester holen zu lassen. Ein Faustschlag, der den warmherzigen Jüngling ohnmächtig zu Boden streckt, ist des blindlings in sein Unrecht sich verbeißenden, der Nach-

giebigkeit sich schämenden Vaters Dank. Als aber Odilia in ihrer ganzen überwältigenden Schönheit vor ihn tritt, da schmilzt dem rauhen Krieger das Herz. Mit Tränen schließt er die Tochter in die Arme.

Aber das ist nur eine Pause im Kampfe zwischen Roheit und Sittigung. Der Vater, nicht wenig stolz auf seine engelhafte Tochter, will das Mädchen natürlich vermählen, an den Tüchtigsten natürlich, an einen alemannischen Grafen Adelhart. Weigerung Odilias, die nur ihren Himmelsbräutigam liebt; Eticho staunt erst, dann flammt er zu doppelt furchtbarem Zorn auf. Odilia muß aufs neue fliehen, im Bettlergewand über den Rhein. Der empörte Vater verfolgt sie; schon hat er die Flüchtige unmittelbar vor sich an einer Felswand: da öffnet sich die Wand und nimmt die Verfolgte auf. Und durch dieses Wunder endlich, durch ein Eingreifen des Himmels also, bricht die hochgetürmte Leidenschaft des heißblütigen Kriegsmannes zusammen. Er geht in sich, er ruft Odilia zurück und läßt sich von nun an wie ein Lamm am Gängelbande führen. Alle Klosterbauten gestattet er willig, stellt das erforderliche Land und Geld zur Verfügung und tritt in jeder Beziehung die Herrschaft an seine schwache und doch so starke Tochter ab. Ein erschütternder Anblick! Wenige Monate darauf aber ist er tot; mit dem Zusammenbruch dessen, was sein Leben füllte, seiner Leidenschaften, ist auch seine Lebenskraft gebrochen. In die milde Klarheit, die Odiliens Antlitz durchleuchtet, kann sich sein starrfaltig Kämpfergesicht, seine Runzelstirne, seine tiefen Brauen nicht mehr auseinanderklären.

Und jetzt erwuchs ein neues, sonniges Geschlecht auf den Burgen des überwundenen Zornmannes und seiner

toten Zornesgenossen. Über das ganze Land streute dies christlich-germanische Rittergeschlecht Bildungsgebäude jener Zeit: Klöster, Klosterschulen, Stiftungen frommer Art. Und an ihrer Spitze stand die siegreiche Königin des Elsasses, die zartstarke Odilia. Man kann vielleicht sagen — ohne daß aber des Wasgau-Missionars Columbanus Verdienste geschmälert werden sollen — daß die „Weltflüchtige" Odilia es war, die an der christlichen Gesittung des Elsasses das Meiste getan, wenn nicht selber, so doch durch den Einfluß, den sie auf ihre weitverzweigte Familie und von da aus auf große Kreise der Bevölkerung ausübte. Ihr Kloster, die frühere Hohenburg, schimmerte wie eine Leuchte bis nach Straßburg sichtbar, wie eine königliche Residenz über die Tiefebene. Und so war die Überlieferung auf diesem Berge gar nicht unterbrochen: wie einst in gallischer, wie dann in römischer und wie zuletzt in fränkischer Zeit, so war in viel tieferem Sinne auch unter Königin Odilia die Hohenburg Herrscher- und Schirmstätte des Elsasses.

Das ist es, diese wunderbar reiche Vergangenheit, die mir den Odilienberg zur Perle des Wasgau's macht.

* * *

„Die wilden Waldesvögelein,
Die hießen sie willkommen sein
Gar süß in ihrem Lateine . . ."

Ja, Waldvögelein, wunderlieb ist euer „Latein"! Schön, zu zweit darunter hinzuwandeln, wie Tristan einst und Isolde, schön aber auch in der glänzenden „Gemeinschaft der Heiligen", die diesen Berg einst belebte! Und so streife ich langsam durch diesen grünen, sonntagsstillen Wald, die

graue Heidenmauer entlang, an den Druidengräbern und am Wachtstein vorüber, in die entzückende Aussicht des Männelsteins. Nur eine kleine Kohlmeise ist von allen Lebendigen meine Begleiterin. Ich habe sie mir herbeigepfiffen mit einem lockenden „d'Zit isch do!", dem Frühlingsruf der Meisen. Und nun fliegt die Neugierige von Eichbusch zu Eichbusch, von Föhre zu Föhre neben mir her; Gelbammer und Grasmücken werden unruhig, ob denn der Frühling wieder anfange; der Wald wiederhallt von unserem Lenzduett „d'Zit isch do! d'Zit isch do!"

Aber bei allen Reizen des Waldes — die Ebene da unten und ihre Menschheit hält mich wiederum gepackt. Wie ein Nixenmeer voll durchschimmernder Dörfer und Städte, tut sich hier am Männelstein die blaue Fläche auf. Aus ihrer Tiefe, leis und lockend, klingen die Glocken versunkener Kirchen — unwiderstehlich den Schiffer in ihre Träume verspinnend, der vom Rande dieser Felsenküste hinabschaut. An der östlichen Heidenmauer spreite ich meinen Mantel über bemooste Blöcke, werfe mich darauf, stütze die Ellenbogen auf die harten Steine und das Kinn in die Hände. Und so lasse ich den Klang der versunkenen Glocken heraufzittern. —

Jahrhunderte hindurch war dieser Klosterberg für das ganze Elsaß ein Kraftquell religiösen Lebens. Kaiser und Könige kehrten hier oben ein; unter den Hohenstaufen noch war das Kloster eine Berühmtheit. Herrad von Landsberg, die hochgebildete Äbtissin, die Verfasserin des unersetzbaren hortus deliciarum, einer Chronik alles Wissens jener Zeit, gab dem Kloster Glanz und Namen. Dann aber tritt die Bedeutung der hohen Stätte zurück; das Bürgertum da unten reckt sich, die Burgen und

Klöster der Waldberge treten ihre Herrschaft an die Städte der Ebene ab. Mit dem vierzehnten Jahrhundert beginnt in der Ebene ein wunderlich Leben, eine langsam erwachende bürgerliche und religiöse Selbstbetätigung. Aber die glanzvolle, weltunterjochende Al-Fresko-Politik der Hohenstaufen ist dahin: demokratische Regungen beginnen langsam aus dem Schutte des Kaiserreichs emporzuwachsen. Auch der edle Minnegesang ist tot, der trockene Meistersang ist sein Schatten. Das bessere seelische Leben kann sich also in derartig matter und hohler Kunst nicht mehr wohl fühlen; es muß auswandern auf andere Gebiete.

Dies Nachbargebiet war die Religion. Die Mystiker des 14. Jahrhunderts waren die Erben der Minnesänger, die Verkörperung des deutschen Gemütes, das in der eitlen Hülse der Poesie, im Meistersang, keine Stätte mehr fand. Und hatte das Elsaß in Reinmar von Hagenau und Gottfried von Straßburg zwei bedeutende Vertreter zur deutschen Minne-Dichtung gestellt, so trat es nun sogar im Schüler Meister Ekkards, im Prediger- und Dominikanermönch Tauler und seiner Gruppe (Rulmann, Merswin, Nikolaus von Basel) mit an die Spitze deutschen Geistes- und Gemütslebens. Ekkard, der Elsässer Tauler, der Konstanzer Suso — wesentlich also das schwäbisch-alemannische Staufen-Stammland — waren es, die nun geistig regierten; die Schatten der Kaiser waren in verklärter Form wieder zur Herrschaft erwacht, wie einst Odilias Seelengehalt nach Etichos trutziger Körperherrschaft.

„Kunst als Kunst" ist ein gefährlich Losungswort. Ein Feldherr, Prediger, Pädagog oder Staatsmann kann ein größerer Künstler oder Herzensbezwinger sein, als der gehaltlose, ob auch „talentvolle" Techniker, der mit Wort

und Reim, Pinsel und Ton besser Bescheid weiß als in seelischen und volkischen Nöten und Bedürfnissen. Seine „Kunst“ „amüsiert“, wie der drollige Strophenbau eines Meistergesanges oder die Bemühungen eines Seiltänzers. Einen Wesens-Unterschied zwischen Spaßmacher und Dichter gibt es in solchem Falle nicht. Anders aber bei einem vollen Manne, der unsere Seele packt! Ob er das als Poet tue oder als Prediger — das ist Sache der Form; das Wesen und Wirken aber, das dahinter liegt, ist überall dasselbe. Gott ist die Quelle dieser einen Kraft in allen wechselnden Formen. Hätte der als gentle, easy, amiable and goodnatured geschilderte Shakespeare in der Stuartschen Lasterzeit gelebt — wer weiß, ob nicht er vor allen Dingen mitbeschlossen hätte, das verlumpte Theater zu schließen. Denn die derbe Genialität des merry old England hatte einer ungenialen Lüsternheit Platz gemacht. Und gerade reine Siegfriedsgemüter, wie Shakespeare, mußten sich am ersten von einer Kunst zurückziehen, die in Formpflege und schöngekräuselten Zweideutigkeiten aufging; mußten sich Gebiete suchen, auf denen ihre Sonnenkraft, ihr Seelengehalt sich mit Kraft und Reinheit betätigen konnten. Und fanden sie diese nicht, so verwandelten sich die lächelnden und lebensfrohen Jünglings-Mienen gerade der Besten in die männlichen Züge herber Verstimmung; sie zogen sich vom Geistesleben überhaupt, nicht nur vom Theater, trotzend zurück; und das Ende des Seelenprozesses war: — die Verwandlung der ehemaligen stürmischen Dichter in Cromwell und seine Puritaner. Aus den genialen Zechern der „Meermaid“ waren nicht minder geniale, aber düstere und herbe Dichter der Tat geworden, Reformer und Laienprediger, Soldaten und Stuartbekämpfer. Und hernach erst griffen sie wieder zur

Feder und schrieben als Milton oder Bunyan einen neuen Kunststil, in dem sich der ernste, ja düstere Geist der Epoche widerspiegelte. Derart fließen alle Gebiete geistigen Lebens fortwährend ineinander.

Ähnlich hier in unserem kleinen Elsaß. Aus den gemütswarmen, frischen, fröhlichen Zeitgenossen der Minne-Dichtung waren nicht minder gemütswarme, aber ernste, von der verlotterten Zeit sich abschließende Mystiker geworden. In seinem Innern suchte man die Gemeinschaft mit Gott, die man in einer so verrohten und verzerrten Öffentlichkeit völlig zu verlieren befürchten mußte. Eine marklose Zeit, niedergewuchtet vom Zug nach der Gosse! eine Zeit der Ermattung nach der Kraftbetätigung der welterobernden Staufenzeit. Alle Versuche, sichtbar das Reich Gottes wieder ins Volksganze einzuzwingen, erzielten nur Mißbildungen. Nie gab es so viel Ketzer wie im 14. Jahrhundert. Nie vorher oder nachher — von den entsetzlichen Hexenprozessen abgesehen — trieb unser rheinländisches Seelenleben Unkraut wie den Geißler-Orden oder den religiösen Wahnsinn, der die Veitstanz-Epidemie wachrief. Das Weltende glaubte man herbeigekommen. Im Hunger- und Pestjahre 1349 zogen diese Flagellanten und verwandte Kranke in großen Prozessionen, mit Geißeln den entblößten Rücken blutig peitschend, von Stadt zu Stadt; Christusbilder und Fähnlein schwangen sie gen Himmel und mit Krämpfen und Geschrei und Bußgesang suchten sie Seelenfrieden und Körpergesundheit wieder herabzusingen —

„Nun hebet auf eure Hände,
Daß Gott dies große Sterben wende!
Nun hebet auf eure Arme,
Daß Gott sich über uns erbarme!“

Aber das war nicht der Weg, jene Seelenfreude und edle Reinheit wieder zu gewinnen, die einst von Odilias Berg über das Elsaß geflossen waren.

Das 15. Jahrhundert war auf religiösem Gebiete wieder still und müde. Dafür aber blühte des toten Taulers Gemüt in einem anderen, seither ausgeruhten Garten zu lieblichen Blumen auf: in der Malerei unseres Colmarers Martin Schongauer. Er ist unstreitig einer der größten, vielleicht der größte deutsche Maler des 15. Jahrhunderts. Madonnen im Rosenhag, Engelsgesichter voll Lieb' und Güte, zumeist auf goldenem Hintergrunde — das waren die Lieblingsstoffe jener Künstler. In das Gesicht legten sie alle Seele. Und als Modelle dienten ihnen die Töchter jener frommen und innigen Frauen, die von Tauler und seiner Jüngerschaft erzogen waren. So floß das Gemütsleben der Mystiker durch kleine Seitenbäche wieder in einen großen Fluß, der Deutschlands Kulturleben befruchtete. Denn so eckig die Formen Schongauers und seiner Zeitgenossen sind, das Wesen ihrer Malerei ist durch und durch das Wesen der echt deutschen Kunst, die nachher in Dürer zur höchsten Entfaltung kam. Dort wie hier war deutsches Gemüt und deutscher Ernst der herrliche Nährboden.

Nun aber kamen neue Töne: die Zeit des Bezweifelns und des Wollens, die herbe Zeit der Reformation. Aber auch da stand Straßburg und das Elsaß in vorderster Reihe und griff tatkräftig in Deutschlands Kulturleben ein. Die berühmtesten Satiriker jener Zeit waren Elsässer: Fischart obenan, der Worte-Gigant, dann der allerdings mattere Brant, und der scheltlustige Murner, drei temperamentvolle Männer, denen sich im nächsten Jahrhundert noch der Charakterkopf Moscherosch zugesellte. Ihr Geistesschaffen ist

kein behagliches mehr, wie Taulers seelenvolle Mystik und Schongauers Malerei. Hier verbindet sich mit der dichterischen Anschauung eine scharfe Erkenntnis, und mit beiden der Willensdrang zu bessern. Eine Menge „fliegender Blätter“ säete jenes reformbedürftige und reformsüchtige Jahrhundert über das aufgewühlte Land. Und auch in Theologie und Kirche: keine beschauliche, warme Mystik mehr, sondern scharfes Erkennen, heftiges oder mildes Wollen. Das war die Zeit, in der, neben wild ungestümen Revolutionscharakteren, ruhig kräftige Männer der Reform vom Schlage der Jakob Sturm von Sturmeck gediehen. Die Zeit, in der Männer der Erkenntnis wie Jakob Wimpheling und Beatus Rhenanus, die Schlettstädter Humanisten, dem Elsaß Ehre machten. Das Elsaß, das durch Theologen wie Dannhauer, Zell, Bucer, Capito, Hedio, die Reformation einführte, war selten so rege im deutschen Geistesleben beteiligt wie im Jahrhundert der Reformation.

Nun aber ging's abwärts. Auf allen Gebieten. Die Reformation drang weder durch, noch wurde sie unterdrückt. Und aus dieser Halbheit erwuchs das Kriegsjahrhundert, das uns Elsässer mühelos von einem Reich absprengte, das leider zu matt war, seine Westmark festzuhalten. Und nur einmal leuchtet dann noch elsässisches Seelenleben führend in die deutsche Kultur: in dem Erneuerer religiösen Gemütslebens, in Philipp Jakob Spener. Hier wachte der Geist Taulers und Schongauers noch einmal auf; die einst so befruchtende und sogar noch in Luther nachwirkende Mystik trat in moderner Gewandung wieder wegweisend an die Spitze. Aber im Elsaß, dem die Verbindung mit dem nährenden Boden, mit dem Vaterlande, durch französische Annektion gewaltsam abgeschnitten worden, war ihres

Bleibens nicht. Spener folgte einem Rufe nach Frankfurt, von da nach Dresden und dann noch nördlicher, nach Berlin.

Dort in Berlin starb der letzte Elsässer, der in die deutsche Geistes-Entwickelung bestimmend eingegriffen hatte. Von dort dann, von Speners Sterbeland Brandenburg, ging Deutschlands politische Erneuerung aus; durch die Hohenzollern sollte das siebzehnte Jahrhundert gerächt, sollte das einst so tatkräftige Elsaß wieder eingefügt werden in die vaterländische Kultur.

Nun sind wir wieder eingefügt —, jetzt, vor 35 Jahren! Wir wissen, in welch beseelendem Geiste wir das Jetzt an das Einst anknüpfen dürfen!

* * *

Ein Brunnen rauscht am vorderen Hange des Odilienberges. Der entsprang einst, als Odilia an den Felsen schlug, bittend, er möge Wasser spenden für einen verschmachtenden Greis. Dieser Brunnen ist dann ein Wunderbrunnen geworden. Wer sich darin die leidenden Augen wäscht, der genest zu wunderbarer Sehkraft. Vor dem liegt die Welt wie ein Maiengarten und die Seele des Menschen wie ein geöffneter Blumenkelch. Die letzten Horizonte sieht er und erkennt staunend, daß die Schöpfung eine gewaltige Harmonie ist, durchstrahlt von unerschöpflichem Lichte, das ausfließt von Gott. Und heiter geht der Beglückte durchs Leben; Waldlüfte des heiligen Berges sind fortan seine starken und treuen Begleiter.

Wir wollen uns die Augen waschen in diesem Brunnen. Wir werden tief hineinschauen in das Wesen der Geschichte und in unser eigen Wesen. Höhenlüfte werden

unsere Schutzengel sein; und wie glückliche Kinder frisch und tatenfroh, werden wir durch den Dunst der Ebene gehen...

Lebe wohl, heiliger Berg! Sei gegrüßt, junges Elsaß!

[Aus „Wasgaufahrten."]

Münchhausen.

Zweiter Aufzug.

Vorbemerkung: Münchhausen, der Lügenbaron, ist eine der schönen Volksfiguren, welche Fritz Lienhard mit dichterischer Freiheit für das Drama gewonnen hat. Lienhard faßt den genialen Aufschneider ritterlich-liebenswürdig auf, als einen dichterisch affizierten Phantasiemenschen, dessen hochgesinntes Herz eine buntere und beseeltere Welt um sich errichtet, als die Wirklichkeit sie bieten kann. Wir finden den alten Junggesellen, an seinen türkischen Kriegserinnerungen zehrend, auf seinem kleinen Gut im Hannöverschen inmitten einer tollen Mißwirtschaft, die nur das Auge dieses großen Kindes über der poetischen Staffage übersehen kann. Er nimmt alles und alle ernst. Ihn nimmt keiner ernst. Ihn betrügen sie alle, sein Gesinde, seine geliebte Kastellanin, seine sogenannten guten Freunde. Wie dem wackern Ritter, in dessen Physiognomie Lienhard allgemeindeutsche und eigene Züge mit zarter Farbengebung gemischt, in einem geschickt ersonnenen Anlaß die Augen aufgehen, das erzählt unser Stück. Die Stimmung des cavalieren achtzehnten Jahrhunderts weht darin, spinnt auch die Fabel: sie beruht im wesentlichen auf einem Maskenscherz. Nämlich Münchhausens Kamerad Dornbusch, ein Aufklärungsphilister im Stil der Zeit, möchte einmal den kränkend immergrünen alten Herrn und seinen ausschweifenden Idealismus in der Wurzel treffen und beide gründlich blamieren. Er versucht das, indem er seine drei Thüringer Vettern, harmloses Getier, als die berühmten Zeitgenossen Goethe, Lavater und Cagliostro bei Münchhausen einschmuggelt.

Der Scherz scheitert an einer Kleinigkeit, an Münchhausens Feingefühl. Wie, zeigt der zweite Akt, zu dessen Verständnis noch beizufügen ist, daß Münchhausen und Dornbusch, ohne es zu wissen, Nebenbuhler in der Liebe für Frau Ingrid, die Wirtschafterin, sind, und daß Münchhausen im Schlußakt hier das Spiel verliert, was seinem Traumland den entscheidenden Todesstoß versetzt. Hans ist Münchhausens Neffe, Feldmann gemeinsamer Kamerad von Münchhausen und Dornbusch.

Gartenplatz. Überall brennende Lampions. Die Stühle der drei Gäste sind mit Zweigen und Blumen verziert. Um den Tisch sitzend, aus langen Thonpfeifen rauchend:

Münchhausen zwischen Hans und Cagliostro, neben Hans Goethe, dann Feldmann, neben Cagliostro Dornbusch, dann Lavater. — Wein und Gläser. Jean geht ab und zu.

Münchhausen: Nicht wahr, meine verehrten Herren und Gäste, so sitzt sich's doch recht behaglich?

Cagliostro: Mon cher baron, wir sind von Ihren Arrangements entzückt! (Zustimmung!)

Münchhausen: Ich danke Ihnen, Herr Graf Cagliostro! Wir können uns in Deutschland mit französischem Reichtum und Luxus freilich nicht messen — aber, item, reich sind wir doch!

Dornbusch: Besonders was Fabulierungskraft anbelangt! Münchhausens Revier wenigstens strotzt von dergleichen Buschwerk.

Goethe: Götter Griechenlands, ich grüße euch in Münchhausens deutscher Wildnis! „In die Traum- und Zaubersphäre, sind wir, scheint es, eingegangen!“ Prosit! (Trinkt.)

Dornbusch (leise zu Lavater): Das waren die ersten zwei Zeilen.

Lavater (leise zu Dornbusch): Aus dem „Faust“! (Laut.) Goethe, mein Freund, ich bemerke mit Verdruß deine Vielgötterei!

Cagliostro (ebenso feierlich): Mon cher Lavatère, wohl ist nur Ein Gott, aber in der Gedankentasche eines einzigen Geistersehers hausen mehr Geister als jemals auf dem Olymp Götter oder in manchen Predigten Gedanken!

Münchhausen: Ich höre mit Vergnügen zu! Überhaupt: reden Sie! Ich liebe über alles eine geschmeidige Zunge, die eines phantasievollen Geistes prächtige Waffe ist! Reden Sie, tauchen Sie mich tüchtig ein in Geist, Tiefsinn und Bilder, denn ich dürste danach unter diesen — meinen Lieben — (raucht) — nun, stoßen Sie mit mir an, Kavallerist Feldmann! Geht es Ihnen vortrefflich, Dornbusch? — Was mich betrifft, so hab' ich einmal dahinten in der Türkei —

Goethe: Warum Türkei? Sieh, das Gute liegt so nah! „Erleuchtet nicht zu diesem Feste Herr Mammon prächtig den Palast“?! (Dornbusch lacht „Mammon!“)

Lavater (leise zu Dornbusch): Das waren die zwei anderen!

Dornbusch (leise zu Lavater): Aus dem „Faust“!

Goethe: Mich aber ermuntert diese geistsprühende Versammlung — wenn Sie meinem Herzen und meiner Kehle gütigst Erlaubnis geben —

Feldmann: Zum Dichten! Hört, hört!

Goethe (deklamiert):

„Es schlug mein Herz, geschwind zu Pferde!
Es war getan, fast eh' gedacht.
Der Abend wiegte schon die Erde,
Und an den Bergen hing die Nacht — —“

Münchhausen: Ich danke Ihnen, Herr von Goethe! Ich improvisiere zwar auch —

Goethe: „Die Nacht — die Nacht —“

Dornbusch (leise): Er bleibt stecken! Cagliostro, fall' ein!

Cagliostro (hat sich erhoben): Auch mich umschwärmen Töne in diesem Geistergarten! (Man hört in der Tat ganz ferne Streichmusik.)

Hans: Es sind böhmische Musikanten im Ort.

Dornbusch (hat einen Einfall, winkt Jean heran, flüstert leise mit ihm und macht die Bewegung des Fiedelns; Jean nickt und geht).

Cagliostro (hat die Augen geschlossen): Die Töne, die in das Gehäuse meiner irdischen Ohren fallen, sind nicht aus schnödem Metall.

Lavater (feierlich): Die Weihe ist über ihm! Er hat Gesichte!

Cagliostro (immer mit geschlossenen Augen, erhaben): Man gebe mir — ein Glas Wein! (Trinkt. Dann ebenso.) Noch eins! (Trinkt. Schlägt dann die Augen auf, lächelt höflich.) Ah, messieurs, ich begrüße Sie. Sie excusieren mich, daß ich mich auf einige Tagereisen zu entfernen gezwungen war. Der Groß-sultan der — Türkei bedurfte meines ärztlichen Rates. Und so hat sich mein Geist erlaubt, sich aus ihrer angenehmen Konversation so lange zu beurlauben. Es handelte sich um das erkrankte Kind einer Lieblingsgattin des Sultans, deren fürstlicher Vater aus Persiens Rosengärten stammt, die aber in Smyrna als Findelkind in einem Krähenhorst von den Jungen eines türkischen Küsters entdeckt wurde, deren Groß-vater freilich aus Tibet nach Hinterindien eingewandert war, während ihr Urgroßvater im südlichen Borneo als kinder-loser Mönch eines gewaltsamen Todes verblich.

Dornbusch (sich räuspernd): Lauter östliche Länder!

Feldmann: Starker Tabak! (Allgemeines Räuspern.)

Hans: Hm. Ein etwas rascher Ritt!

Feldmann: Was ist Zeit, was ist Raum, Hänschen?

Münchhausen (der unruhig rückt und etwas zu ahnen beginnt): Ich danke Ihnen für dieses anmutige Erlebnis, Herr Graf! Mir ist es ja nichts Neues — durchaus nichts Neues! (Allgemeines „Oho"!) Ich hab' einmal in den Regionen des Geistes —

Lavater: Welches Geistes? Gibt es nicht auch unsaubere Geister? Gibt es nicht Gog und Magog (erhebt sich und macht eine Bewegung nach Münchhausen), den Vater aller Lüge?!

Münchhausen (zu Lavater): Erstaunlich wahr, was Sie da sagen! Sie spielen offenbar auf die geheimnisvollen Stimmen aus dem Jenseits an! (Jean kommt wieder und flüstert kurz mit Dornbusch, der nickt.) Da könnte man sich an die Jungfrau von Orleans erinnern, Sokrates hörte Dämonen und ebenso der merkwürdige Swedenborg — ha, und das Orakel von Delphi? Ja, und die Zauberkünste der indianischen Medizinmänner in Nordamerika? Mir nichts Neues — oh, mir ganz und gar nichts Neues! Ich habe dahinten in der Türkei Fakire gekannt, die — —

Lavater (streng): Ich verbanne die Stimmen unkirchlicher Fakire von diesem Tisch! Sie sind unwürdige Gaukler im Vergleich zu jener Wolke von Geistern, die mit dem Volke Israel dampfend durch die Wüste Sin zog! Lesen Sie, mein Bruder, mit Andacht 4. Moses, Kapitel 96, Vers 87 und folgende! Diese Geisterstimmen schwollen an zu den Posaunen von Jericho!

Dornbusch (leise, mit Gebärden anfeuernd): Bravo! Zitiere Bibelsprüche, Lavater!

Münchhausen (einfallend): Auch diese Offenbarung bestätigt — ich sage: bestätigt meine eigene Mutmaßung! Ich danke Ihnen! Auch Sie hegen also den Gedanken, daß allezeit unsterbliche Geister, wie eine Wolke von Mücken, um den Genius schwärmen — nicht wahr? Mir nichts Neues! Vielmehr eine meiner ältesten Ideen!

Dornbusch (ist inzwischen aufgesprungen, geht zu Goethe): So lügt doch, Kerle! Ihr kriegt ihn ja nicht unter!

(Kräftige Hammerschläge erdröhnen: Rolf hämmert den Laden fest.)

Münchhausen (erschrickt): Was ist denn das?! (Springt auf.)

Dornbusch: Die Posaunen von Jericho!

Münchhausen (geht einige Schritte): Rolf, willst du wohl sofort abdonnern?!

Gärtner: Der Laden, Herr Baron!

Münchhausen: Sie sind erschrocken, meine Herren, entschuldigen Sie, es ist dieser unwichtige Laden —

Cagliostro: Dieser Laden? — Ich hielt diesen Laden für Münchhausens Wappenschild!

Lavater: Dieser Laden? Mir deucht, er ist ein Teil Ihrer Physiognomie! Lassen Sie diesen Laden, verwischen Sie Ihre Physiognomie nicht!

Dornbusch: Lavater trifft die Sache! Lassen wir die Physiognomie hangen! (Kichern, Prosit-Rufe, Pfeifen-Ausklopfen — wie überhaupt noch mehrmals.)

Münchhausen: Rolf, laß gut sein! (Raucht, beobachtet von der Seite die andern.) Hm, hm ... So, so ...

Gärtner (ist gekommen, halblaut): Heut Nacht, Herr Baron, dort wenn der Cerëus —

Münchhausen: Gut. (Gärtner hinkt ab, nachdem er noch einmal ins Gebüsch geschielt; Feldmann hat ihm zugerufen: „Prosit, Menschheit!“)

Lavater (zu Münchhausen): Halt! Verharren Sie in dieser Stellung! (Holt ein Taschenbuch heraus, zeichnet, prüft.) Messieurs, gestatten Sie mir, daß ich Ihnen aus diesem Schattenriß einen ungewöhnlichen Charakter entwickle! Diese Nasenwurzel und diese Stirnbogen bedeuten angeborene, aber ungeformte Poesie —

Dornbusch: Ein türkischer Dichter!

Lavater: Meine Diagnose muß demnach lauten: Dieser Mundwinkel verrät eine gewisse Neigung zum Unsinn, aber die Wölbung der Stirn bekundet Tiefsinn!

Dornbusch: Sollst leben, Karl ä — — Lavater! (Trinkt.)

Münchhausen (setzt sich wieder und raucht, seine Umgebung heimlich beobachtend): Die Physiognomik, mein sehr verehrter Herr Lavater, ist eine Kunst. Aber nur für geistvolle Köpfe! Pfuscher sollten die Finger davon lassen. Hm. (Raucht.) Ich meinesteils — sehen Sie, mein sehr verehrter Herr Lavater — erkenne in Ihrer etwas scherzhaften Ausdrucksweise wieder Ihr ungewöhnlich tiefes Denken! Sie wollen sagen, was ist die Menschheit überhaupt anders als eine Mischung aus Unsinn und Tiefsinn? Wollen Sie das sagen oder nicht?

Lavater: Mein Herr Baron, Sie lesen meine Gedanken!

Münchhausen (gelassen rauchend): Nun also! Und unter Unsinn verstehen Sie die gesamte jetzige Zivilisation Europas —

Lavater: Nun, nun —

Münchhausen: Ja wohl, aber unter Tiefsinn verstehen Sie das stille, lächelnde Horchen auf den innern Sinn der Dinge, verstehen Sie etwa diese gottselige Gartenwildnis, verstehen Sie die edle Einsamkeit etwa — sagen wir — eines deutschen Freiherrn, der den geselligen französischen Schwindel haßt wie die Pestilenz! — — Kurz, lassen Sie mich Ihnen danken, meine hochverehrten Fremdlinge und Freunde, für die wahrhaft erquickende Fülle von — Witz, die Sie in Münchhausens Garten auszuschütten die Liebenswürdigkeit haben! Kameraden, diese witzigen Gäste aus Genieland flogen wie Sternschnuppen herab in meinen nächtlichen Park, — erhebt Euch, bringt dem Genie — dem Genie, Ihr Weidmänner, ein donnerndes, ein dreifaches Hoch! (Feldmann und Dornbusch stimmen dröhnend ein, ebenso Goethe.)

Cagliostro (lacht schallend in natürlicher Stimme): Dem Genie! Ich stimme ein, Meister und Gastherr! Aber dem wahren Genie an dieser Tafel, dem Genie Münchhausen! (Dann in natürlicherem Tone als früher.) Herr Baron, Ihre Hand her! Ich habe Sie unterschätzt! Dieser Dornbusch hat mir ein stümperhaftes Bild von Ihnen gezeichnet! Und das gemeine Landvolk — pah, das kennt Sie überhaupt nicht! Sie sind ja gar nicht der naive Sonderling — hahaha — nein, mit so glänzendem Esprit Unsinn in Sinn zu verwandeln — Sie sind ja König Midas! Was Sie anfassen, wird stracks zu Gold! Und, hahaha, sich über Geisterglauben, Metaphysik und all den Schwindel so lustig zu machen — Sie sind ein Meister der Ironie! Sie? Sie sind ein ganz genialer Freigeist!

Münchhausen (empört): Ein Freigeist — — ich?! Ein Atheist, ein greulicher Gottesleugner — das sagen Sie mir in meinem Garten?!

Dornbusch (leise, unruhig): Franz, du fällst ja aus der Rolle!

Cagliostro (ebenso): Ach was, lassen wir die Narrheit!

Frau Ingrid kommt mit einer Tablette voll Brötchen.

Münchhausen: Freigeist — Pfui Teufel — Ich!! (Etwas aufatmend.) Gott sei Dank! Brechen wir dies Gespräch ab! — Da bringt uns Frau Ingrid einen Nachtisch. — (Hat sich erhoben, ebenso wie die andern, noch immer im größten Unbehagen und Ärger.) Ein Freigeist — — Meine Herren, ich habe in meinem Hause ein Raritätenkabinett von fremden Nationen, eine Böhmin, einen Pariser — Leute von exotischem Duft, gewissermaßen. Aber hier sehen Sie die wertvollste von allen, ruhig und stolz wie ihr Land — Frau Ingrid aus Norwegen oder Grönland —

Frau Ingrid: Nur aus Holstein —

Münchhausen (zu ihr allein): Meine liebe und verehrte Kastellanin — habe ich übrigens für diese allerliebste Anordnung schon gedankt? — Allerliebst haben Sie das gemacht, allerliebst! (Plaudert mit ihr.)

Dornbusch (inzwischen zu Cagliostro): Du blamierst mich ja niederträchtig, Franz! Die ganze Sache mißlingt!

Cagliostro: Aber er merkt es ja längst!

Dornbusch: Nein, Du bist und bleibst Cagliostro, hörst Du?!

Cagliostro: Ach was!

Dornbusch: Ich bitte Dich, Franz! Er neckt mich ja sein Lebtag!

Cagliostro: Gut denn, so will ich dir aber 'mal gründlich Cagliostro sein. (Geht übertreibend steif zu Münchhausen.)

Münchhausen: Darf ich diese — Genies vorstellen?

Cagliostro (übermäßig feierlich): Ah, Madame — Frau Baronin — (will ihr die Hand küssen).

Münchhausen: Noch nicht — wollte sagen — Sie befinden sich in einem gelinden Irrtum — nur meine Wirtschafterin —

Cagliostro (sehr steif): Ah, nur Wirtschafterin — da hätte ja Cagliostro fast den faux pas begangen, einer Wirtschafterin die Hand zu küssen, was in Paris nicht Sitte ist. (Tut übertrieben hochmütig; ebenso die zwei andern. Zu Dornbusch:) Na, wie gefällt Dir dieser Cagliostro?

Dornbusch (verblüfft zu Feldmann): „Noch nicht" — Was sagt da der Alte, Feldmann?!

Münchhausen (der Cagliostros Benehmen mit Verdruß bemerkt): Hm. (Mit Nachdruck zu Frau Ingrid.) Darf ich Sie einladen, den Ehren-Vorsitz an dieser Tafel zu übernehmen? — Unsere Pfeifen sind sowieso erloschen und werden Sie weiter nicht stören. Und etlichen etwas dunstigen Köpfen — womit ich nicht anspielen will — wird Ihre Ruhe eine Beschämung werden — —

Frau Ingrid (verletzt): Es möchte so vornehmen Herren unbequem sein.

Münchhausen (mit gerunzelter Stirn): Wem, wo unbequem? Jean, einen Stuhl auf diesen Platz!

Frau Ingrid (leise zu Dornbusch): Ich habe nachher mit Dir zu sprechen. Dies Versteckspiel trag' ich nicht länger! Und diesen läppischen Schabernack mit dem alten Herrn find' ich höchst unpassend! — Entschuldigen Sie. (Ab.)

Feldmann (halblaut): „Noch nicht", sagt er, Dornbusch!

Dornbusch (ebenso): Ja — und die verderben ja alles, diese dummen Dachse?!

Münchhausen (ist, die Hände auf dem Rücken, verstimmt

hin und hergegangen): Ja wo — — hat sie uns doch verlassen? — Meine Herren! Diese Dame ist in der Tat „nur Wirtschafterin". Nun will ich Ihnen erzählen, daß ich einmal dahinten in der Türkei just dazu kam, wie ein französischer Tanzmeister, der sich als berühmten Franzosen ausgab, vor des Sultans Wirtschafterin — Nase in die Luft, Rücken geometrisch grade — impertinenten Hochmut markierte. Diese Wirtschafterin wurde Tags darauf Königin — und was meinen Sie wohl? Da ließ sie den windigen Franzosen zu einem Knäuel zusammendrehen und lud das Subjekt in eine alte Schiffskanone! Ja! Ein Knall — und der Geck fiel in der Umgegend der Tuilerien wieder auf seine vier Gliedmaßen, wo er nunmehr vor Lakaien seine Knixe macht wie ein Nußknacker, falls ihn nicht Gottes Zorn vom Erdball weggepustet hat! Was heißt denn „Form"? Ich bin hier Freiherr über meine Form, wie ich über Zeit und Raum Freiherr bin! Und ich bin erstaunt, daß ich sogenannten Genies, Männern der Unendlichkeit, noch extra in türkischen Gleichnissen andeuten muß, wie man sich einer ehrbaren deutschen Frau gegenüber zu benehmen hat! Punktum! (Zerschlägt die Pfeife, wirft den Fez beiseite und geht, die Hände auf dem Rücken, im Vordergrund hin und her.)

Hans: Endlich! Das war ein Wort! Bravo! (Hängt Münchhausens Mütze an den Busch in der Nähe des Cereus, wo sie bis zum dritten Aufzug hängen bleibt.)

Dornbusch: Fatal, was macht Ihr denn —?!

Feldmann: Oho! Wenn Münchhausen die Pfeife zerschlägt und den Tarbusch abwirft — schlimm Wetter im Land! Ihr habt's verdorben, Kinder! (Sie haben sich alle erhoben und beraten besorgt; Hans hört zu.)

Münchhausen (vorn im Selbstgespräch): Hier hört der

Spaß auf! Mich könnt Ihr foppen, so lang's Euch und mir Spaß macht — Bomben und Granaten — aber Ingrid — überhaupt ehrenhafte Frauen — — Pfui Teufel — da hört der Spaß auf!

Cagliostro (nach Verständigung mit den Anderen, tritt vor): Herr Baron, wir haben Sie zu unserem aufrichtigen Bedauern verletzt. Wir können das nur dadurch wieder gut machen, daß wir Sie schlankweg bitten: verzeihen Sie uns! Wir haben Sie bereits viel zu viel schätzen gelernt, und Sie sind viel zu viel Edelmann, um uns diesen mißlungenen Scherz gegenüber einer gewiß achtbaren Dame zu verübeln.

Münchhausen: Scherz? Einer Dame gegenüber? Hm. Wenn Sie sich an den Edelmann wenden — gut. Sprechen wir nicht weiter davon! Was das andere betrifft —

Cagliostro: Werden wir gut machen, werden wir mit tausend Freuden gut machen! Sie verzeihen uns, das ist die Hauptsache! (Klatscht in die Hände, nach hinten.) Holla, Geister, wirbelt empor aus Busch und Nacht! Und zum versöhnlichen Schluß spendet uns ein — nun, sagen wir: einen türkischen Marsch! (Streichmusik hinter der Bühne; Hans schleicht nach hinten.)

Münchhausen: Wie kommt diese Musik in meinen Garten?

Dornbusch (vorn zu Cagliostro): Ihr habt alles verpfuscht, verhunzt, verdorben!

Cagliostro: Deine Schuld! Hättet Ihr bei Zeiten abgebrochen!

Münchhausen (Die Musik bricht schrill ab, fährt aber später in einiger Entfernung wieder fort und ist zeitweise immer wieder, in größerer Entfernung, bis Schluß des Aufzuges zu hören, meist melancholisch ungarisch.): Meine Herren, wenn Sie ein wenig

miteinander lustwandeln wollen — da bricht eben der Mond durch! Oder gehen wir überhaupt zu Bett?

Goethe: Münchhausen hat den Humor verloren — „Der Mond auf einem Wolkenhügel, sah kläglich aus dem Duft hervor“ — Freunde, her da! Man helfe mir lustwandeln und die verflogene gute Laune dieses Abends suchen — da — wo der cerberus blüht — — (Dornbusch und Cagliostro führen ihn nach hinten, auch Lavater und Feldmann gehen nach hinten; diese fünf lustwandeln, die drei ersteren verschwinden zeitweilig mit Goethe.)

Münchhausen (vorn auf- und abgehend, die Hände auf dem Rücken, zu Hans, der aus dem Hintergrund zu ihm eilt): Hans, ich bin total verstimmt! Ich bin total unbrauchbar! Sage mir: Was sind denn das für Menschen, diese Drei?! Daß ich hier wieder einmal geschmacklose Trivialität beinahe ernst genommen habe, seh' ich ja von selber. Aber wer sind denn die drei Spaßmacher?!

Hans: Ich hab's! Das da hinten, die „Geister“, sind böhmische Musikanten; die da haben sich das Volk aus dem Dorfe gerufen. Und diese drei erzunverschämten Lügenbolde —

Münchhausen: Nun? Sind natürlich die —

Hans: — sind Dornbuschs Vettern, die Lilienfelds aus Thüringen! Ich hab' gehört, wie sie sich mit Namen nannten — und hast Du bemerkt, wie sie sich den ganzen Abend zuwinkten?

Münchhausen: Eine verlogene Bande, diese Thüringer! Da sollen doch gleich sechs Millionen Schock Rehposten — — (beruhigt sich rasch) das heißt: wußt' ich! Ja wohl, wußt' ich, mein lieber Junge! Den ganzen Abend wußt' ich das haarscharf und exakt! — Was? Dornbuschs Vettern? Wie man nur so haarsträubend lügen kann!

Hans: Warum bist Du denn nicht längst mit einem Donnerwetter in die Bagage gefahren?! Sie haben Frau Ingrid hochnäsig behandelt! Das ist kein Scherz mehr! Das ist roh, dumm, geschmacklos — kurz — ich sollte hier Hausherr sein!

Münchhausen (zupft ihn am Ohr): Nun spitz' mal deine kleinen Löffel, Prinz Heißsporn: wenn es mir nun einfiele, wie ich hier stehe, ihnen diese Wirtschafterin morgigen Tages als — hm — als Baronin vorzustellen? Würden sie dann ihre Komplimente nachholen oder nicht? Sind dann diese Hallodris übertrumpft oder nicht? (Hat sein Behagen wiedergewonnen.)

Hans: Wieso „als Baronin"?

Münchhausen: Nun, gesetzt, diese ebenso anmutige als liebenswürdige Dame heiratet einen Baron —

Hans: Heira — bei deinem Alter?! Bei deiner Liebe zur Unabhängigkeit, Onkel Freiherr?! — Na — weißt du — schöne Dummheit!

Münchhausen: Was heißt alt, was heißt jung? Im übrigen — schöne Dummheit? — Ja, ja, Junge, kann sein — Zwar siehst Du — Alles um mich her zerloddert eigentlich, wie der mürbe Laden dort! — Na, wart', Lügenvolk, Euch will ich nun gehörig auf die Schwarte rücken! — Aber nichts merken lassen, Kleiner! (Ab nach hinten.)

Hans (vorn zu Lisbeth, die mit Jean und Worka aufräumt): Lisbeth, ich muß Dich nachher sprechen! Heut Abend noch! Du kommst hierher!

Lisbeth: Aber —

Hans: Hierher! (Ab nach hinten; auch Lisbeth ab.)

Jean (zu Worka): Ma jolie petite Worka, was spendiert Sie mir, wenn ich Sie nicht verrate?

Worka: Verrate?

Jean: Es ist mir zu Ohren gekommen, — daß sich eine lustige Nachlese an diese Soirée anschließen soll. Man munkelt von Verwandten der schwarzen Worka, von böhmischen Musikanten, — eben den Geistern, die jetzt da hinten wie Stechmücken im Gebüsch sitzen und fiedeln! Eh bien, Guteste, was sagt Sie dazu?

Worka: Ja denn, wissen Sie's nur, monsieur, ja, ich muß diese armen Landfahrer, diese böhmischen Musikanten, unterstützen, wenn sie hier durchziehen, ja, ich muß für sie stehlen und betrügen: sonst tun sie's selber! Verstanden?! Und überdies — macht's mir Spaß, verstehst Du wohl, einmal nach all der Rackerei so recht zu tollen und zu prassen — so gut wie die Müßiggänger da! Und wenn's Dich geniert — dort ist der Baron!

Jean (entzückt): Brillantes Demberament! Mich geniert? Aber fällt mir ja garnicht ein! Mit dabei sein will ich ja nur!

Worka: Weißt Du, was Du bist, Jean?

Jean: Worka, wenn Du mich so von der Seite anlächelst —

Worka: Da kommen sie wieder. Was für ein verdrehtes Volk ist denn das eigentlich?

Jean: Dichter, Lügner und Schwätzer — toute la même chose! Aber was bin ich denn, mein Schätzchen?

Worka: Ein Lügner und Schwätzer — toute la même chose (Ab.)

Jean: Hähä, pikantes Kätzchen! (Reibt die Hände.) Na, wart', Dich krieg' ich!

Münchhausen und die anderen sechs Herren kommen wieder.

Münchhausen: Aber ohne alle Widerreden und Ex-

cusements bleiben Sie zur Nacht, meine Herren, das ist ganz selbstverständlich!

Dornbusch: Aber unser Wagen —

Münchhausen: Ist längst nach Hause geschickt, auch der Ihre, Feldmann! Nein, nein, jetzt fang' ich erst wieder an, munter zu werden!

Goethe: Ein famoser alter Herr!

Cagliostro: Ein so liebenswürdiger Wirt.

Lavater: Der so amüsant unterhalten kann! Freilich, wo bleiben übrigens Ihre berühmten Jagdgeschichten?

Goethe: Richtig, warum flogen Sie nicht auf einer Bombe in die Stadt, Einsiedler? Und im Fliegen auf die andere Bombe?

Münchhausen: Aber, Messieurs, mit solchen Scherzgeschichten werd' ich doch nicht geistvolle Köpfe wie Sie zu amüsieren suchen? Das ist Kurzweil für meine schnauzbärtigen Förster und Jäger und dergleichen Wild — auch für Dornbusch und Feldmann!

Feldmann: Oho, Alter, Er wird spitz!

Münchhausen: Auch hat das ein Papierkerl, der Raspe, in ein lächerliches Buch gebracht —

Goethe: Selber dichten, Baron!

Münchhausen: Dazu, Herr von Goethe, müßte ich denn doch von bedrucktem Papier eine bessere Meinung haben.

Cagliostro (und Andere): Oho! oho!

Münchhausen: Die Genies — ja, das sind die Sonnen und Meteore! Aber den Durchschnitt, der das Genie nachzuäffen sucht, den sollte man in ein Birkenwäldchen hängen!... Sehen Sie, als einmal dahinten in der Türkei drei Derwische die staubige Landstraße daherstrichen, wovon sich mir der

eine als Muhamed, den Propheten, der zweite als den Dichter Hafis, der dritte als den Zauberer Albertus Magnus vorstellte — meine Herren, da ging ich ganz ernsthaft, weil ich mich gleichfalls etwas langweilte, auf die artige Maskerade ein. Die glückseligen Derwische glauben heute noch steif und fest, sie hätten mich sieben Wegstunden lang gefoppt — während doch ich es war, der sie nasführte wie drei Pyrenäenbären! Aber sollt' ich so harmlosen Singvögeln den Spaß verderben? Nicht doch, lassen wir den gedrückten Kindern dieses unfrohen Planeten das bischen Kurzweil! (Lange Gesichter der drei Herren, auch Dornbuschs, Räuspern Feldmanns.)

Hans (schadenfroh die Dreie anschauend): Solche drei erzdummen Derwische wachsen doch auch wohl nur in der Türkei!

Cagliostro: Haha, Vettern, nun aber heraus aus der Livree! Herr Baron, wir kapitulieren auf Gnade und Ungnade!

Feldmann: Hahaha, Münchhausen, bravo!

Dornbusch: Potz Gicht und Podagra, Baron, nun hatt' ich wahrhaftig geglaubt, wir hätten Sie übertrumpft!

Münchhausen (sehr erstaunt): Übertrumpft? Sie mich? Wieso denn, Dornbusch?

Cagliostro: Seien Sie großmütig, machen Sie uns das beschämende Geständnis unserer Niederlage nicht noch schwerer! Gestatten Sie, daß ich mich vorstelle: Franz von Lilienfeld — dies hier ist mein Bruder Karl — und dort unser Vetter Fritz —

Münchhausen (der sich von seinem anscheinenden Erstaunen erholt hat, lacht): Das ist — nein (wieder erstaunt) ich verstehe nur nicht — wie kommen Sie denn auf den plötz-

lichen Einfall? (Lacht schallend.) Nein, nun verzeihen Sie gütigst, nun muß ich zum erstenmale seit Jahren nicht lächeln, sondern so recht volkstümlich lachen! Mich so aus dem Handgelenk übertrumpfen? Sie? Nein, mein lieber Herr Graf, den Versuch sollten Sie doch unterlassen! Ich freue mich ja sehr über den kleinen Scherz, über Ihre heitere Bemühung, — aber sich so im Handumdrehen in einen Herrn von — wie sagten Sie doch? — Lilien — Lilienfeld — zu verwandeln und mir das so ohne weiteres aufbinden zu wollen — nein! Nein, nein! Nein, nein, nein, da müssen Sie im Lügen doch noch etwas zu lernen, haha! Lilienfeld? Gibt's ja gar nicht! Ich muß ja doch den Adel hierzulande kennen —

Cagliostro: Aber ich ver —

Münchhausen: Es gibt zwar Lilienfelds drüben in Thüringen — sind ja wohl mit Ihnen verwandt, Dornbusch? — aber die hat mir Dornbusch immer als ein paar höchst windige Tagediebe geschildert! Und zweitens — mich übertrumpfen? (Ernster.) Hm. Haben Sie je einmal gehört, daß ich auch nur im Scherz meinen alten und edlen Namen verleugnet habe? Und gar in einem Hause, dessen Gastfreundschaft ich genoß? Und gar, um einen redlichen alten Herrn zu düpieren? Wie? (Lacht.) Nein, nein, mein lieber Graf Cagliostro, das wäre ein Fehlschuß! Das wäre weder vornehm noch geschmackvoll! Geben Sie also den ja ganz heiteren Versuch auf, sich und Ihre Freunde plötzlich in Herren von Lilienwald oder Rosenfeld zu verwandeln!

Cagliostro: Jede Silbe Ihrer Worte trifft uns bitter — wir sind zerknirscht — aber —

Feldmann: Hahaha, er glaubt's nicht!

Münchhausen: Die Lichter, Jean! Die Herren sind müde und wollen zu Bett.

Dornbusch: Im Ernst, Münchhausen —

Münchhausen: Ja wohl, Dornbusch, die Herren müssen in allem Ernst zu Bett. — Jean, mein Jagdgewehr!

Feldmann: Wie denn?

Lavater: Wollen Sie auf die Jagd?

Münchhausen: Ja. Jedenfalls hab' ich das Bedürfnis, mit Frau Natur nach so viel Unsinn und Tiefsinn — nicht wahr, Herr Lavater — ein Stelldichein zu halten. Auf deutsch gesagt: allein zu sein! (Hängt sich mit Jeans Hülfe Jagdtasche und Jagdgewehr um und setzt die Jagdmütze auf.)

Goethe: Laßt den alten Herrn nicht in den Wald laufen! Wollen Sie den Mond andichten, Kollege!

Münchhausen: A propos, wünschen Sie eine Kostprobe meiner Reimgabe, Herr von Goethe?

Sagt doch: wer ist wahrhaft weise
In so wunderlicher Welt?
Sagt mir, wer in diesem Kreise
Doch zuletzt den Sieg behält?
Lichter dort und Lichter droben,
Wo sich Mond und Stern bewegt —
Laßt uns lächelnd nun erproben,
Wer ein Licht — im Kopfe trägt!

Feldmann: Hört, hört!

Münchhausen (fortfahrend):

Zauberer, Prophet und Dichter,
Die Ihr Euch in Masken zwingt
Und — gefälschte Angesichter
In des Freiherrn Wildnis bringt —

Merkt mein Sprüchlein alle Dreie:
Längst durchschaut ist Eure Tracht!
Meister ist doch nur der Freie,
Der auf alle Masken lacht!

Gute Nacht, meine Herren! (Schwingt grüßend die Jagdmütze und geht ab. Verblüffte Gruppe; lautes Hohnlachen von Hans und Feldmann.)

(Vorhang.)





1889.

Hermann Stegemann



Der Lohn.

Ein schwarzer Riesensarg, schwamm das Schiff auf dem gelbgrünen Wasser des Kanals. Wenn das Mareile sich auf die nackten Zehen erhob, konnte es über die Uferdämme und das Wirrsal von Weidicht hinweg auf die Felder sehen.

Die Ferne ertrank in Dunst, die Berge hockten klumpig im Grau, und zuweilen strich eine Krähenschar über das Tal, das im Sommerregen schlief.

„Fripon, ici!" lockte das Mädchen den Spitz, der unverdrossen rings um das Bord lief. Nun blaffte er noch einmal aufs Geradewohl in den Regen, über das unter dem Tropfenfall schauernde Wasser, dann fuhr er dem Mareile wild unter die Röcke.

„Kannst dir's einbilden, da wird nicht genistet!" lachte es lustig, stieß das Tier beiseite, kauerte sich in den Winkel zwischen die leeren Fässer, zog den Rock über den Kopf und saß im roten Unterröckchen lauernd im warmen Regen.

Die Mutter lag unter Deck und schlief, der Vater war seit gestern nicht aus Illfurt zurückgekehrt, wo er Vorspann holen wollte. Vorspann mochte er selber brauchen, um Schiff und Kanal wieder zu erreichen. Das Mädchen kicherte, als es diesen Gedanken aufgespießt hatte, und dann fuhr es sich mit der roten Zunge lüstern über die

aufgeworfenen Lippen und kniff sich mit voller Kraft in die Arme.

Drei Monate war es her, auf den Tag schier, da hatte der Kahn auch hier gelegen. Aber damals ging die Sonne über den Himmel, die grünen Berge rollten in die Ferne, und auf dem Kanal spielten die ersten Mücken. Die Weiden blühten, und die Schollen, die die Pflüger aufwarfen, lagen dampfend mit glänzendem Bauch in der Sonne.

Der Kahn ging tief in Wasser, und der Schimmel zog schwer.

Plötzlich lachte das Mädchen laut auf.

Es war ihm gewesen, als sähe es just den Vater mit blöden Augen über dem Steuer lehnen und seinen Rausch abbüßen, sah ihn auf einmal ausgleiten, den Steuerbalken küssen und der Länge nach auf Deck stürzen. Und — klapf, da rannte auch schon der Kahn mit der Nase ans Ufer, daß Mutter und Tochter rücklings zu Fall kamen. Der Schimmel knickte auf allen Vieren zusammen. Der Roßknecht fluchte, die Mutter aber wußte nichts Anderes zu tun, als die Kohlenschaufel zu packen und mit dem Stiel auf den Vater loszugehen. Und als das Mareile darob hatte lachen müssen, da war sie auch über es gekommen.

Vom Ufer aber schrie einer: „Nundefuddre“, was ist das für ein wildes Huhn!“

Und das Mareile, das schon die Engel hatte singen hören, sah sich auf einmal befreit und die Schaufel im Schwung über Bord fliegen. Dann erst war es des Burschen gewahr geworden, der mit schweren Ackerstiefeln auf dem Deck stand und die Mutter am Arm schüttelte, während der Vater seine Knochen zusammensuchte und immer noch

nicht begriffen zu haben schien, was eigentlich alles über ihn hereingebrochen war.

Die Mutter aber hatte gekeift: „So geht und helft den Kasten vom Ufer lösen, wenn Ihr denn Eure Nase in unsere Geschäfte stecken müßt!“

Der Bursche hatte gelacht und geantwortet: „Meinetwegen, spannen wir halt den Kohli zu dem Mehlschimmel, hernach schleift's Euch das alte Faß in zwei Stunden bis ins Frankreich.“ „Allez, Saufaus, nimm den Stachel!“ hatte die Mutter dem Vater zugerufen, dann war der Bauer von Deck gegangen, hatte sein Roß aus der Egge und vor den Schimmel gespannt, die an Bord griffen zu den Stangen, und mit eins kam der Kahn frei und in Lauf, daß das Wasser an seiner breiten Brust laut aufrauschte.

Eine Viertelstunde weit waren sie so in den Frühling hineingefahren, da zog der Helfer das Leitseil an und rief:

„So, jetzt hat's es. Fehlt nur noch der Fuhrlohn!“

„Eh bien, kommt ein' Schnaps mit mir nehmen!“ antwortete der Vater, der seine Zunge und seinen Durst wiedergefunden hatte.

Die Mutter aber schrie: „Was, auch noch Lohn und mit dem alten „Pochard“ schnapsen! Und wer kommt mir für meine Schaufel auf, hein?“

„Nun, dann machen wir's anders“, hatte der Bursche erwidert, „hernach zahlt die Jungfer Eure Schuld. Heut nacht wenn's Wetter lind und die Liebe gesund ist!“

Und er hatte sie angelacht mit heißen Augen, sich auf den schwarzen Gaul gehoben und war über die Felder davongeritten.

Am Abend war Feuer in ihrem Blut gewesen, aber die Mutter hatte sie eingeschlossen und gehöhnt: „Das

fehlt mir noch, daß einer mir so den Fuchs macht! Dem Maidle wär's Hemd geschwind feil."

In der Nacht waren gellende Pfiffe am Kanal laut geworden. Das Mareile hatte sie gezählt, und sein Herz sprang ihm schier aus dem Mund, so gaukelte sein Blut. Aber die Riegel hielten fest, die Nacht verging, die Pfiffe verstummten.

Am frühen Morgen waren sie weitergefahren. Es hatte den Werber nicht wiedergesehen.

Unaufhörlich rieselte der warme Regen. Der Tag war im Schwinden, dichter sanken die Schatten, die Berge waren ins Ungewisse hinabgetaucht, und tiefe Stille rings, in der der Tropfenfall sang.

Dem Mädchen trat ein Seufzer über die Lippen. Es erhob sich schwerfällig. In den Füßen stachen tausend Nadeln, das blonde Kraushaar war feucht, aber heiß ging sein Atem.

Noch stand es zweifelnd, da erschien die Mutter: „Ist er noch nicht zurück? Ja, hernach muß ich ihn holen, sonst liegt er bis Martini zu Illfurt beim Kronenwirt."

Da schoß dem Mädchen ein Wunsch ins Herz.

„Bei dem Wetter und ein Parapluie hast Du auch keins!"

„Ja sell schon", murrte die Mutter und zog das Tuch dichter um die spitzen Schultern.

„Aber das gilt dem Vater gleich, ich mag zu Grab gehen, wenn nur ihn's nicht brennt."

„Lustig ist's nicht in dem Taufwasser", fuhr das Mareile listig fort. „Ich schlupf unter, kommt nur bald heim."

„So!" erhitzte sich schnell die Alte, „das Unziefer schickt seine Mutter in das Sündenwetter und hält derweil

den Kaffeehafen warm! Du kommst mir recht. Allez, Schuh' und Rock angelegt! Hol' ihn heim, Dein' saubern Vater!"

Und als das Mädchen zum Überfluß noch tat, als zögere es, da wischte ihm die Mutter eins, daß ihm der dicke blonde Zopf in den Nacken rollte. Nun stob es fort.

Kurz darauf rannte es mit leuchtenden Augen durch den Regen, schlenkerte übermütig die Erdklumpen ins Weite, die sich auf dem Feldweg an seine schweren Schuhe hängten und schrie im Übermaß seines Verlangens plötzlich mit heller Stimme in den Regen.

Die Dämmerung spreitete ihre Schatten aus, es war Abend geworden.

Das Mareile lief. Der Wind stand auf und fuhr hinter ihm drein, Nähe und Ferne ertrank im Dunkel.

Das Dorf lag vor dem Fuß des Bahndammes und sparte seine Lichter, das Mareile sah sich mitten zwischen den Häusern, ehe es sie noch gewahr worden. Die Fenster der „Krone" blickten mit gelbem Schein ins Düster, und das Mädchen starrte unschlüssig zu ihnen hinauf.

Noch flog seine Brust vom Lauf. Es schüttelte den Rock aus, strich ihn an den runden Hüften glatt und sah unverwandt nach den Fenstern.

Stimmengewirr, dann und wann ein lauter Ruf, der Schlag einer Faust auf den Tisch. Das Mareile horchte und wußte nicht, was tun. Endlich machte es sich auf, stieg leise die Vortreppe empor, trat in den Flur und schielte durch die offene Tür in das Wirtszimmer. Grauer Qualm, rote Köpfe.

Jetzt schoß die Wirtin an ihm vorbei.

„Was will die Jungfere?“

„Ich soll dem Vater heimhelfen. Der Schifferdißle ist’s.“

„So, der, der ist gut aufs Wasser mit seinem Brand.“ Und die dicke Frau lachte.

„Allez, spazier’ nur hinein, auf der hintersten Bank hockt er wie ein Büsele und schnurrt.“

Und schob das Mädel über die Schwelle.

„He, e Schnäpsle für das Kind!“ schrie einer. Ein anderer reichte ihm das Weinglas. Da packte das Mareile der Schalk, es ergriff das Glas, trank es aus und rief dann in das Gelächter der Gäste: „So, jetzt gebt mir auch den Vater heraus!“

„Und wer hat so ein schleckrigs Geißle auf die Bein’ gestellt?“ fragte einer.

„Das Kind ist mein, Nundedié noch einmal!“

Und über Bänke kam’s plump daher gestolpert, tastete sich zu dem Mädchen hin, hielt sich an ihm, und als er Stand gewonnen, beteuerte der Schiffer noch einmal: „Mein ist’s, und kein anderer weiß um sein’ Schlaf Bescheid.“

„Tiens, ’s Lachgickele vom Kanal!“ rief eine Stimme hinter dem Mareile, und ein heißer Atem stob ihm in den Nacken.

Ein Blitz zuckte durch seine Brust. Es schnellte herum.

Da stand er vor ihm, breitbeinig, den zerweichten Strohhut mit dem entfärbten roten Band in den Nacken geschoben, Regentropfen im blonden Schnauzbart, und blickte es an. Einen Augenblick war dem Mareile, als fehlte ihm das Herz.

Es atmete schwer. Dann schlug ihm eine Flamme ins Gesicht.

„Kommt, Vater!" flüsterte es mit klangloser Stimme und zog den Schwankenden nach der Tür.

„He, Jungfere, zahlen, s'il vous plaît!"

Die Wirtin sperrte den Ausgang.

Und wiederum lachten die Bauern, als der Schiffer-Baptiste die Taschen umkehrte, bis er mit Hilfe seiner Tochter das Geld erlegt hatte.

Nun suchte das Paar die Schwelle zu erreichen. Da schoß ein Bursch', dem der Wein das Herz gewärmt hatte an dem Regentag, von der Bank, griff die Dirn am Rock und rief: „Der Alt' hat die Schuhe voll, der mag heimkanonieren, sein Maidle aber, das bleibt da!"

Doch ehe sich der Kecke dessen versah, fuhr ihm die Jungfer mit der geballten Faust wider die Brust, daß es dröhnte.

„Sapperment, zieht die aus beim Grasschneiden", spottete der Wirt, der den Geschlagenen aufgefangen.

Der Bursch' schnaufte.

Und schon waren die Beiden aus der Türe.

Das Mareile mußte den Vater mit ganzer Kraft halten, denn er schoß vornüber.

Es tat es wie im Traum, des Liebesdienstes gewohnt. Sein Ohr aber lauschte gespannt, ob sich hinter ihnen nichts rege.

Da war's wie ein Tritt, leises Schreiten. Unwillkürlich lockerte das Mädchen den Griff seiner Hände, und im nächsten Augenblick saß der Vater in einer Pfütze.

Die Tochter stieß einen Schrei aus, er aber blieb wohlgemut.

„Der Wein ist gut gse, er ist nur in die Bein' gezogen," sprach er und streckte ihr die Hände entgegen.

Der Lichtschein aus der „Krone“ fiel noch auf die Gruppe.

„Da braucht's zwei dazu,“ sagte jemand, und der Schiffer fühlte sich im Schwung vom Boden gehoben.

Das Mädchen war schweigend zurückgewichen.

Der Alte richtete sich langsam gerade auf, mühte sich unter den Händen des Helfers, sah ihm starr ins Gesicht und sagte dann plötzlich mit der Hellsichtigkeit des Trunkenen:

„Mais c'est l'homme au cheval noir — le bougre!“

„Der ist's“, versetzte jener, „erst's Schiff und jetzt der Meister! Das rentiert!“

Da trat die Tochter hastig näher, faßte den Vater am Arm und sagte: „Merci und nichts für ungut. Kommt heim, Vater.“

„Heim? Und der Mutter in den Weg! Kannst Dir's einbilden! Dem da bin ich noch en' Kirsch schuldig. Allons enfants de la patrie—e—e“, sang er plötzlich in die Nacht hinaus.

„Sapristi!“ stieß der Bursch' erschreckt hervor, „haltet's Maul, oder soll Euch der Gendarm päckeln und ein Jahr in den Schatten setzen?“

Und im Eifer hielt er dem Schiffer den Mund zu, um die Töne des im Elsaß als aufrührerisch geltenden Liedes zu ersticken.

„Jetzt ist's verspielt, jetzt bringen wir ihn nimmer heim“, klagte das Mädchen. „Wenn er anfängt zu wälschen, ist Feuer im Dach.“

Und so war's.

Der Baptiste machte Kehrt. Vergebens suchten sie ihn zurückzuhalten.

„Und Vorspann muß ich auch besorgen“, rechtfertigte er sich. „Ja, ja, wenn der Vater nicht an alles denkt, so ein Hühnle wie's Mareile hat den Kopf und die Gedanken nie am gleichen Ort.“

Da stürzte das Mädchen mit Fragen auf ihn. Ob er denn das vergessen habe! Nun sollten sie auf den Tag in Straßburg sein mit der Ladung, und er liege auf der Zechbank von früh bis spät und in den zweiten Tag hinein.

Ihre Wangen brannten, der fahle Lichtschein sah die Glut.

Da faßte der Bursch' ihre Hand und flüsterte: „Laß ihn gehen, ich spann' Dir z' Lieb' noch einmal den Kohli ein.“

Sie wehrte sich schwach, suchte ihm die Hand zu entziehen.

Der Vater hatte sich aufgerafft und ging schwankend, aber allein auf die „Krone“ zu.

„Mareile“, bat der Bursch, „bleib, laß ihn, er mangelt Dir und mir auch nicht.“

Und das Mädchen fand kein Wort der Abwehr mehr. Der Schiffer hatte die Vortreppe erklommen und verschwand im Flur. Das Halloh, das ihn begrüßte, scholl in die Nacht hinaus.

Seite an Seite gingen sie über den Dorfplatz in das Dunkel. Nur wenige Schritte, und sie ließen die Häuser zurück, und die Talstraße rollte ihr helles Band vor ihnen in die Ferne. Der Regen war erstorben, ein milchiger Glanz breitete sich über den Himmel, wo irgendwo hinter dem weißen Florgewölk der Mond stand. Die Lichter der Bahnstrecke brannten hell, und in den Pappeln am Kanal rauschte der Wind.

Das Mareile hatte keinen Laut von sich gegeben. Er

raunte ihr ins Ohr; das machte sie so still, und war doch kein Sinn in seinen abgerissenen Worten.

Und weiter und weiter schritten sie eng aneinander geschmiegt in die Sommernacht. Ein starker Duft stieg von der feuchten Erde auf, und, als der Pariser Eilzug mit grellen Lichtern und blinkenden Fenstern, ein dumpfes Dröhnen im Gefolge, vorüberjagte, da ging ein heißer Atem über die Beiden hin, die am Fuße des Dammes wandelten. Jäh warf der Bursch' die Arme um das Mädchen, und das Mareile schloß die Augen, denn die nächtliche Helle blendete es. Der Mond trat hervor. Das Wasser des Kanals glänzte herüber. Da flüchteten sie in den Schatten.

In der „Krone“ war es still geworden, als die Tochter den Vater zum zweiten Male heimholte. Diesmal folgte er willig. Draußen übernahm ihn der Schlaf so, daß er im Gehen einnickte. Aber die Beine waren fügsamer, er torkelte an dem Arm der Tochter seines Weges.

Silbernebel brauten über dem Kanal.

Die Mutter hatte sich so in Gift gewacht, daß kein Wort über ihre Lippen kam; schweigend bettete sie den Mann auf sein Lager. Das Mareile stahl sich in seinen Schlafwinkel.

In der Frühe erschien der Knecht mit dem Schiffsgaul, und kurz darauf trabte ein zweiter herzu.

„Tiens, den sollt' ich kennen!“ murmelte die Mutter und blinzelte in die Morgensonne, die strahlend aufgegangen war.

Aber sie hatte keine Zeit, dem Gesicht nachzusinnen, denn der Schiffer lag wie tot auf dem Strohsack, und Mutter und Tochter steuerten und stakten selbander den Kahn, während am Ufer die Rosse unter Geißelklang das Seil

zogen. Und so oft das Leitseil durch das Gras streifte, sprangen tausend Wasserperlen in die Sonne. An der Schleuse spannte der eine aus, hob sich auf den Gaul und rief zu dem Schiff hinüber: „So, jetzt schafft Ihr es allein. Adieu miteinander!“

„’s ist der gleiche Sepple, wo’s letzte Mal angespannt hat!“ rief die Schifferin erstaunt.

„Nei, nit Sepple, Aloisle heißt er“, entfuhr es dem Mareile.

Kaum war ihm das Wort entwischt, so biß es sich auf die Lippen.

Argwöhnisch schaute die Mutter es an, aber es ertrug den Blick, nur in der Tiefe der Brust spürte es ein Klopfen, und als der Alois noch einmal mit der Geißel knallte, schossen ihm zwei Tropfen in die Augen.

Die Mutter aber rief dem Burschen nach: „He, und Euer Fuhrlohn?“

Da klang’s zurück: „Schreibt’s auf bis zum nächsten Mal.“

Fort war er. Und da fragte die Mutter das Mädchen: „Ist er am End’ gar schon ’zahlt, für beide Mal?“

„Zahlt?!“ flammte das „Lachgickele“ auf, „fragt doch den Vater, mit dem Zahlen hab’ ich nichts zu tun.“

Sprach’s und schwang sich aus dem Schiff, stieg zur Schleuse hinauf und sah dem Reiter nach, der zwischen dem gelben Korn und dem Mattengrün dem Dorf zutrabte. Die Grillen schrieen, das Wasser brauste unter dem Schleusentor, und als das Mareile sich wandte, sank der schwarze Schiffssarg schon langsam mit der fallenden Flut in die Tiefe.



1891.

Christian Schmitt



Auf Vaters Arm.

Es war ein sonnigwarmer Frühlingstag:
Den letzten Schnee zerschmolzen weiche Lüfte;
Der Wald erklang von hellem Finkenschlag
Und gab dem Morgenhauch die ersten Düfte.

Der Bach, der schäumend uns zur Seite floß,
Ein zahmer Zwerg sonst, war erstarkt zum Riesen;
Am andern Ufer wachsend schon ergoß
Sein Wasser sich ins Flachgeländ der Wiesen.

Wir gingen über Feld. An deiner Hand
Schritt ich dahin mit hundert Kinderfragen;
Du mußtest an der Straße grünem Rand
Von jedem Blümlein mir den Namen sagen.

Am Abend aber fanden wir das Tal
Und unsern Weg begraben unter Wogen.
Es war schon spät; des Mondes bleicher Strahl
Fiel auf die Flut vom dunkeln Himmelsbogen.

Ich weinte laut. — Da nahmst du mich empor
An deine Brust und trugst mich durch die Wellen.
Fest war dein Tritt. Bald schlug an unser Ohr
Vom baumumhegten Dorf der Hunde Bellen.

An deiner Schulter lag ich, still und warm,
Und wie nach Sturm und Not im Heimathafen
Der Schiffer selig ruht, auf deinem Arm
Bin bei dem Plätschern sanft ich eingeschlafen.

Am andern Morgen, als ich aufgewacht,
Umfing mich traulich das gewohnte Stübchen;
Da strichst Du über meine Locken sacht
Und nanntest mich dein liebes Herzensbübchen. —

Lang ist es her. Es hat aus jener Zeit
Nur wenig mein Gedächtnis mir gerettet;
Versunken ist die Jugendherrlichkeit,
Und du liegst längst im Erdenschoß gebettet.

Doch oft, wenn mir durchquert die Lebensbahn
Ein breiter Strom von düstern Sorgentagen,
Ist mir, als müßtest du wie damals nahn
Und sichern Fußes mich hinübertragen.

Auf der Grenze.

Hoch, zwischen dunkelm Waldgeheg,
Auf das die letzte Herbstglut brennt,
Schreit' sinnend ich empor den Weg,
Der Land und Völker trennt.

Dies sind die grünen Elsaßhöhn,
Der deutschen Heimat Stolz und Zier;
Von drüben her, nicht minder schön,
Grüßt Frankreichs Bergrevier. —

Ein Sträußlein Blumen nehm' ich mit;
Von links und rechts misch' ich sie ein,
Wie sie vor meinem Wanderschritt
Noch blühn im Felsgestein.

Vom gleichen Falterschwarm umkreist,
Umlacht vom gleichen Sommerblau,
Hat sie das gleiche Licht gespeist,
Getränkt der gleiche Tau.

Und dort und hier die Bäche sind
Mit gleichem Klang ins Tal gerauscht;
Die Tannen haben laut im Wind
Den gleichen Gruß getauscht. —

Was weiß der Quell, was weiß der Baum
Vom Hader, der die Menschen schied? —
Sie singen fort in süssem Traum
Ihr uralt ewig Lied.

———

Heimatsage.

Im Wiesenbach, der träg durch Busch und Dorn
Sein stockend Wasser bringt zur wilden Zorn,
Hat einst, als die Kosaken und Panduren
Vom Rhein herauf zu Krieg und Beute fuhren,
Der Väter Hand, von frommem Sinn gelenkt,
Des grauen Kirchleins Glocke still versenkt.

Doch als der Friede säuberte das Land,
Kein tauchend Ruder mehr die Stätte fand,
Wo schilfumhegt die Mahnerin, die gute,
Vor schnödem Diebsgelüst gesichert ruhte.
Man suchte sie, wie ein verloren Kind;
Nicht einer stand zurück, doch immer wieder
War es vergebens, und zuletzt hernieder
Vom Turm erscholl ein neu Geläut im Wind.
Tot klang's dem Dorf, wie einer Fremden Laut,
Und erst nach langen, wechselvollen Stunden
Schien's der Gewöhnung allgemach vertraut.
Die alte Freundin war und blieb verschwunden.

Und doch — Großmutter hat es auf dem Schoß
Gar oft beteuert mir mit ernstem Nicken —
Noch liegt sie drunten, rein und makellos,
Wenn auch entrückt für immer unsern Blicken.
„Vielleicht", so schloß die Mär, „wie andre schon,
Vernimmst auch du den wundersamen Ton
Einmal, der aus der Flut oft klagt, als riefe
Wehvoll verhaltnes Weinen aus der Tiefe".

Großmutter ging mit ihrer Zeit zu Grab.
Auch ich zog aus dem Haus am Wanderstab.
Die Tage flohn. Nach manchem harten Jahr
Legt sich der erste Schnee mir sacht ins Haar.
In heißem Ringen wider Not und Neid
Hab' ich erkannt: der Besten Los ist Leid.

Nun kann es in der Nacht mir oft geschehn,
Wenn auf dem Lager mich der Schlaf verlassen,
Daß fernher aus dem Dämmerschein, dem blassen,
Ein Klingen mir erwacht im Lüftewehn

Und wie aus ungeschauter Weltenferne
Herüberzittert durch das Spiel der Sterne,
Als ob mich sehnend aus geheimer Tiefe
Wehvoll verhaltnes Weinen schluchzend riefe.

Verlornes wird lebendig bei dem Schall.
Mein Innerstes schmilzt auf im Widerhall,
Und lächelnd vor mir mit umflorten Blicken,
Seh' ich zwei alte, liebe Augen nicken.



1893.

Emil Erbrich



Der Tribut.

Die goldne Ernte harrt der Mahd —
Vom Frankenland ein Wetter naht.

Vom Frankenlande nimmt's den Lauf,
Zu unsern Bergen steigt es auf.

Die Wolken zieh'n, der Regen sprüht,
Vergeblich sich mein Auge müht,

Und sucht und späht und schauet aus:
Mein Sohn, kehrst du nicht bald nach Haus?

O Handelsmann mir wohl bekannt
Von deinen Zügen quer durchs Land,

Vom Frankenlande kommst du her,
Bringst du von Karo gute Mär?

Nach Rennes in Münzen echt und gut
Führt' er den schuldigen Tribut.

Nach Rennes mit manchem Dreigespann
Trat er die Fahrt vor Tagen an.

„War deinem Sohn der Zins vertraut,
„So hast' du ihn zuletzt geschaut,“

„Zum letztenmal, als er zog aus
So hoffnungsfroh vom Vaterhaus.“

„Das Zinsgeld ward gewogen — und
„Am Hundert fehlten drei der Pfund.“

„Da blitzt ein Schwert in fränk'scher Hand,
„Ein junges Haupt rollt' in den Sand.“

„Der Kämmrer faßt' und warf mit Hast
Den blut'gen Kopf zur Goldeslast,“

„Und rief: Jetzt ist die Schale voll,
Nun stimmt des Kaisers Zins und Zoll!“

Und wie ein Stamm vom Blitz zerschellt
Der arme Greis zu Boden fällt.

Dahingestreckt auf hartem Stein,
Verhüllt vom Haar das Anlitz sein,

Vom langen, weißen Greisenhaar,
Ums Haupt gepreßt der Hände Paar,

Ruft er mit lautem Jammerton:
O Karo, Karo, armer Sohn!

* * *

Vom Arezberg hinab zum Tal
Zieht eine Schar im Morgenstrahl.

Am hohen Burgtor hält sin an:
Holla, o Pförtner, aufgetan!

Vom Arezberge kommen wir,
Des Königs harren wir allhier.

Noménoë, weilt er im Haus?
— In Gottes Schutze ging er aus!

Da kaum das Wort gesprochen war,
Trat schon Noménoë zur Schar.

Er kam im rauhen Jagdgewand
Mit Pfeil und Bogen in der Hand.

Die Rüden stürmten ihm voran
Und kündeten den Herren an.

Des wilden Ebers schwere Last
Trug er so leicht, ja spielend fast.

Vom Eberblut troff seine Hand
Und glühte wie ein Feuerbrand.

„Ich grüß' euch liebe Bergler all',
„Und dich, mein Häuptling und Vasall!"

„Und was ihr sucht, sagt's ohne Scheu,
„Ich bin euch Freund in alter Treu.

So sage uns zu dieser Frist,
Ob noch ein Gott im Himmel ist?

Ob noch ein Richter droben wohnt,
Der Menschentaten straft und lohnt?

Gerechtigkeit verlangt das Land —
Wirst König Du zum Spott genannt?

„Ich glaub' an den gerechten Gott,
„Der nimmer wird der Feinde Spott."

„Schon seh' ich nah'n der Rache Tag,
„Ich rette euch, wenn ich's vermag!"

— So wolle! Wille gibt auch Macht,
Und rufe, bis das Land erwacht.

Wer lebt, der leidet, rette uns!
Wer starb, der litt, o räche uns!

Und Karo sei der Racheschrei!
Gemordet in des Lebens Mai!

Dein junges Haupt in goldnem Haar,
So blond wie Haidehonig klar,

Das warf mit frechem Übermut
Der tück'sche Franke zum Tribut!

Du stehst und klagst vor Gottes Thron,
O Karo, Karo, armer Sohn! —

So klagt der Greis, im weißen Haar
Des Bartes schimmert hell und klar

Des Schmerzes bitt're Tränenflut,
Wie Tau auf Lilienblüten ruht.

Und mit des Zornes Allgewalt
Der König ruft, daß laut es schallt:

„Bei Eberhaupt und Blut und Stahl,
„Bei meines Volkes Schmach und Qual,"

„Schwör' ich vor Gott und meinem Land:
„Nicht wasch' ich diese blut'ge Hand,"

„Eh' Frankenblut getilgt die Schmach!
„Die Rache schlief — ich ruf' sie wach!"

* * *

Noménoë, er hat getan,
Was nie gewagt ein andrer Mann:

Mit Kieseln von des Meeres Strand
Füllt' er die Säcke bis zum Rand.

Für König Kahlkopf zum Tribut
Sind Kiesel und Gerölle gut.

Noménoë, er hat vollbracht,
Dran nie ein andrer Mann gedacht:

„O Schmied, mein Roß, mir lieb und wert,
„Beschlag' es sicher, doch verkehrt."

„Von Silber, hell wie lichter Tag,
„Sei meines Schimmels Hufbeschlag!"

Noménoë, ihm stand es an,
Was nie ein König noch getan:

Er selber führt' den Wagenzug,
Der den Tribut nach Rennes trug.

„Schließt auf das Stadttor angelweit,
„Daß ich einziehe mit Geleit."

„Noménoë harrt vor dem Tor,
„Mit dem Tribut hält er davor!"

— Herr, steiget ab und tretet ein,
Ihr sollt uns hochwillkommen sein.

Laßt euer Roß und den Tribut
Hier in der Diener sichern Hut.

Und tretet in den hohen Saal,
Bereitet ist ein gastlich Mahl.

Schon ruft, seid unser Tischgenoß,
Zur Waschung der Trompetenstoß.

„Noch wasch' ich meine Hände nicht,
„Erst prüft des Geldes Vollgewicht."

„Ich trete nicht in diesen Saal
„Als euer Gast zum Abendmahl,"

„Bis ganz erfüllt ist meine Pflicht,
„Herr Kämmerer, kommt und zaudert nicht!"

Der erste Sack war wohl geschnürt
Und voll und schwer, wie sich's gebührt.

Der zweite auf der Wage ruht,
Er ward befunden schwer und gut.

Nun rasch den dritten Sack gereicht!
O weh, o weh, er ist zu leicht!

Der Kämmrer streckt schon aus die Hand,
Behend zu lösen Schnur und Band.

„Herr Kämmrer, halt! Mir sei's gewährt,
„Den Knoten lös' ich mit dem Schwert."

„Ich hab' den Knoten selbst geschnürt,
„Ich lös' ihn auch, wie sich's gebührt —"

Da traf, jäh wie des Blitzes Strahl,
Den Franken schon der blanke Stahl.

Ein Hieb den Nacken glatt durchschnitt
Und noch der Wage Ketten mit,

Ein Haupt fiel in die Schale schwer,
Da fehlte am Gewicht nichts mehr.

Ein Schreckensruf, ein Wutgeschrei:
Bringt Fackeln her! Herbei, herbei!

Ha, der Verräter höhnt und lacht,
Er flieht, er flieht — ihn birgt die Nacht!

„Ha, leuchtet mir mit Pech und Harz,
„Der Weg ist glatt, die Nacht ist schwarz!"

„Daß ihr die Schühlein nicht zerschleißt,
„Die rauhen Pfade sind vereist!"

„Die blauen Schuh', mit Gold verziert,
„Habt acht, daß ihr sie nicht verliert!"

„Und eurer Wage Kett' und Schal'
„Ihr nütztet sie zum letztenmal,"

„Zu schätzen unseren Tribut,
„Bretagner Steine, schwer und gut —!"

[Bretonische Sage.]

———



Wilhelm Schmidt

— Brädikow —



Mein Haus.

Vom Rasenhügel schaut mein Haus
Auf blühende Auen und Fluren hinaus;
Warm grüßt es der Sonne Strahlenkuß,
Mit leuchtenden Segeln winkt ihm der Fluß. —
Doch lenkt der Schiffer zum Hafen das Boot,
Entschwebt mein Haus mit dem Abendrot.

Auf der Haide steht es, vom Ginster umblüht,
Wo summend die emsige Biene sich müht;
Rotkehlchen ein frommes Liedlein singt,
Die Abendglocke herüber klingt. —
Geht still zur Rüste der Sommertag,
Versinkt mein Haus mit dem letzten Schlag.

Am Saume des Waldes, im weltfernen Luch,
Bei flüsternden Espen träumt es am Bruch;
Rehaugen schauen zum Fenster hinein,
Ein Falter umspielt es im Sonnenschein. —
Wenn aber der Dämmrung Nebel sich ballt,
Entschwindet mein Häuslein am nächtigen Wald.

Ich habe es tief in den Forst gestellt,
Entfernt von dem wilden Getriebe der Welt.
Hier waltet der Friede; die heilige Ruh
Schließt sanft dem Müden die Augen zu. —
Da braust heran des Sturmes Macht:
Mein Hüttlein geht unter in rauher Nacht.

So ist, was des Tages ich aufgebaut,
Mir oft zerstört, wenn der Abend graut.
Doch, ob auch manch Werk in Trümmern liegt,
Ich weiß, daß immer die Sonne siegt.
Der glückverheißende Morgen blaut;
Ein Gedanke: mein Häuslein vom Hügel schaut.

Im reifen Korn.

Ein jedes Mal erfaßt mich tiefes Weh,
Wenn ich durch reife Ährenfelder geh;

Wenn scharf die Sense durch die Halme klingt,
Die volle Ähre hin zu Schwaden sinkt.

Es ist vorbei des Sommers schönster Glanz,
Schlingt um den Rechen sich der Erntekranz.

Ich weiß es nicht, mir wird so weh und bang,
Hör' ich im reifen Korn den Sichelklang.





1895.

Julius Greber



’s sechscht Gebott.

Vierter Aufzug.

Vorbemerkung: „Die Sünden der Väter werden heimgesucht an den Kindern und Kindeskindern“: Greber, der schon einmal, in der „Heimat“, soziale Schäden des Bauernstandes bloßgelegt hat, schildert hier die Lockerung der sittlichen Bande in der ländlichen Ehe. An der Untreue seiner Frau ist der Großbauer Jerry Schuler zum Lump und zum Wilderer geworden. Auf ihrem Sterbebett hat sie ihm gestehen müssen, daß sie die Ehe brach mit seinem Herzensfreund, dem Kronenwirt, und daß das Kind, an dem sie stirbt, nicht seines Blutes sei. Achtzehn Jahre verfließen. Schuler weiß, daß er die Tochter des andern aufzieht. Die Freunde sind Todfeinde geworden. Schuler trinkt, vertrinkt sein Vermögen, fängt das Wildern an. Er wandert ins Gefängnis, weil er nicht von der Jagd lassen kann; einmal, zweimal; schließlich für ein Jahr und diesmal unschuldigerweise, auf einen Meineid des Kronenwirts. Während er sich in der Kerkerhaft verzehrt, treibt das Schicksal oder das Blut sein Evchen und den ehelichen Sohn des Kronenwirts einander in die Arme. Das Liebespaar ahnt seine Verwandtschaft nicht, und es ist die Strafe des Vaters im Sinne des Dichters, daß er derselben Unkenntnis lebt. Schuler kehrt nach Verbüßung seiner Haft zurück, und damit setzt das Drama ein. Schuler tritt in den Mittelpunkt der Handlung. Er könnte Klarheit schaffen zwischen den Kindern, aber sein Haß lähmt seinen guten Willen, und als es schließlich geschieht, treibt die brutale Wahrheit die Unseligen in den Tod. Wenn der vierte Aufzug beginnt, sind die Leichen geländet worden. Das Gericht hält Leichenschau, und inmitten der kühlen amtlichen Vorgänge kommt es zum Gerichtstag zwischen den Vätern. Schuler bietet dem wahren Schuldigen den Strick: der Idee nach das Machtvollste, was das ernste Dialektdrama bisher gereift hat.

Es ist morgens 9 Uhr. Vor dem Tore hinten rechts steht mit Gemurmel eine Menge Volks. Bestürzung ist auf allen Gesichtern erkennbar. Eine Tragbahre wird in das Tor getragen. Männer, schiffmännisch gekleidet, mit langen Stangen versehen, verlassen die Szene.

1. Schiffmann: Schwari Arwet! — Schwari Arwet

2. Schiffmann: Jojo! . . . trürigi Arwet!

1. Schiffmann: 's isch Zitt, daß m'r häme gehn.

2. Schiffmann: Ich gspier mini Ärm nimmi.

1. Schiffmann: Schwari Arwet! — — Trürigi Arwet! (ab.)

(Mädchen haben sich von der Gruppe losgelöst und kommen nach vorn.)

1. Mädchen: Wie schön sie doleije!

2. Mädchen: Wie Brüeder un Schweschter.

1. Mädchen: Wer dis gescht gedenkt het! — — Dis hätt ich im Evel nit züegetröujt.

2. Mädchen: Wie lang, daß sie sich schun kenne —? Wäiß m'r ebbs?

3. Mädchen: M'r verzählt sich, daß sie sich schun als King versproche han.

2. Mädchen: Wie kann m'r nur so dumm sin, sich 's Lawe ze nemme.

3. Mädchen: Un 's Evel het noch allewyl wölle so frumm sin.

1. Mädchen: Achtung, do kummt d'r Jerry. (Die Mädchen schnell nach rechts ab.)

(Jerry kommt aus dem Tore, von Hans geführt; die Menge weicht scheu auseinander; er kann sich kaum noch in den Knieen halten.)

Hans: Kumme, Vadder Jerry, kumme!

Jerry: Sie sölle m'r's glich häme bringe, so gschwind wie möjlich.

Hans: Ich wur drfor sorje. 's Gericht isch noch nit do gsin.

Jerry: O Hans! — Hans! — Wie söll m'r's jetz gehn! — — Jetz isch's üs mit m'r!

Hans: Kumme, Vadder Jerry . . . Ihr verliere noch de Verstand.

Jerry: (lacht heiser) Ich . . . de Verstand verliere . . . o nä . . . o nä . . . 's isch m'r alles klor . . . noch nie hawi so hall gsahn wie grad hit . . . do ghört doch nimm viel Verstand drzüe ze wisse, daß m'r 's Liebscht uff d'r Walt verlore het. — — Un so schön leijt's do . . . wie im Träum . . . un 's schient, 's lacht d'rbie . . . d'r Dootskampf isch 'm sicher nit schwar worre . . . dis isch d'r änzig Troscht, wo m'r noch bliet.

Hans: Lon's jetz güet sin, Vadder Jerry . . .

Jerry: Hesch äu die schöne blunde Hoor gsahn . . . wie flüessigs Gold leije sie um dies lieb Gsichtel erum . . . e Photograph müeß m'r hare üs d'r Stadt . . . der müeß m'r sin Bild mache . . . un e Moler müeß es mole . . . un de Chrischtel drzüe . . . Um denne dhüets m'r äu leid . . . 's isch e braver Burscht gewann . . . er het müen die Nott bezahle, wo m'r d'r Kronewirt schuldi isch gewann. Dis isch awer schun oft vorkumme. Er isch nit d'r erscht.

Hans: Jetz versteh ich Eich nimm, Vadder Jerry.

Jerry: Doot! — — Min Evel doot! — — Wenn i nur noch e änzigs Wörtel hätt mit 'm redde könne . . . ich hätt 'm jo so viel ze söuje ghett, so unendlich viel! Denn — — versteh mich güet, — — wenn die zwei gstorwe sin, ze bin ich ellän schuldi dran, ja, Hans, ich bin ihr Mörder! — Ich hab mich in mim Haß so witt triewe lon, daß i mini Lieb ganz vergasse hab.

Hans: (für sich) 'r isch ganz durichenander!

Jerry: Un ellän hätt ich se nit derfte lon . . . um kenne Pries . . . ich hätt nit uff de Harr Pfarrer höre derfe . . . ich hätt's müesse mit häm nemme . . . ich müeß blind gewann sin . . . odder ganz vun Sinne! — — Awer jetz söll alles an de Döuj . . . nix söll verschweije bliewe . . . ich wur mich bim Harr Amtsrichter selbscht anklöuje . . . not sölle se e Gottsnamme mit m'r mache, was se wölle . . . un wenn se ken Racheschaft vun m'r haische, ze wurd m'r nix andersch üwrig bliewe, als min Urteil üwer mich selbscht ze sprache!

Hans: Vun was redd 'r nur?!

(Von links Amtsrichter, Gerichtsschreiber und Arzt; ein Gendarm folgt.)

Die Menge: Der Harr Amtsrichter! Der Harr Amtsrichter kummt!

(Es wird still, der Bürgermeister, von der hinteren Gruppe sich loslösend, geht auf ihn zu.)

Bürgermeister: Buschur, Harr Amtsrichter! (Reicht ihm die Hand.)

Amtsrichter: Guten Tag, Herr Bürgermeister. Eine sehr traurige Angelegenheit, die uns zu euch führt.

Bürgermeister: Wajer trürig, Harr Amtsrichter.

Amtsrichter: Wann sind die Leichen gefunden worden?

Bürgermeister: Hit morje-n-am halwer siwene.

Amtsrichter: Die Leichen waren aneinander gebunden?

Bürgermeister: Ganz eracht, mit eme starike Säl um Bruscht un Bän.

Arzt: Selbstmord aus Liebeskummer —?

Amtsrichter: Es scheint so. — Weiß man 'was Näheres?

Bürgermeister: D'r Vadder vum Maide isch halt e Lump . . . d'r ärgscht Brakonier im Kanton . . .

Amtsrichter: 's Schuler's Jerry, ich weiß. — Der junge Bursche hatte vielleicht seine Ehre verpfändet . . .

Bürgermeister: 's isch e bravs Maide gewann, 's het ken brävres im Ort genn.

Amtsrichter: Wo liegen die Leichen?

Bürgermeister: Grad do vorn am Schopf, Harr Amtsrichter.

Amtsrichter: Da wollen wir gleich zur Leichenschau schreiten, Herr Doktor. — Zu Ihrer Aufklärung steht es Ihnen ja frei, an die Zeugen Fragen zu stellen.

Arzt: Danke bestens, Herr Amtsrichter. (Sie gehen nach dem Tore zu. Der Pfarrer von rechts.)

Bürgermeister: Do isch d'r Jerry . . . wenn 'r verlicht mit 'm redde wölle.

Amtsrichter: Ihr habt Euer Kind verloren, Jerry. Tut mir leid für Euch.

Jerry: Ich!? — — Min Kind!? — — Daß i nit wüßt, Harr Amtsrichter.

Amtsrichter: Es ist also nicht Eure Tochter?

Jerry: Ich wäiß vun nix, Harr Amtsrichter.

Pfarrer: (drängt sich vor) Gebt doch acht, Jerry, was man Euch fragt! — — Er scheint verwirrt, Herr Amtsrichter. Es ist in der Tat die Eva Schuler, ich kenne sie seit ihrer Kindheit.

Amtsrichter: So so, ich danke Ihnen sehr, Herr Pfarrer. (Sie gehen nach hinten.)

Pfarrer: Mensch, seid Ihr rasend! Habt Ihr an dem Unglück nicht genug, wollt Ihr noch Eurer Frau, die längst

im Grabe liegt, den ehrlichen Namen nehmen? Habt Ihr vergessen, was sie Euch auf die Seele gebunden hat?

Jerry: Harr Pfarrer . . .

Pfarrer: Fast zwei Jahrzehnte habt Ihr das Geheimnis ängstlich bewahrt; die es haben wissen müssen, sind tot, sie sprechen nicht mehr. Sie wachen nicht mehr auf, auch wenn Ihr den Schleier lüftet. Nehmt darum Vernunft an, behaltet bei Euch, was Ihr wißt, Ihr bessert nichts mit dem Gegenteil. Ihr werdet Euch doch dafür bedanken, daß Eure Leidensgeschichte in allen Zeitungen breit getreten, und noch Eure Frau mit Evchen im Grab geschmäht wird.

Jerry: Ihr han Racht, Harr Pfarrer . . . ich söuj Ejch merci, daß 'r mich dodruff uffmerksam gemacht han . . . ken Starweswörtel söll mir züem Mül erüs . . . Nur mit äm möcht ich noch drüwer redde . . . mit äm müeß ich noch drüwer redde . . .

Pfarrer: Mit Niemanden, Jerry, mit Niemanden!

Jerry: Doch, Harr Pfarrer . . . mit äm, wo drvun wäiß, besser als Ihr und ich . . . mit dem müeß ich redde, koscht's was' will, Harr Pfarrer.

Pfarrer: Mit dem Kronenwirt?

Jerry: Ganz eracht, mit 'm Kronewirt! — — Harr Pfarrer, es müeß erüs . . . sunsch verstick ich dran!

Pfarrer: So tut, was Ihr nicht lassen könnt! (Geht nach hinten und verschwindet im Tor. Der Kronenwirt von rechts.)

Jerry: Do kummt 'r grad.

Kronenwirt (die Haare zerzaust, bleich wie der Tod, die Augen in tiefen Höhlen): Jerry . . . söuj Jerry . . . isch's wohr, was sie sich verzähle . . . miner Büe un din Maide . . .

Jerry: Was fröujsch mich . . . Kronewirt, ich män,

dü kennsch mich nimm . . . un nooch dem, was gescht passiert isch . . . un frühjer schun . . .

Kronenwirt: Jerry . . . wenn's so isch . . . ze bisch jo im nämliche Fall wie ich . . . not hesch jo grad so viel verlore wie ich . . . un's Unglück macht äne weich . . . m'r trajt's jo besser mitnand . . . Jerry, söuj m'r, isch's wohr —?

Jerry: Nit alles, Kronewirt . . . un noch viel meh.

Kronenwirt (hastig, fast lautlos): Nit alles un noch meh . . . Dis versteh ich nit.

Jerry: Kronewirt . . . dü hesch doch drüsse uff 'm Kirichhofft e Familjegrab.

Kronenwirt: Was söll dis heiße?

Jerry: Bstell bim Dootegräwer e Grab . . . awer e großes . . . daß zwei Dootebaim ning gehn.

Kronenwirt (weinend): Also doch! — — Jerry! Jerry!

Jerry: Merik d'rs güet, was ich d'r söuj . . . e Grab for zwei Dootebaim söllsch bstelle.

Kronenwirt: Min Büe! — — Min Chrischtel! — — Min änzigs Kind!

Jerry: Nit din änzigs, Kronewirt . . . de hesch noch e-n-anders ghett . . . un dis kannsch äu begrawe.

Kronenwirt (schreit): Jerry!

Jerry: Ja, dü elender Hallunk . . . wäisch nimm, was dü zallemols, wie se mich krank in de Spital gschleppt han . . . zallemols, wie m'r d'r Wiesbäum uff de Füeß isch kheijt . . . getriwwe hesch — —? Bloos din armseligs Hirn üs, 's wurd d'r schun ingkumme — — Odder het sich mini Fröuj alles üs de Finger gezöuje, was sie m'r uff 'm Dootsbett ingstange het?

Kronenwirt: Allmächtiger Gott!

Jerry: Ja, Lumpehund, miserawlicher! — — Kennsch dü nit 's sechscht Gebott?! Un besundersch im e Frind gejenüwer? — — Hesch dü dis Gsetzel nit schun uff d'r Schüel gelehrt, dü Ehbrecher dü! — — Do hesch jetz d'r Lohn drvun! — — Un dü stellsch dich noch, wie wenn dir dis ganz ebbs Neijs wär . . . wie wenn ich dir wäiß Gott was for Nuwelle verzähle dhät . . . dü spielsch m'r noch e Theater vor, un witt mich glöiwe mache, wie wenn alles nit wohr wär . . . hahahaha . . .

Kronenwirt (atemlos): Jerry . . . ich schwör d'r bi allem was m'r lieb un wart isch . . .

Jerry: Was isch dir lieb un wart! hahaha!

Kronenwirt: Jerry, ich schwör d'r's bi mim Haß, wo ich zitter uff dich tröuj, daß dü's Ev ghirot hesch . . . ich hab's jo grad so gäre ghett wie dü . . . un dü hesch's m'r ewackgspanne . . . wenn's nooch im wär gange, wär's mini Fröuj worre, nit dini . . . ich schwör d'r's bi mim Haß uff dich, bi mim unlöschbare Haß . . . ich hab nix gewißt drvun . . . dini Fröuj het niemols e Wort drvun verlütte losse . . . ich hätt jo ganz andersch Achtung genn uff mine Büe . . . witt furt hätt ich ne gemacht, wenn ich nur e-n-Ahnung hätt ghett . . .

Jerry (düster): Miran! Ze hawi d'r dodrin Unracht gedohn.

Kronenwirt (in höchster Erregung): Awer dü hesch's gewißt, dü —! — — Wenn ich denn e Lump un Ehbrecher bin, ze stehsch dü as Lump viel diefer inger mir. — Dü hättsch's könne empeschiere . . . dü hesch die Fäde in d'r Hand ghett, wo dü drmit zwei Menschelawe hättsch rette könne.

Jerry: Güet gsait, Kronewirt . . .

Kronenwirt: Än Wort vun dir . . . un alles wär

ungschehn gebliwwe! (Packt ihn an der Gurgel.) Worum hesch dü dis Wort nit gsait, dü Malefizhund . . .

Jerry (gibt ihm einen Stoß, daß er zurücktaumelt): Zeruck do!

Kronenwirt: Wo isch mini Kraft! — — Wenn ich dich verwurje könnt uff d'r Gstell! — Du hesch's gewißt . . .

Jerry: Kronewirt . . . 's isch wohr . . . äu ich hab gfahlt . . . un ich will mini Schuld nit schöner mache. Awer äns derfsch nit vergasse. Die Fäde, wo ich in d'r Hand hab ghett, han sich gspunne, derwilsch daß ich durich dich im Dhurn gsasse bin.

Kronenwirt (ganz zerknirscht): Allmächtiger Heiland, was hab ich gedohn!

Jerry: Ja, Kronewirt, wenn m'r alles vorüssahn könnt! Do dätt m'r gar manichs andersch mache. — — Jetz isch's ze spoot.

Kronenwirt: Ze spoot! — — Ze spoot! — —

Jerry: Ganz racht, Kronewirt, ze spoot . . . un dodrum wäiß ich äu jetz, was i ze dhüen hab. Miner Wäj isch m'r vorgschriwwe.

Kronenwirt (weint): Jerry! Jerry! Wer dis gedenkt het, wie m'r noch jung sin gewann!

Jerry: Un d' beschte Kamerade! — — 's het ken besseri Frind genn zallemols!

Kronenwirt: Jerry . . . ich wäiß gar nit, wie m'r wurd . . . 's wurd m'r ganz dürmli vor de Öuje . . . un 's geht alles mit m'r im Kehr erum . . .

Jerry: Kronewirt . . . odder besser Peter . . . de düürsch mich noch . . . wenn ich d'r e güeter Root derf genn, geh mit m'r, Peter.

Kronenwirt: Z'erscht müeß ich mine Büe gsahn han . . .

Jerry: Un din Maide! — — Geh nit anne, Peter, dis

verwindsch nit . . . ich hab's jo küm verwunde . . . geh nit anne, loß d'r roote . . . wenn de 's siehsch, ze brecht d'r 's Harz, un starwe kannsch verlicht doch nit. — Geh mit m'r Peter!

Kronenwirt: Wo anne?

Jerry: Ich wäiß e Plätzel, witt drinne-n-im Wald . . . 's isch e großi, breiti Matt . . . un 's Lischtbächel fließt mittle durich. Dört steht e Wiedebäum . . . unte hohl, owe awer breit un fescht . . . d'r Himmel isch m'r ze hoch — d'r Bodde brennt m'r inger de Füeß . . . for e Strick hawi schun gsorjt . . .

Kronenwirt: Jerry!

Jerry: Geh mit, Peter, geh mit!

Kronenwirt: Ich kann nit, odder ich hab se gsahn!

Jerry: Ze kummsch äu nie widder! — Adieu, Peter! (Nach links ab.)

(Kronenwirt bleibt stehen; der Amtsrichter mit Arzt, Pfarrer, Sekretär und Gendarm kommen nach vorn. Der Sekretär hält ein Heft in der Hand.)

Amtsrichter: Sie sind ja wohl zu Ende, Herr Doktor?

Arzt: Bis auf das Schlußgutachten, Herr Amtsrichter.

Amtsrichter: Nun gut, wenn Sie das noch beifügen wollen . . . (Sieht den Kronenwirt.) Mein innigstes Beileid, Herr Thomas. Der einzige Sohn, nicht wahr? Tut mir sehr leid. (Der Kronenwirt gibt dem Amtsrichter mechanisch die Hand.)

Arzt (diktierend): . . . so muß angenommen werden, daß der Tod durch äußere Gewalt — Selbstmord in Folge Ertrinkens — vor etwa 12 Stunden eingetreten ist. (Der Kronenwirt stürzt nach hinten und verschwindet im Tor. Der Arzt zum Sekretär:) Sie sind wohl so liebenswürdig, mir das Protokoll zur Unterschrift ins Haus zu senden?

Sekretär: Jawohl, Herr Doktor.

Amtsrichter: Da wären wir also fertig. Gehen wir. (Sie wollen gehen.)

(Man hört einen markerschütternden Schrei und Stimmengemurmel, das immer lauter wird.)

(Bürgermeister eilt zum Arzt und flüstert ihm etwas ins Ohr.)

Arzt: So!?

Amtsrichter: Was ist geschehn?

Arzt: Der Kronenwirt ist in Tobsucht gefallen. Sein Zustand soll ganz bedenklich sein. Ich werde mal gleich nachschauen. (ab.)

Amtsrichter: Herr Bürgermeister . . . hier müssen Sie Ihres Amtes walten . . . lassen Sie ihn sofort nach der Irrenanstalt transportieren. Ich stelle Ihnen den Gendarm zur Verfügung. (Bürgermeister mit Gendarm ab.) Kommen Sie, Herr Sekretär! Adieu, Herr Pfarrer! Wer das gestern gedacht hätte! (links ab.)

Greth (kommt von rechts zum Pfarrer gelaufen): Ach, Harr Pfarrer . . . Harr Pfarrer . . . so e-n-Unglück!!

Pfarrer: Folgen Sie mir. Die Leiche Evchens wird Ihnen ins Haus gebracht. — Seien Sie stark! Was wir am liebsten haben, das nimmt uns Gott.

Greth: Un sie könne nit emol ehrlich begrawe wäre.

Pfarrer: Haben Sie keine Sorge, Fräulein Schuler. Wir wollen nicht über die beiden richten; ich glaube, unser Herrgott, der in alle Herzen sieht, wird sie nicht verdammen. Und was mich anbelangt, sie sollen ein christlich Begräbnis erhalten und Seite an Seite dem ewigen Licht entgegenschlummern.

(Greth küßt ihm die Hände.)

(Das Scheidzeichen ertönt.)

(Vorhang.)



1897.

Gustav Stoskopf



E Demonstration.

Dritter Aufzug.

Vorbemerkung: Das Stück spielt Ende der achtziger Jahre in einem fabelhaften Kantonsstädtchen des Unterelsaß und ist ein derbsatirisches Stimmungsbild aus unserer sogenannten Übergangszeit, aus Tagen, die in beiden Lagern viel patriotischen Humbug und wenig männlichen Geist gesehen haben. Mancher Hieb fällt auch noch blitzend auf die bloßen Häupter der Zeitgenossen; eigentliche Gegenwartsverhältnisse aber sind nicht angeschnitten. Kräftige Schiebungen liegen zwischen damals und heut. Es ist die Periode des kleinbürgerlichen Protests, der Zwangsbürgermeister, der Kriegervereinsherrlichkeit. Jedes Nest hat seinen Cercle, wo spießerisches Stammesgefühl sich staut, und seinen Kriegerverein, wo großdeutsches Selbstgefühl und büraukratische Herrschsucht in Bächlein zusammenfließen; und Welle kämpft gegen Welle um den Kirchturm. So soll unser Butzenhausen seinen Berufsbürgermeister verlieren, einen leutseligen und darum den Einheimischen sehr werten Mann, bei dem nur die eigenen Landsleute den rechten Schneid vermissen, sodaß der Kriegerverein seine Entfernung betreibt. Die Elsässer wehren sich. Das eine Winkelblatt kämpft mit ihnen; das andere für den Kandidaten der Beamtenschaft. Der erste Akt zeigt den Elsässer Cercle in grotesker Beratung über eine eindrucksvolle Demonstration — daher der Titel — für den alten Bürgermeister. In der Hauptsache wird beschlossen, ihm ein Erinnerungsalbum zu schenken und einen gepfefferten Artikel im Parteiblatt loszulassen. Auch Fackelzug und Beleuchtung werden in Aussicht genommen. Nebendran, in einem anstoßenden Saal, demonstriert währenddessen der Kriegerverein für seinen soeben ernannten Helden; auf der Bühne eine ergötzliche Situation. Zwischen dem ersten und zweiten Akt ereignet sich nun das Tragische: die

Cerclesitzung hat mit schweren Weinen geschlossen, und Tags darauf läuft in der Stadt das Gerücht um, die Herren vom Cercle hätten vor Begeisterung die gesetzlich verpönte Revolutionshymne, die Marseillaise, gesungen. Strafuntersuchung steht bevor. Wie das nun der Haltung des Cercle eine entscheidende Wendung gibt, wie er seinen Bürgermeister fallen läßt, seinen Kriegsruf zurücknimmt, um endlich im Schlußakt den neuen Bürgermeister Seite an Seite der deutschen Kameraden zu feiern, das erzählt Stoskopf mit aller Freiheit, Ausgelassenheit und Grausamkeit, deren nur ein geborener Komödiendichter sich bedienen darf. Eine besondere Einführung in den dritten Aufzug erübrigt sich. Nur soviel, rein äußerlich: Rebholz und Stiessecke sind die Präsidenten der feindlichen Vereine; Schmidt und Schreiber die Redakteure der feindlichen Zeitungen. Ihnen fallen nach alter Lustspielregel die zwei Töchter von Rebholz zu, Jeanne und Marie. Origineller ist ein weiteres drittes Paar: Marguerite, seine und des Wirts ältliche Schwester, und Bumpske, ein verkrachter Jurist, in dem Stoskopf eine der typischen Kleinstadterscheinungen von damals zeichnet. Bumpske verliert die erhoffte Mitgift vor unseren Augen an den alten Exadjutanten Brunner, Marguerites Jugendgeliebten. Wie im ersten Akt, tagen Cercle und Kriegerverein in zwei anstoßenden Sälen: der Cercle innerhalb, die anderen rechts außerhalb der Bühne. Vor die Verbindungstür pflegt der Wirt eine für die Handlung wichtige spanische Wand zu ziehen, die dann zugleich die Doppeltür in der Mitte des Hintergrunds verdeckt, durch welche der allgemeine Eintritt erfolgt.

Stiessecke: N'Abend.

Wirt: Guten Abend den Herrschaften.

Stiessecke (der große Erregung verrät): Und Sie können sagen, was Sie wollen, die Sache ist und bleibt mir verdächtig. Ich bleibe unter dem Eindrucke, den ich heute morgen, vor dem Antritt meiner Dienstreise, nach den mir zugegangenen Berichten gewonnen habe.

Polasky: Ich versichere Sie, Herr Rentmeister, meine neuesten Informationen sind derart, daß ich Ihnen auf das Bestimmteste erklären kann, der Vorfall ist sehr aufgebauscht worden.

Schreiber: Ja, sehr aufgebauscht.

Polasky: Und daß wir vollkommen beruhigt sein können.

Wirt: Ja, vollkommen beruhigt.

Stiessecke: Mir schwant so was, Verehrtester, als hätten Sie sich von diesen geriebenen Kunden hinter das Licht führen lassen. Das kann ich Ihnen sagen, daß ich an Ihrer Stelle mit diesen Leuten nicht so nachsichtig gewesen wäre, und daß ich heute morgen, wenn ich Amtsanwalt gewesen wäre, einfach Massenverhaftungen veranlaßt hätte, um ein Exempel zu statuieren. Man sollte es den Leuten einmal zu verstehen geben, daß sie hier eigentlich nur geduldet sind.

Wirt: Ich versichere Sie, Herr Rentmeister, die Sache war nicht schlimm.

Stiessecke: Natürlich, Sie sind um Ihre Konzession besorgt. Kann ich mir lebhaft vorstellen.

Polasky: Herr Rentmeister, ich versichere Sie auf das Bestimmteste, Sie fassen die Sache zu tragisch auf.

Stiessecke: Demnach wäre also die Marseillaise nicht gesungen worden?

Wirt: Nein, es hat sich herausgestellt, daß ein Mißverständnis entstanden ist.

Stiessecke: Und das soll ich glauben?

Schreiber: Gewiß, Herr Rentmeister, es war ein Mißverständnis. Die Sache war nämlich die: Einer der Herren des Cercle hat in vorgerückter Stunde seine Tischgenossen

aufgefordert, mit ihm die „elsässische Marseillaise“, wie er sich ausdrückte, zu singen.

Stiessecke: Die elsässische Marseillaise? Wohl auch ein aufrührerisches Lied? Was?

Polasky: Doch nicht.

Schreiber: Nein, es ist ein altes elsässisches Lied, betitelt „D'r Hans im Schnokeloch“.

Stiessecke: „D'r Hans im Schnokeloch“, das riecht auch noch äußerst verdächtig. (Fixiert den Wirt scharf mit dem Monocle.)

Polasky: Doch nicht, Herr Rentmeister, von dem loyalen Inhalte des Liedes habe ich mich zu überzeugen heute Gelegenheit gehabt.

Schreiber: Ganz harmlos, in der Tat!

Wirt: Ja, ganz harmlos.

Stiessecke: Na, um so besser.

Polasky: Übrigens hat sich heute während Ihrer Abwesenheit eine Anzahl erfreulicher Tatsachen zugetragen.

Stiessecke: Ich bin gespannt.

Polasky: So tritt z.B. der Butzenhausener Stadtbote den Rückzug an, indem er einen sehr gemäßigten Artikel bringt.

Schreiber: Das muß ich bestätigen.

Stiessecke: Na, es war auch höchste Zeit!

Polasky: Außerdem hat sich die Schwester des Wirts, Frl. Marguerite (deutet mit einer Handbewegung auf Marguerite, die im Comptoir sitzt), verlobt mit Herrn Rechtskonsulenten Bumpske.

Stiessecke: Mit der Einwilligung ihrer beiden Brüder?

Wirt: Ja, mit unserer Einwilligung.

Stiessecke: Es geschehen Zeichen und Wunder! Ich gestatte mir herzlich zu gratulieren zu dem freudigen Ereignis! (Schüttelt zuerst Marguerite, dann dem Wirt die Hand.)

Schreiber: Und außerdem kann ich Ihnen mitteilen, daß der Präsident des Cercle heute Abend den Antrag einbringen wird, darüber zu beraten, welche Ehrungen dem neuernannten Bürgermeister zu erweisen sind, und ob eventuell nicht eine Verständigung mit dem Kriegervereine zu erzielen wäre, zwecks gemeinsamen Zusammengehens.

Stiessecke: Können Sie das mit Bestimmtheit verbürgen?

Schreiber: Ich bin sogar beauftragt, darüber das Terrain bei Ihnen zu sondieren.

Stiessecke: So? — Na, das ist in der Tat ja äußerst erfreulich! Da kann ich Ihnen nur mitteilen, daß wir diesbezügliche Wünsche gerne entgegennehmen werden, daß aber selbstverständlich dem Kriegerverein bei den Festlichkeiten der Vorrang gelassen werden muß.

Polasky: Selbstverständlich!

Schreiber: Die Herren werden entzückt sein zu hören, daß Sie geneigt sind, in Verhandlungen einzutreten.

Stiessecke: Sehr wohl! Ich danke schön. (Verneigt sich und geht ab nach dem Vereinssaal mit Polasky. Im Abgehen:) Ich lasse übrigens um eine Halbe bitten.

Polasky: Und ich dito.

Wirt: Wird besorgt werden, Herr Rentmeister. (Wirt ab.)

Rebholz (mit seinen beiden Töchtern durch die Mitte eintretend. Man begrüßt sich.) Nous voilà! Han Sie gueti Nuwelle, Herr Schreiber?

Schreiber: Sie kumme, wie gewunsche. Endlich han m'r alles im Blej. D'r Präsident vum Kriegerverein isch disposiert, mit'm Cercle ze verhandle. 'S hett Hitz koscht, bis ich ne so wytt hab g'hett, ich hab se-n-awer finalement erüsgerisse.

Rebholz: Merci vielmol.

Marie: Dis isch awer schön vun 'ne, Herr Fritz!

Schmidt (durch die Mitte eintretend; alle freundlich begrüßend mit Ausnahme Schreibers, vor dem er sich steif verneigt; dann zu Rebholz:) Grad suech ich dich! Hesch de Artikel gelese?

Rebholz: Do haw-ich 'ne, ich saa d'r vielmols merci, daß de 'ne so gebrocht hesch, wie m'r d'r g'saat han.

Schmidt: Enfin, es hett m'r e schöni Iwerwindung koscht, 'ne so ze bringe geje mini Iwerzeijung, stolz bin ich nit druff.

Rebholz (ängstlich): Bscht!

Schmidt: Enfin, Schwamm drüwwer, ich hab's gedhon, um dich, wie dü g'saat hesch, erüszerisse.

Jeanne: Dis isch artig vun 'ne, Herr Charles.

Rebholz: Enfin, ich hab jetzt gueti Hoffnung, daß d'r Owe guet verlaufe wurd, un daß m'r unsri Ruehj bekumme wäre.

Schreiber: Un daß m'r womöjlich hytt Owe noch unseri fiançailles offiziell könne mache.

Marie: Ja, Babbe!

Schmidt: Un unseri noch emol b'stätige könne.

Jeanne: Ja, Babbe!

Rebholz: Ja, awer eini Bedingung noch.

Schmidt: E Bedingung?

Schreiber: Oho! Un dis wär?

Rebholz: Daß sich die zwei Hochzitter versöhne müehn!

Schmidt: Unmöjlich!

Schreiber: Es geht nit!

Jeanne (bittend): Charles, es wär so schön!

Marie (bittend): Fritz, uns ze lieb!

Schmidt: Mit'm beschte Wille, es geht nit!

Schreiber: Es isch nit möjlich!

Rebholz: Ich muess ejch repetiere, was ich schun emol g'saat hab, Ihr könne doch nit annemme, daß ich mini zwei Döchter in zwei Männer geb, wie sich de Krej mache.

Schmidt: Un dü kannsch doch nit annemme, daß zwei Zittunge in Butzehüse existiere könne, wie d'nämlich Meinung han.

Schreiber: Dis stimmt!

Rebholz: Sac à papier, wenn jetzt alles versöhnt isch, ze han'r jo nix meh ze händle!

Schmidt: O, mir sin nit in Verlejeheit!

Schreiber: Mir wäre ball wid'r ebs Neijs han!

Rebholz: Jetzt krej ich bigott e Röüjes iwer ejch zwei Zittungsschriewer, un daß'r 's grad wisse, wenn'r nit uff mine Vorschlaa ingehn, d'rno . . .

Schmidt: Din Wort kannsch doch nit breche?

Rebholz: Nein, dis nit, awer Ihr han mich nächt iwerrumpelt, jetzt iwerrumpel ich ejch au. Miran könne-n-'r se nemme, awer ich geb 'ne kenn Pfenni Uesstier mit! (Abgehend.) Un maintenant: arrangez-vous isch e wälschi Hochzitt.

Jeanne (nacheilend): Babbe!

Marie (desgleichen): Babbe!

Schmidt (Jeanne nacheilend): Jeanne, waje dem nemm ich Sie doch!

Schreiber (Marie zurückhaltend): Un ich Sie au, Mademoiselle Marie!

Jeanne: Dis isch schön vun 'ne, awer versöhne müehn Sie sich unter jeder Bedingung!

Marie: Ja, mir halte dran! Mir bitte-n-ejch drum.

Schreiber: Dis isch difficil.

Schmidt: Dis will iwerlaijt sin. (Im Hintergrund treten Mitglieder des Kriegervereins ein, welche rechts abgehen.)

Jeanne: Do kumme-n-iwrigens schun Lytt.

Marie: Decidiere Sie sich!

Schmidt: So licht kapitüliert m'r nit.

Schreiber: Lon Sie uns wenigschtens noch Bedenkzitt.

Jeanne (schelmisch): Guet, awer nit länger, aß bis nooch d'r Sitzung.

Marie: Mir zähle druff!

Jeanne (Marie bei der Hand fassend): Et au revoir!

Marie: Au revoir! (Die beiden Redakteure schauen sich an. Kleine Pause.)

Schmidt: Ich hab e-n-Idee!

Schreiber: Un ich au.

Schmidt: Awer sie will dischkütiert sin.

Schreiber: Mini au. (Tellermann, Därmler, Ros treten durch die Mitteltüre ein.)

Schmidt: Do kumme d'membres vum Cercle.

Schreiber: Gehn m'r uff e Terrain neutre, wo m'r nit g'stört wäre. (Beide grüßen die Herren vom Cercle und gehn durch die Mitteltüre ab, wobei jeder dem andern den Vortritt lassen will, bis sie schließlich Arm in Arm abgehen.)

Ros (denselben nachschauend): Die zwei Redakteur mitnander: ich glaub, ma foi, do gitt's au e Versöhnung.

Tellermann: Sie wäre-n-au ihri Ruehj han welle. (Rebholz, Quäschtel treten ein, hinter ihnen der Wirt, welcher die

spanische Wand vorzieht, sodaß dieselbe die Mitteltür verdeckt. Man begrüßt sich. Der Wirt schenkt den Kaffee ein.)

Rebholz: Sin alli do?

Ros: Ja, bis uff de Herr Lettmann, wie noch in d'r Stadt isch.

Rebholz: Un d'r Buechbinder, wie m'r hytt sini Demission g'schickt hett.

Quäschtel: Gott sei Dank, ich hiel'm kenn Träne nooch. (Zustimmung.)

Rebholz: Demnooch könne m'r also anfange. (Steht auf und schaut noch einmal hinter die spanische Wand, dann vorsichtig um sich schauend.) Vor allem heißt's hytt vorsichtig sin. (Zustimmung.)

Ros: Dis is, ma foi, wohr, arig vorsichtig.

Rebholz: M'r müehn unseri Verhandlung so füehre, daß se-n-au e Fremder mit anhöre könnt, oder iemes (schaut sich um), wie am End gar hinter de Tüere lüschtere dhät. (Zustimmung. Ros eilt an die spanische Wand und vergewissert sich davon, daß niemand dahinter steht.) Je vous recommande donc le calme et la prudence. (Zustimmung.)

Ros: Ich bin mit inverstande, la prudence, c'est la mère de la sûreté.

Rebholz: Wie 'r also alli wisse, kumme m'r hytt zamme, wyl sich im Lauf vum Daa e-n-Anzahl faits nouveaux, neji Tatsache zuegetraue han; die han zuer Ursach, daß m'r unseri décisions vun nächt — wie entre parenthèses de Bewies gebrocht han, daß, wenn's d'Not begriffe dhät, 's uns nit am nötige Küraasch fehle dhät — (Ros eilt an die spanische Wand, um zu sehen, ob niemand lauscht), in ere Revision unterzejhe wäre müehn. Ich glaub d'ailleurs, daß d'r Artikel, wie hytt im „Stadtbot“ erschiene-n-isch, die Sitüation am

beschte resümiert. D'r Herr Schmidt schriebt ce qui suit (verliest den Artikel:) Als gestern abend in hiesiger Stadt die Nachricht Verbreitung fand, daß unser bisheriger Bürgermeister, der sich bei der hiesigen Bevölkerung einer wirklichen Popularität erfreut, von seinem Posten zurücktreten würde, bemächtigte sich der Bevölkerung vorerst ein gewisses Befremden, . . .

Ros (nach der spanischen Wand schauend): Dis isch, ma foi, e bisl scharf g'schriwwe.

Quäschtel: Doch nit; e „gewisses Befremden“, dis kann m'r schriewe.

Tellermann: Awer meh nit, wenn m'r sin Ruehj will han.

Rebholz (weiterlesend): . . . da man daraus zu schließen glauben durfte, daß unser bisheriger Bürgermeister an maßgebender Stelle das nötige Vertrauen eingebüßt hätte. Dies ist jedoch nicht der Fall. Wie es in der „Amtlichen Correspondenz“ ausdrücklich heißt, hat unser Bürgermeister seine Versetzung in den Ruhestand selbst nachgesucht. (Das letztere Wort scharf betonend.)

Quäschtel: „Nachgesucht!“ Höre-n'r, „Selbst nachgesucht?“

Alle: Aha, ja zellewäj! Ja, wenn die Sache so leje!

Rebholz: Und zwar soll er sich zu diesem Schritte mit Rücksicht auf seine schwankende Gesundheit entschlossen haben.

Ros: Dem Mann is 's, ma foi, nit ze vergönne, wenn 'r e bisl an sin G'sundheit denkt.

Tellermann: Er wurd welle sin Ruehj han.

Rebholz: Un wittersch heißt's noch: Wie hoch übrigens die Verdienste des Scheidenden gewürdigt werden,

beweist der Umstand, daß ihm zu gleicher Zeit aus Anlaß seines Ausscheidens der Rote Adlerorden vierter Klasse verliehen worden ist. (Lebhafte Zustimmung, worauf Ros zur spanischen Wand eilt.) Pscht! Kenn Demonstration! — Wittersch heißt's im Artikel: Was seinen Nachfolger, Herrn Trittwitz, betrifft, so muß es selbstverständlich das Bestreben aller anständigen Elemente sein, ihm seinen Amtsantritt nach Kräften zu erleichtern. (Zustimmung.) Wir geben uns übrigens der angenehmen Hoffnung hin, daß die Regierung, zu der wir das vollste Vertrauen haben (Alle: Ja, ja!), den richtigen Mann auf den richtigen Platz gestellt hat, und in diesem Sinne rufen wir (Die Türe des Kriegervereins öffnet sich, und man hört die Rufe: „Hurrah! Hurrah!" — Pause. Rebholz, die Lektüre wieder aufnehmend) und in diesem Sinne rufen wir ihm ein herzliches Willkommen zu.

Quäschtel: Ganz vernünftig, der Artikel.

Ros: Der Artikel is, ma foi, grad noch scharf genue!

Tellermann: Jetz wurd m'r doch sini Ruehj bekumme!

Rebholz: Enfin, die Situation isch jetz ganz klar. Un ich glaub, daß jetz, wo m'r wisse, daß unser Burjermeischter frejwillig gange-n-isch, kenn Grund meh do isch, for noch geje d'Rejierung ze demonstriere.

Quäschtel: Do wärde m'r schön dumm! Wenn m'r die Sach genau betracht, ze-n-isch's nit emol schön vum Burjermeischter, daß 'r so d'Flint in's Korn geworfe hett. (Zustimmung.)

Ros: 's is wohr! — 's is, ma foi, nit schön vum.

Rebholz: Tout de même bin ich d'rfor, daß m'r 's 'm awer wittersch nit noochtraaue.

Quäschtel: Zell schun, awer schön isch's doch nit,

un ich bin emol oweneweck d'rgeje, daß m'r Illuminatione odder so ebbs mache.

Rebholz: Do denkt niemes meh dran. (Zustimmung.)

Ros: 's is, ma foi, schun schön, daß 'r e-n-Orde bekumme hett.

Därmler: Jetz e Kleinigkeit ebbs wär doch angebrocht.

Tellermann: Er kann uns nix meh nutze.

Ros: Les morts ont tort. (Gelächter bei den übrigen.)

Rebholz: Ich mueß selwer saaue, e Kleinigkeit könnt m'r mache. (Teilweise Protest bei den übrigen.) Awer natierlich mueß alles evitiert wäre, was als Demonstration geje d'Rejierung uffg'faßt könnt wäre.

Quäschtel: Stimmt!

Därmler: Numme kenn Demonstratione!

Tellermann: M'r welle-n-unsri Ruehj han.

Ros: D'Rejierung versteht, ma foi, kenn G'spaß.

Rebholz: Dis isch wohr. Drum kann selbstverständlich vun ere-n-offizielle-n-Ehrung nimmi d'Redd sin... awer eins will ich vorschlaaue (vorsichtig um sich schauend), wo unserem Burjermeischter, wie e-n-einfacher Mann isch, sicher meh Fraid mache wurd, als Ovatione, mit Lärme un Spektakel.

Quäschtel: Un dis wär?

Rebholz: Eh bien (sich vorsichtig umschauend), es macht'm jeder persönlich e-n-Abschiedsvisit, 's isch intimer, 's isch friendlicher...

Tellermann: Ja, awer möjlichst z'Owes, wenn's dunkel isch.

Rebholz: Un d'rno, wenn'r emol furt isch vun hie, eh bien, no könne m'r 'm jo ab un zue au e-n-Ansichtsposchtkart schicke. (Aus dem Nebensaale ertönt lebhaftes Hurrahrufen.)

Quäschtel: Ja, awer nit vum Cercle üs.

Rebholz: Selbstverständlich nur persönlich.

Tellermann: Un möjlichst vun üswärts, daß d'r Poschtmeischter nix d'rvun merikt.

Ros: Dis is e bonne idée.

Quäschtel: Ja, awer Mildebickel, 's Album!

Alle: Ah ja, 's Album. (Ros eilt an die spanische Wand.)

Rebholz: Richtig! 's Album, dis wär jetz fascht vergesse worre! Dis isch jetz mißlich, daß d'r Lettmann so pressiert isch g'sin, in d'Stadt ze fahre.

Quäschtel: Er mueß allewyl d'Nas vorne dran han.

Rebholz: Eins isch klar, dis Album derf nit iwerreicht wäre.

Ros: M'r mueß, ma foi, alles evitiere, was d'Rejierung reize könnt!

Tellermann: Verlicht loßt sich's noch abb'stelle.

Quäschtel: Ja, un wenn nit?

Rebholz (sich vor die Stirne schlagend): Ich hab e-n-Idee, e famosi Idee! (Alles ist gespannt.) M'r lon einfach d'Inschrift abändere, un schenke's im neje Burjermeischter. (Lebhafte Zustimmung.)

Quäschtel: Jetz han'r e-n-armi Seel üs'm Fäjfier errett, ich hab de nämliche Gedanke g'hett.

Därmler: Ich au.

Tellermann: Ich au.

Ros: Ma foi, e-n-excellenti Idee bie allem malheur is noch e bonheur! (Aus dem Nebenzimmer mächtiges Hurrahrufen.)

Rebholz: Ihri Zuestimmung frait mich, de même 's empressement, wie 'r an de Daa gelaijt han, die proposition anzenemme. Dis bewiest m'r au, daß'r sehr richtig empfunde han, daß, wenn m'r im alte Burjermeischter au kenn Fescht-

lichkeit mache, mir doch dran denke müehn, im neije eini ze mache.

Quäschtel: D'r Anstand verlangt dis.

Ros: Dis is wohr, il vient chez nous, nous le recevons, dis exischiere d'convenances.

Rebholz: D'Person kummt do d'rbie gar nit in Betracht, ich hab du reste hytt erfahre, daß d'r Herr Trittwitz lang nimmi so grob soll sin wie frueher, er hett sich arig verändert, er isch halt in denne zeh Johr viel älter worre. (Zustimmung.)

Quäschtel: Ich bin mit'm Vorschlaa vum Präsident inverstande, awer wie die Sach anpacke?

Rebholz: Eh bien, ich erlaub mir, ejch e Vorschlaa ze mache: bekanntlich saat 's Sprichwort: l'union fait la force!

Ros: Et l'oignon la farce!

Rebholz: Kenn Witz mache! — Un dorum glaub ich, daß m'r sich mit de Comités vun de-n-andere Vereine in Verbindung setze sott. (Zustimmung.) Zuem Exempel hett 's Comité vum Kriegerverein au Sitzung denne-n-Owe.

Därmler: M'r han's g'hört.

Ros (ängstlich): Scht!

Rebholz: Un wenn 's Comité vum Cercle mit inverstande-n-isch, ze könne m'r glich mit ne unterhandle. Wenn ich guet orientiert bin, wäre m'r mit offene Arme-n-uffgenumme.

Quäschtel: Ich bin d'rmit inverstande.

Ros: Ich item.

Tellermann: Ich au, 's isch besser, 's isch Einigkeit, denn do wo Hader, Zank un Unordnung isch, gitt's Händel. Un do wie Händel isch, hört d'Gemüetlichkeit uff. Un d'rno,

m'r will sin Ruehj han. Un d'rno, wenn m'r e Porzellinlade hett, ze-n-isch's besser, m'r isch vorsichtig.

Ros: Et ensuite is 's, ma foi, allewyl besser, m'r halt sich mit denne, wie 's Heft in de Hände han.

Rebholz: Wie ich sieh, isch miner Vorschlaa einstimmig angenomme. (Zum Wirt, der eintritt:) Dü kummsch wie geruefe, witt dü so guet sin un bim Kriegerverein anfröüje, ob se-n-uns empfange welle.

Wirt: Ich will's b'sorje. (Für sich:) Gott sei Dank. (Ab. Beim Öffnen der Türe hört man lebhaftes Hurrahrufen.)

Ros: Et, pour finir, möcht ich im Präsident unsere Dank üsspreche, wie 'r alles, ma foi, zue so 'me guete-n-End g'füehrt hett. (Zustimmung.)

Rebholz: Ich saa denne Herre for ihri friendliche Wort viel mol merci. Was ich gedhon hab, isch gern g'schehn, hytt un morje un in alli Zuekunft wurr ich wie allewyl Guet und Bluet insetze, um de Fahne vum Cercle hochzehalte. (Lebhafte Zustimmung. Aus dem Nebenraum ertönt beim Öffnen der Türe lebhaftes Hurrahrufen. Polasky kommt mit dem Wirt hinter dem Paravent vor.)

Polasky (verneigt sich, militärisch grüßend): Meine Herren, der Vorstand des Kriegervereins läßt bitten.

Rebholz: Freut uns sehr. (Alle stehen auf. Der Wirt klappt die spanische Wand zusammen, so daß die Mitteltüre frei wird.)

Marguerite (hastig herein): Wo isch min Brueder? Ah do.

Wirt: Was is los?

Marguerite: Do e dépêche. (Gibt ihm eine Depesche, die er hastig öffnet.) Ihr Herre, e grossi surprise, do lese: „Komme heute Abend zehn Uhr, Zimmer reservieren. Kurt Trittwitz.“

Alle: D'r nej Burjermeischter!

Rebholz (für sich): 's isch höchsti Zitt g'sin.

Polasky: Alle Wetter! (Zum Wirt:) Darf ich um die Depesche bitten? (Der Wirt gibt ihm dieselbe.) Kein Zweifel, welche Überraschung! — Herr Wirt, können Sie mir die Depesche einen Augenblick überlassen, damit ich sie unserm Vorstand zur Kenntnis bringe?

Wirt: Awer gewiß recht gern, Herr Amtsanwalt.

Polasky: Danke sehr. Da muß unbedingt etwas geschehen! Wenn die Herren unterdessen eintreten wollen. (Nach gegenseitigem Zusprechen und großen Verbeugungen treten die Herren in den Vereinssaal ein. Beim Öffnen der Tür ertönt mächtiges Hurrahrufen.)

Wirt (geschäftig aufräumend): Dis isch e Trafari, dis wurd ebbs absetze. Ich bin numme froh, daß dis Gewitter sich verzöuje hett. (Zu Marguerite, welche sich hinter dem Comptoir am Spiegel ziert:) Brüchsch dich nit eso erüszemuschtere, dü wurrsch'm doch gefalle.

Marguerite: Ei na, dis isch d'Hauptsach!

Wirt: Na, dü wurrsch doch au noch g'schejd wäre.

Marguerite: Um so g'schejd ze wäre, wie dü, brücht i nit viel.

Stiessecke (hastig mit der Depesche in der Hand von rechts kommend, ihm nach Rebholz): Herr Wirt, das ist ja eine kolossale Überraschung! Obwohl der Bürgermeister incognito kommt, müssen wir ihm trotzdem einen intimen Empfang bereiten. Ihr Bruder und ich werden ihn im Namen des Cercle respektive des Kriegervereins an der Bahn abholen. Sorgen Sie unterdessen dafür, daß ihm hier im Hause eine würdige Aufnahme zuteil wird. Lassen Sie unten an der Türe die Guirlanden befestigen, die wir noch vom Kaisergeburtstag

her haben, und hier über der Türe lassen Sie die Tafel mit der Aufschrift „Willkommen" anbringen, welche wir bei ähnlichen Anlässen zu verwenden pflegen.

Wirt: Ich werde es besorgen, Herr Rentmeister.

Stiessecke: Danke schön! (zu Rebholz:) Und Sie, Herr Rebholz, werden sofort an die Bahn gehen, ich werde im Augenblicke nachkommen. (Zieht seine Uhr aus der Tasche.) Ich muß noch schnell nach Hause, meinen Gehrock und meine Orden anziehen. (Schaut noch einmal auf die Uhr.) Zum Anziehen der Uniform ist es leider schon zu spät.

Rebholz: Ja, Herr Rentmeister.

Stiessecke (zum Wirt): Also daß mir die Guirlanden nicht vergessen werden und ebenso das Willkommen.

Wirt: Gewiß, Herr Rentmeister.

Stiessecke (mit Rebholz abgehend): Mahlzeit!

Rebholz: Mahlzeit! Mahlzeit! (ab.)

Wirt: Mahlzeit! (Sich vorsichtig umschauend): Isch dis m'r e Trafari, m'r meint, d'r Großmogol üs Persie kummt! (Öffnet die Türe zum Gehen. Man hört von draußen Bumpske, der, ein Studentenlied singend, sich der Türe nähert): Isch dis nit im Bumpske sini Stimm?

Marguerite (verklärt): Doch, ich kenn se!

Wirt: Der kummt do eruff, ich will mich üs'm Wäj mache, ich hab doch kenn Fraid am.

Marguerite: Ich hab e deschto größeri an'm!

Wirt (im Abgehen): 's isch trüri genue!

Marguerite (freudig): Richtig, 's isch im Otto sini Stimm. Wie 'r luschti isch! Wie mueß der glücklich sin, daß m'r uns endli bekumme! Was könnt ich 'm nur fur e surprise mache! (Auf die spanische Wand zueilend und sich hinter

derselben verbergend): Halt! Ich versteckel mich un mach, wie wenn ich nit do wär.

Bumpske (kommt stark angetrunken und singend herein. Er bricht sein Lied ab): Nanu, niemand hier? (Schlägt mit dem Stock auf einen Tisch): Wirtschaft, heda Wirtschaft! Niemand hier?

Polasky (von rechts kommend): Welcher Flegel macht denn hier einen solchen Radau? (Bumpske erblickend): Ach, Verzeihung, Sie sind's, mein lieber Herr Rechtskonsulent? Scheinen ja recht fidel zu sein.

Bumpske (vergnügt grinsend): Bin ich auch! Bin ich auch! Habe allen Grund dazu!

Polasky: Natürlich, als glücklicher Bräutigam! Da muß man Ihnen wohl gratulieren zu der Wahl Ihres Herzens.

Bumpske (herausplatzend vor Lachen): Wahl meines Herzens! ... Das ist ja ausgezeichnet! (Wieder herausplatzend) Das ist ja ausgezeichnet! (Marguerite verrät große Unruhe. Bumpske vertraulich zu Polasky): Ja, verehrtester Herr Polasky, Sie machen wohl faule Witze?

Polasky: Wie so?

Bumpske: Na hören Sie mal, alter Freund und Kupferstecher, trauen Sie mir wirklich solch einen schlechten Geschmack zu?

Polasky: Ich verstehe nicht!

Marguerite (für sich): Was soll dis bedytte?

Bumpske: Die Auserwählte meines Herzens! (Lachend Polasky unter den Arm nehmend.) Unter uns gesagt, Sie werden doch nicht annehmen, daß ich die Dame ihrer — na, wie soll ich sagen — ihrer reifen Jugend wegen heirate? (Marguerite wird immer unruhiger.)

Polasky: Die Dame ist allerdings nicht mehr sehr jung, aber ...

Bumpske (unterbrechend): Aber dafür desto älter; (kräftig lachend) eine alte Schachtel ist sie (lachend und dann pfiffig hinzufügend) aber . . . es ist Geld drin in der Schachtel . . . Und Geld regiert die Welt!

Marguerite (verzweifelt hinter der spanischen Wand): Luft, ich verstick!

Polasky: Sie sind ja ein merkwürdiger Bräutigam.

Bumpske: Bin ich auch! — Bin ich auch! — Und wissen Sie auch, warum ich mich so rapid verlobt habe? — Aber nichts ausplaudern, ja nur nichts ausplaudern! (Lachend) Weil in der Not der Teufel Fliegen frißt. Sehen Sie, bei meinen Schulden, welche zahlreich sind wie der Sand am Meere, hatte ich nur noch zwei Auswege, entweder einen Schuß Pulver oder diese Heirat, und da ich mir sagen muß, daß ich keinen Schuß Pulver wert bin, habe ich mich zur Heirat entschlossen! — (Laut auflachend) Was sagen Sie nun?

Marguerite (verzweifelt): Dis iwerleb ich nit!

Polasky: Sie fassen ja Ihre Situation mit viel Humor auf.

Bumpske: Schon mehr der reine Galgenhumor! Habe auch schon moralischen gehabt heute. Die Sache ist nämlich so einfach nicht, wie Sie denken. Seitdem die Termine fällig werden, und ich meine Zukünftige küssen soll, geht es mir, wie dem seligen Jobs, von dem es heißt: „Doch als er mit ihr beten sullt, fehlt ihm die christliche Geduld!" (Lachend) Wenn ich so meine fünf bis zehn Kümmel getrunken habe, geht es ja allerdings noch, aber wenn ich nüchtern bin und sie küssen soll, so ist es mir allemal, als müßte ich in eine saure Zitrone beißen! (Marguerite ringt verzweifelt die Hände.)

Polasky: Na, sei dem wie es sei, eins steht fest, daß

Sie durch Ihre Ehe mit der Elsässerin einer patriotischen Pflicht genügen, indem Sie zur Germanisation des Landes mit beitragen.

Bumpske: Bin auch stolz darauf, es ist ein ganz bedeutendes Opfer, das ich auf den Altar des Vaterlandes niederlege, ein ganz bedeutendes Opfer. Mein Vaterland und meine Gläubiger können zufrieden mit mir sein, (lachend) und in diesem Sinne wollen wir jetzt einen Schoppen zusammen trinken. (Nimmt Polasky unter den Arm. Im Abgehen:) Ein ganz bedeutendes Opfer!

Polasky: Nur Mut!

Bumpske: Und die Sache wird schon schief gehen! (Beide ab nach rechts. Beim Öffnen der Türe ertönt mächtiges Hurrahrufen.)

Marguerite (hinter der spanischen Wand vorstürzend, wie rasend im Zimmer auf und ab): Nein, nein, e so ebbs! — O die Männer, die Männer! — So e Gemeinheit, so e Nidderträchtigkeit! Alti Schachtel hett'r g'saat, dis iwerleb ich nit, dis iwerleb ich nit!

Ein Knabe (mit einem Strauß eintretend, der aus Gemüse zusammengebunden ist): Do soll ich denne Strüß abgän un dis Briefl.

Marguerite (den Strauß erblickend): Au dis noch! — (Öffnet das Briefchen und liest:) Alter schützt vor Torheit nicht! (Zerknittert das Briefchen.) Au noch denne-n-Affronte!

Der Knabe: Der Mann, wie m'r ne gän hett, hett g'saat, ich bekumm e guets Trinkgeld.

Marguerite (gibt ihm eine Ohrfeige): Do hesch dü din Trinkgeld.

Der Knabe (heulend ab): Ich saa's im Babbe! (Bleibt an der Türe stehen und macht eine lange Nase.) Alti Schachtel! (Schnell ab.

Marguerite: C'est trop fort! D'r Spott noch owe drin! — O die Strüß, ich kann die falsche Strüß nimmi sehn! (Reißt das Fenster auf und wirft dieselben in größter Wut hinaus:) Nüs mit i, als nüs mit i, 's isch doch alles nur Falschheit! (Zuletzt will sie auch den Gemüsestrauß hinauswerfen, sie hält jedoch schnell inne mit den Worten:) Nein, for denne wär's schad, dis gibt morje-n-e gueter Suppehafe.

Brunner (ist unterdessen im Türrahmen erschienen und hat die letzte Szene mit angesehen): Sacré mille tonnerres! Dunderlättel, je n'ai jamais vu un bombardement pareil!

Marguerite: D'r Adjutant! (Für sich:) Grad ze leid hieroth ich jetzt denne, wenn 'r mich noch will! (Auf ihn zu:) Bonsoir, Monsieur Brunner! Qu'est-ce qui vous amène?

Brunner (ironisch): Sacrebleu! Ich bin kumme, for ne ze felicitiere.

Marguerite: Mir ze felicitiere? Dis isch unnötig! 's isch alles ze nix.

Brunner: Ventrebleu!

Marguerite: Ja, meine Sie denn weriklich, Herr Brunner, daß ich denne hergeloffene Winkeladvokat üs Pelzpommere will? Niemols!

Brunner: Sacrebleu! Voilà une bonne nouvelle! Un woher dis changement de garnison dans le cœur?

Marguerite: Ich hab tout simplement min Herz ze Roth gezöuje, ich hab an d'junge Johr zeruckgedenkt.

Brunner: Sabre de bois! Versteh ich recht? (Erfaßt ihre beiden Hände): On revient toujours à ses premières amours!

Marguerite: Kannsch dü m'r noch verzehje, daß ich e-n-Auesblick an-e-n-andere hab denke könne?

Brunner: Ich verzehj d'r, Marguerite. (Sie umarmen sich).

Wirt (durch die Mitteltüre starr vor Staunen und die Hände über dem Kopf zusammenschlagend): Potz Himmelgalee!

Bumpske (von rechts kommend. Beim Öffnen der Türe ertönt mächtiges Hurrahrufen): Ei der Teufel, haben Sie Worte?! Oder hab ich das Delirium?! (Zu Brunner:) Ja, Menschenskind, sind Sie denn verrückt?! Was fällt Ihnen denn ein, meine Braut zu umarmen?

Brunner: Ventrebleu! Dis isch mini Hochzittere!

Wirt: D'r Verstand steht m'r still!

Bumpske: Gretchen, das tust du mir an? Womit habe ich das verdient?! Ich weiß wirklich nicht, was ich von dir denken soll.

Marguerite (drohend auf ihn zu): Was Sie vun mir denke, weiß ich zitt'r ewe, wo ich hinter'm paravent g'sesse bin und Ihri Explikatione iwer süri Citrone, patriotischi Opfer un alti Schachtle g'hört hab! (Dreht ihm den Rücken und schmiegt sich wieder an Brunner.)

Bumpske: Verflucht und zugenäht! Ich bin erschossen! (Zu Brunner:) Mein Herr, wenn Sie satisfaktionsfähig wären, würde ich Sie fordern!

Marguerite (verklärt): E Duell!

Brunner: Ventrebleu! Un duel?! Voilà qui ferait mon affaire, ich steh zue Ihrer Disposition uff Sawel, fleuret un Pistole, wenn Sie welle!

Bumpske (hat sich dem Ausgang zugewandt): Ich werde mich hüten, mich mit Ihnen zu schlagen, für mich sind Sie ein ganz gemeiner Wackes! Adieu, meine Herren! (Schnell ab.)

Brunner: Oho, was saat der! Tonnerre de bleu! (Stürzt dem Ausgang zu.)

Wirt (ihm den Weg versperrend): Kenn Händel!

Brunner: Laissez-moi faire, ich will'm zaje, was chausson un boxe isch! Ventrebleu! (Schnell ab.)

Wirt: Guet Nacht dem!

Marguerite (verklärt): M'r schlaat sich wäje mir!

Rebholz (atemlos und in Schweiß gebadet mit zwei schweren Handkoffern eintretend): Er kommt! Er kommt! Wie ich schwitz! (Von rechts sind unterdessen einige Kriegervereinler, darunter Polasky, in den Saal getreten. Der Wirt befestigt schnell die Tafel mit der Aufschrift „Willkommen" über der Türe und eilt fort. Große Bewegung.)

Polasky (zu Rebholz): Der Herr Bürgermeister ist angekommen?

Rebholz: Ja, er ist drunten und wird im Augenblick heraufkommen. Der Herr Rentmeister hat mir gesagt, Sie sollen einstweilen das Kommando übernehmen.

Polasky (in den Saal rechts hineinrufend): Rrr ... raus! — (eine große Anzahl Kriegervereinler eilen herbei. Polasky kommandiert:) Kameraden, in Linie zu zwei Gliedern antreten! (Die Krieger stellen sich auf.) Wollen sich die Herren des Cercle bitte gefälligst auch anschließen? (Dieselben schließen sich an, jedoch nicht ohne sich gegenseitig fragend anzublicken.)

Rebholz (sich in die Mitte der ersten Reihe stellend): Wie ich schwitz!

Polasky: Herr Rebholz, wollen sie als Präsident des Cercle bitte den rechten Flügel einnehmen.

Rebholz: Was für ein Flügel? (Schaut sich um, seine Nachbarn weisen ihm den Platz an.) Ah so? — Ja, jetz versteh ich! — Excusez! Ich bin halt nit Saldat g'sin.

Polasky: Stillgestanden! (Alles steht still.)

Rebholz (sich den Schweiß abtrocknend): Wie ich schwitz!

Polasky: Ja, ich muß mir ausbitten, daß Sie stille

stehn, Herr Präsident! Ich kommandiere hier doch nicht zum Spass!

Rebholz: Pardon! (Für sich:) E Mildebickel noch emol!

Polasky: Bitte, Herr Präsident, schauen Sie gerade aus.

Rebholz (befolgt murrend das Kommando, so gut es geht. Für sich:) Mildebickel, dis geht m'r jetz doch iwer d'Huetschnuer!

Polasky: Der vierte Mann vom rechten Flügel, mit den Füßen ein Haar zurück! Sie meine ich, Herr Haupt-Steueramts-Kassendiätar.

Polasky: Der fünfte Mann vom rechten Flügel! Sie, Herr Tellermann, Sie stehen ja da, wie wenn Sie das Wasser hergeschwemmt hätte.

Tellermann: Ah so?! Ja, ja!

Lehnel (kommt in Eile): D'r Herr Rentmeister kummt, un hinte nooch d'r Burjermeischter. (Stiessecke im Gehrock und mit Orden bedeckt, tritt ein.)

Polasky (auf ihn zutretend): Kriegerverein gehorsamst zur Stelle!

Stiessecke (kommandiert): Augen rechts! (Der Bürgermeister tritt ein, über und über mit Blumen bedeckt. Hinterdrein der Wirt, die beiden Redakteure, Marguerite und Marie, welche im Hintergrund bleiben. Die beiden Redakteure machen Notizen.)

Marguerite: Jesses, mini Striss! — Der het mini Striss!

Stiessecke: Kameraden, der neuernannte Bürgermeister, Herr Trittwitz: Hurrah! Hurrah! Hurrah! (Alles stimmt lebhaft mit ein.)

Trittwitz (zu Stiessecke): Bitte, lassen Sie die Leute rühren.

Stiessecke: Rührt Euch! (Rebholz zieht ein Taschentuch

aus der Tasche und trocknet sich scheinbar Tränen ab, desgleichen die übrigen Mitglieder des Cercle. Stiessecke fragend:) Was fehlt den Herren?

Rebholz: Mir sin gerührt!

Stiessecke: Ach so!

Trittwitz: Meine Herren! Die Beweise freundlicher Gesinnung, welche Sie mir in so umfassendem Maße zu teil werden lassen, rühren mich tief, sind dieselben mir doch ein Beweis dafür, daß meine Ernennung mit Sympathie aufgenommen worden ist. Insbesondere danke ich Ihnen für die prachtvollen Blumenspenden, die Sie mir zugedacht haben. Es war ein förmlicher Blumenregen, mit dem Sie mich bei meiner Ankunft vom Fenster aus überschüttet haben (alle schauen sich verblüfft an), und es wäre mir sehr angenehm zu wissen, wem ich speziell für diese Aufmerksamkeit zu danken habe.

Wirt (da alles sich fragend anschaut): Es ist eine glückliche Idee von meiner Schwester gewesen. (Weist auf dieselbe, welche sich verneigt).

Trittwitz: So? Ich danke Ihnen herzlich, verehrtes Fräulein! Wir Männer sind immer sehr empfänglich für Huldigungen, welche uns vom schönen Geschlecht entgegengebracht werden. Nochmals herzlichen Dank! Herr Wirt, wollen Sie so freundlich sein und mir die Blumen aufbewahren, ich werde dieselben meiner Frau mitbringen.

Wirt: Recht gern. Marguerite, hilf mir im Herr Bürgermeister die Striss abnehme. (Beide nehmen ihm die Sträuße ab und stellen sie wieder in die Vasen, in denen sie vorher waren.)

Marguerite (für sich): Wenn ich dis schmecke hätt könne, ze hätt ich se nit nüszeschmisse brüche!

Trittwitz: Das gibt eine reizende Überraschung für meine Frau. (Wendet sich gegen Stiessecke.)

Marguerite (für sich): Dis isch nit bitter!

Stiessecke: Und nun, Herr Bürgermeister, gestatten Sie uns, daß wir Sie in unserer Mitte recht herzlich willkommen heißen, und seien Sie dessen versichert, daß kein Zwang, keine äußere Einwirkung irgendwelcher Art diese kleine Kundgebung hervorgerufen hat; dieselbe ist lediglich einem Herzensbedürfnis entsprungen, den Mann würdig im intimen Kreise zu empfangen, der noch von seiner früheren Tätigkeit in hiesiger Stadt in angenehmster Erinnerung steht. Auch die Mitglieder des Cercle, welche zugegen sind, und sozusagen nur noch ein Herz und eine Seele mit dem Kriegervereine sind, haben es sich nicht nehmen lassen, sich an dem Empfang zu beteiligen. Den Präsidenten, Herrn Rebholz, haben Sie übrigens schon an der Bahn begrüßt.

Trittwitz: Gewiß, es war mir eine Ehre. Erlauben Sie, daß ich Sie hier noch einmal begrüße. (Schüttelt ihm die Hand. Rebholz ergeht sich in großen Verbeugungen.) Und seien Sie überzeugt, daß ich von der Eintracht, die Sie mit dem Kriegerverein verbindet, sehr entzückt bin, ist sie mir doch eine Gewähr dafür, daß in der Stadt vollkommene Eintracht herrscht. Nur schade, daß sich die beiden Zeitungen so heftig befehden.

Schreiber: Verzeihung, Herr Bürgermeister! Mein Name ist Schreiber vom „Butzenhausener Landboten".

Trittwitz: Sehr angenehm.

Schreiber: Ich kann Ihnen die freudige Mitteilung machen, daß dieser Kampf in Zukunft aufhören wird. Ich habe mich mit Herrn Schmidt vom „Butzenhausener Stadt-

boten“ versöhnt. (Herr Schmidt verneigt sich. Große Überraschung bei Rebholz.)

Schmidt: Wir haben uns entschlossen, Herr Bürgermeister, unsere beiden Meinungen und Zeitungen zusammenzuwerfen und ein gemeines (sich verbessernd), pardon gemeinschaftliches Blatt herauszugeben, betitelt „Der Butzenhausener Stadt- und Landbote“.

Trittwitz: Gratuliere.

Rebholz: Was hör ich, jetz kann ich Ejch mini Döchter nimi refüsiere! (Marie und Jeanne schmiegen sich an Schmidt und Schreiber an und bilden eine Gruppe im Hintergrund.)

Lettmann (hastig eintretend, ein großes Paket unter dem Arm): Bonsoir! D'r Buechbinder, wie ich angetroffe hab, hett m'r g'saat, daß'r do howe sin. Do bring ich 's Album for de Burjermeischter.

Rebholz (entsetzt): 's Album! (Die übrigen Mitglieder des Cercle stecken bestürzt die Köpfe zusammen.)

Quäschtel: Nundebickel!

Tellermann: Dummer Stoß!

Ros: 's is, ma foi, embêtant!

Stiessecke: Ein Album für den Herrn Bürgermeister?

Rebholz (verbindlich lächelnd): Ja, es ist eine surprise, wo wir uns vorgenommen haben, Ihm zu machen. (Sich zu Trittwitz wendend:) Es ist ein Album mit Ansichten von Butzenhausen und Umgegend, das wir Ihnen überreichen wollten bei Ihrer Ankunft. Wie sich aber nun die Gelegenheit so gut trifft, ze-n-erlauwe ich mir Ihnen dasselbe schon heute zu überreichen im Namen des Cercle. (Überreicht ihm das Album.)

Trittwitz: Sie überraschen mich förmlich! (Nimmt das Album ab.)

Quäschtel (abseits zu den andern): Ja, un d'Inschrift?!

Tellermann: Dunderlättel, d'Inschrift!

Ros: Dis is e dummer Stoß!

Rebholz: Mir sin verratzt!

Trittwitz (blättert im Album): Wirklich reizend, reizend!

Rebholz: Ich wott, ich wär im Land, wo d'r Pfeffer wachst!

Trittwitz: Reizend! Wie ich sehe, ist das Album auch noch mit einer Widmung versehen. (Klammert sein Monocle ins Auge.)

Rebholz (für sich): M'r sin verratzt! (Verbindlich zu Trittwitz:) Ja, so e ganz kleines Inschrift'l! 's ist nicht der Mühe wert, davon zu reden! (Für sich:) Sac à papier, d'r Todesschweiß geht m'r üs!

Quäschtel: Netti Affär!

Tellermann: E Gewitter in de bal masqué!

Trittwitz: Nanu?!

Rebholz: Jetzt hett se 's.

Trittwitz (lesend): Dem scheidenden Berufsbürgermeister ...

Rebholz (in Verwirrung): Dem scheidenden, dem scheidenden? Nicht möglich, Herr Bürgermeister! Nicht möglich!

Schmidt (vortretend): Da scheint ein bedauerlicher Irrtum vorgefallen zu sein. (Blickt in das Album.) Sie verzeihen, Herr Bürgermeister ... Richtig! Daß man sich doch auf Niemand verlassen kann! — Da steht in der Tat: dem scheidenden ...

Rebholz: Zu merikwürdig! Fataler Irrtum!

Quäschtel (desgleichen die übrigen): Fataler Irrtum!

Schmidt: Ein geradezu unverzeihlicher Irrtum, Herr Bürgermeister, ich habe die Inschrift selbst verfaßt; es soll

nämlich nicht heißen: dem scheidenden Bürgermeister, sondern: dem schneidigen Bürgermeister.

Rebholz: Natürlich, dem schneidigen. (Die übrigen Mitglieder des Cercle bestätigen durch lebhafte Gesten diese Enthüllung.) 'S isch iwrigens licht zu korrischieren. Die Buchstawen stehen vonenander.

Trittwitz: Dann allerdings!

Stiessecke: Ja, dann allerdings! — In diesem Sinne, Kameraden, nochmals: Hurrah! Hurrah! Hurrah! (Alles stimmt lebhaft ein.)

Brunner (rasch eintretend): Morbleu, je lui ai réglé son compte, der hett se krejt for's Murre!

(Vorhang.)



1899.

Ferdinand Bastian



D'r Hans im Schnokeloch.

Zweiter Aufzug.

Vorbemerkung: Über die stammestümliche Bedeutung des Stücks spricht schon das Geleitwort. Hier wird eine inhaltliche Vorbereitung auf die exzerpierte Stelle genügen. Also, auf seinem reichen Hof im Schnakenloch, in der behaglichen Zeit der Wadenstrümpfe und Schnallenschuhe, lebt das verwöhnte Tantenkind Hans im Hader halb mit einem Musterschicksal, halb mit seinem unglücklich launenhaften Temperament. Die alten Demoisellen — Angenes, die Zimperliche, und Lehn, die Energische — warten dem Griesgram mit tantenhafter Geduld ab und versuchen alle Möglichkeiten, den jungen Greis von seiner Melancholie oder Neurasthenie zu kurieren. Für weibliches Empfinden empfiehlt sich da am nächsten eine junge Frau, und so schauen beide, jede die Schritte der andern mit Eifersucht verfolgend, nach der passenden Hofbraut aus. Die kluge Lehn geht sicher: sie hat gemerkt, daß Hänschen der schönen, spröden und mannhaften Urschel mit groben Komplimenten seine Aufmerksamkeit schenkt, und zieht den Faden an, während Angenes das Bäschen Sibylle, eine kleine Stadtpreziöse, auf die Fährte des Vetters lockt. Der zweite Akt bringt nun die Brautschau, deren poetisches Detail sich aus der Handlung klar entwickelt und von elsässischem Charakter geradezu strotzt. Tante Angenes hat dabei das Mißgeschick gehabt, daß ihr Sendbote neben Sibylle auch noch die drei andern Bäschen des Millionenvetters, nämlich Justine, Amelie und Bärwel, zum Turnier geladen hat.

Besseres Zimmer im alten soliden Stil gehalten. Mitteltüre, rechts Seitentüre, ein Fenster, links zwei Seitentüren, an der Rückwand ein Geschirrschrank, auf demselben einige ausgestopfte Vögel,

links ein Kleiderhaken, ein hoher Lehnstuhl, davor ein Spinnrad, rechts an der Seitenwand ein französisches Kamin, darüber ein Spiegel, daneben ein Ledersopha, rechts davon ein Bücherregal. In der Mitte der Stube, etwas gegen rechts, ein großer Tisch mit Teppich, hohe Lehnstühle, an den Wänden alte Kupferstiche.

Angenes (sonntäglich aufgeputzt, eine Rose im Haar, sitzt auf dem Sofa, mit einer Spitzenarbeit beschäftigt): Wo numme der Casper so lang bliet (seufzt)?

Casper (in abgetragenem Gehrock, rote Kravatte, großer Strohhut. — Mitteltüre): Jumpfer!

Angenes (eilig): Endlich! — Hesch mer's guet üßgericht? Kummt's Bäsele?

Casper: Hmh!

Angenes: So, dis wär d'r erscht Streich. O, ich schaff geje dis Urschel mit Händ und Füeß. Dü hesch mer doch die bschtellt, wo ich gemaant hab?

Casper (zögernd): Ha — jo.

Angenes: Horch, Casper — dü wursch mer doch nit d'letz — bie wem bisch de denn gsin?

Casper: Bie alle.

Angenes: D'r Sybille, Jüstinel, Amelie, Bärwel?

Casper: Ich hab's nim erecht gewißt wölli, no —

Angenes (händeringend): Jesses, Jesses — Casper! ich verzwyfel — Hesch dü mer nit gsaat, dü waisch wölli?

Casper: Jo — awer, besser isch besser.

Angenes: Ich waiß mer nim ze helfe. Was hesch denn üßgericht?

Casper: Schlööi! Ich hab im Bärwel gsaat, es isch mer, als wie wenn d'r Maischter hirothe sott.

Angenes: Dis hesch gsaat? — 's wurd mer eng, ich müeß an d'Luft (eilig Mitteltüre ab).

Casper (schaut ihr verblüfft nach): Besser isch besser. (Schüttelt den Kopf.)

Lehn (von links hintere Seitentüre mit einer Tasse Milch): Bisch do, Casper? Jetz hätt ich dich ball üßschelle lon. Bisch biem Urschel gsin, kummt's?

Casper: Schnuerstracks üewer d'r Feldwäj.

Lehn: 's isch guet, kannsch gehn.

Casper: Nit emol e Schnäpsel kreijt mer (ab).

Lehn (geht zur vorderen Seitentüre links und klopft): Hans, Hans! d'Milich isch do.

Hans (tritt auf, sonntäglich gekleidet, weißes Hemd, Vatermörder, schwarze Binde, dunkle kurze Hose, rotes Gillet mit Silberknöpfen, weiße Wadenstrümpfe, Schnallenschuhe): Wenn numme emol e Million käm. (Legt sich mißmutig lang hin aufs Sofa, das Kinn auf beide Hände gestemmt.)

Lehn: Guete Morje, Hans. Dort steht d'Milich mit e me pain de boutique. Was machsch denn widder for e Gsicht, mer maant jo d'Hühner han d'r s'Brod eweckgebickt.

Hans: Ken Mensch denkt an miner Namesdaa.

Lehn: Ich wüensch d'r e fermi Frau un Verstand zuem Namesdaa.

Hans (erhebt sich): Himmelsackuff, ich brüch ken Frau und ken Verstand.

Angenes (Mitteltüre): Ei, guete Morje Hansel. (Küßt ihn stürmisch). Ich hab dich schun drüsse gsuecht. Viel Glück un e liebs Wiewele in d'r Hüßstand.

Hans: Ambediere doch aane nit. Dis Gschmutz — jo, wenn's jetzt noch jungi Maidle wärde (setzt sich).

Lehn: Loß 'ne, er het bös getraamt (rechts von ihm).

Angenes: Dü armer (links von ihm). Derf's Angenes Dantel nit erfahre, was d'r Goldhansel getraamt hett?

Hans: Wenn ich numme e Ejel wär mit meterlange Stachle (steht erregt auf). Daß'rs grad wisse, ich bin nit verliebt, ich kann d'Wiebslitt nit schmecke. D'r Babbe Gerôme isch e n'alter Allefanz, der hett e Krän im Hirn, e Gschtunz, zwaj hett'r.

Lehn: Oho, wie gilt's denn do?

Hans (gegen die Mitteltüre gehend): Diß Zuck han'r ejch in mir gedrumbiert, ich bin e Mann un ken Waauerad.

Angenes: Ei, dü Herrje.

Lehn: Hans, do her, was isch los?

Hans: Was nit angebunde n'isch (rasch ab).

Angenes: Er eßt schun widder nit. Hansele horch! (ihm nach, ab).

Lehn: Ei se schlaa, was könnt do d'r hinter stecke? Sott mich mini fyn Nas im Stich gelon han? (Tippt sich sinnend an die Nase.)

Urschel (hübsches, junges Mädchen im Bauernkostüm von links, hintere Seitentüre): Guete Daa, Jumpfer Lehn, was hett Si so bressants?

Lehn: Kumm Urschel, setz dich. Hesch mer die zwaj Rosestöckle mitgebrocht?

Urschel: Herrje, die hawi im Dummle ganz vergesse (will ab).

Lehn: Urschel, blieb. (Räuspert sich mehrmals und streicht ihre Schürze zurecht.) Ich hab dich wölle fröüje, was dü vun unserem Hans haltsch?

Urschel (steht auf): Jumpfer Lehn!

Lehn: Gell, du möchscht's nit saaue.

Urschel (wiegt sich in den Lenden): E Mollekopf isch'r, e wüeschter, wo nix waiß, als aane üßzepflecke, ze knübbe.

Lehn: So ungaddi?

Urschel: No saat'r als, wenn ich miner Vetter, d'r sapeur, hiroth, kauft'r mir e Schwanebelz üß Katzehoor. Ja, Jumpfer Lehn, un Liedle singt'r uff mich, daß ich schun meh wie aanmol gegrienne hab.

Lehn: Wie singt'r als?

Urschel: 's Urschel mit-em kalte Herz,
d'Giftkrott mit d'r Spinnezung;
Backe wie e Unschlitkerz,
Un e gsundi Babbellung.
Allabonheur,
Salü sapeur! (Salutiert).

Lehn: Ei, was!

Urschel: Waje dem lüej ich 'ne schun zwaj Wuche nim an. O Gott! (Seufzt.) Awer bie d'r erschte beschte Gelejeheit zahl ich's em erüß mit Zinseszinse.

Lehn: Daß-em d'Aue Wasser genn. Dätsch dü ihm au d'r Sundaaname am Werdaa saaue.

Urschel: Ich saa Ihre, Jumpfer Lehn, wenn dis min Mann gäbt, der müeßt sich mer um d'r Finger erumwickle.

Lehn: Bon, alles nooch mim Idee. Was will ich saaue, — wottsch dü d'r Hans?

Urschel: Ich? (Wird verlegen — kleine Pause, weint plötzlich in ihre Schürze.)

Lehn: Awer, Urschel, ich glaab dü pfupfsch?

Urschel: Wenn ich dis gewißt hätt, daß Si mich so ebbs fröüjt, wär ich gar nit kumme.

Lehn: Na, na, dü bisch doch ken brigitte de soie, e Siedebriedel. Urschel, redd, ja odder naan?

Urschel: Ich wott 'ne schun, awer (weint heftig). D'r Babbe will han, daß ich miner Vetter, d'r sapeur, hiroth.

Hans (erregt zur Mitteltür herein): In dem Rattenescht isch

alles Herr un Maischter. Do wurd kummediert, kajätzt, d'Baan verwechselt, gekocht, alli Kaminer rauche wie narrächt, d'r Dokter huckt bie d'r Kueh und wicht nim. Ich bin do Herr un (erblickt Urschel, verwundert) — Lüe do, 's Urschel! (Kleine Pause.)

Urschel (wendet sich verlegen ab): Hans!

Lehn: Was will d'r Herr un Maischter?

Hans: Was macht denn d'Mamsell Munkedrissel do?

Lehn: Mößjö Kopfhenker, d'Mamsell Ursch verzählt m'r grad vun ihre Hochzitt mit-em Vetter.

Urschel: Awer, Jumpfer Lehn.

Lehn: Ursch, ken Wort!

Hans: Ursch, isch's wohr, mit-em sapeur? — Ich glaab gar dü griennsch, hä?

Lehn: For Fraid natierli, for Fraid.

Hans: 's Urschel mit-em kalte Herz,
d'Giftkrott mit d'r Spinnezung?

Urschel: Hört Si's, Jumpfer Lehn, wie'r stupft un fobbt, der Mollekopf?

Hans: Do kann mer denne Schwanebelz üß Katzehoor kaufe? (Kleine Pause.) Ach, wenn numme alli sapeurs d'r Güxel dät hole (ab).

Urschel: Un ich will ken Schwanebelz üß Katzehoor mit zammtem sapeur nit.

Lehn: Also, dü möchscht d'r Hans, bon, dis isch d'Hauptsach. Awer aans will ich d'r gsaat han, wunderfitzigi Wiebslitt kann'r nit verbutze, drum uffgebaßt vor der Hand. Dis haißt, e wunderfitzigi Frau isch kaane Waj ze verachte, denn sie bringt Saches an d'r Daa, wo d'r Mann nit traamt, verstehsch, nit traamt. Du reste, wenn's emol so witt isch, wursch-em schon d'Hoor üß de n'Aue strähle

un mini Person hesch uff dinere Sitt, ça suffit. So, kumm jetz mit mer, ich gieb d'r noch instruction de famille un was d'r sapeur anbelangt, mit dem wur ich schun ferdi. (Ursch trocknet ihre Augen. Lehn nimmt die Tasse, beide linke hintere Seitentüre ab.)

(Angenes und Sybille Mitteltüre. — Sybille, schlanke Blondine, etwas gezwungen vornehm, spricht exaltiert, geblümtes Sommerkleid, trägt Chignon; in der Hand einen hellfarbigen Sonnenschirm, Fächer anhängen.)

Angenes: Was hett'r denn üßgericht, d'r Casper? Kumm, Herz, gieb dis Dings, kumm. (Ist sehr um sie beschäftigt.) Mon Dieu, wie nett dü hitt bisch.

Sybille: Nur hitt? Avec ça, Frau Baas.

Angenes: Kumm, setz dich, liebs Sybillele, dü bisch allewiel schön, jo denn.

Sybille: Ja, denkt Si, Frau Baas, d'r Casper saat, es dät grießerlich bressiere, er gschbiert so ebbs, als wie wenn siner Maischter hirothe müeßt, pensez, isch dis e politesse.

Angenes: Awer, awer — (abseits) na, wenn'r dis de n'andere au gsaat het.

Sybille: D'r Mößjö Jean du trou des cousins isch jo e scharmanter Mensch, mit soviel Phantasie un derno hett'r so bsunderi Gedanke un dis gfallt mer am. Er kummt mer vor wie e ungeleses poème.

Angenes: Oui, dis müeß mer saaue, e poème. — Vun jeher isch's miner Herzenswunsch gewese — wenn Ihr Zwaj — wenn ich's erlewe dät —

(Bärwel, junges, strammes Bauernmädchen, Schlupfkappe auf, mit einem großen Feldblumenstrauß, Mitteltüre.)

Bärwel: E schöner Büjür vun d'r Mieadder. Büjür Baas Angenes, bisch ö do Sybille, wie geht's d'r denn? Hu, bisch dü im Stood!

Angenes (ihr entgegen eilend): Bärwel! — Jesses, was hett mer der Casper angericht?

Sybille (herablassend): Bonjour, Bärwel.

Bärwel: Denke numme, d'Mieadder und d'r Vodder hön nachti ze veel Süürkrüt un Speck gasse, no han se ganz Noocht 's Grimme ghett. Wo isch denn d'r Höns?

Angenes: Bärwel, e Moment, ich hab mit d'r Mamsell Sybille noch ebbs ze redde. Chérie, kumm, mer wölle do nyn gehn.

(Jüstinel, ein lebhaftes, fürwitziges Ding, spricht übersprudelnd schnell, sommerlich gekleidet, Schäferhut auf, Sonnenschirm, hat einen Blumenstrauß in der Hand, kommt Mitteltüre hereingestürmt.)

Jüstinel: Bonjour, Frau Baas, bonjour, bonjour Sybille, lüej do, 's Bärwel. (Küßt alle rasch ab.)

Sybille: Dü hesch au e Strüß, wie kommt's?

Jüstinel: Ei, im Hans sin Namesdaa isch hitt. Sehn'r, schöni Margrittle, Blabberrose un Spitzewäderi, Spitzewäderi, dis hett'r gern, züe gern.

Angenes: Bisch dü awer e Bachstelz.

Bärwel (nachäffend): Spitzewaderi, Spitzewaderi.

Sybille: Tiens, im Mößjö Jean isch siner Namesdaa, do müeß mer gratüliere. Leider fehlt's mer am e Strüß.

Jüstinel: 's Amelie kümmt au noch. Sünsch geht's guet, Frau Baas, un bie dir Sybille, Bärwel, jo, mer brücht nit ze fröüje, nit ze fröüje.

Angenes: Ihr exküsiere — (abseits) isch mer dis e Streich.

(Amelie, etwas älter, fast mannhaftes Auftreten, starke Stimme, spricht etwas gedehnt, einfach gekleidet, trägt Chignon, einen Strauß in der Hand.

Amelie: Salü bisamme. Wie geht's wie steht's? (Drückt allen kräftig die Hand.)

Sybille: Dü nemmsch alle Daa ungadderigi Maniere an, so aim d'Hand ze drucke.

Jüstinel: Jo, d'Mame saat allewiel, 's isch e Roßgöttel.

Amelie: Ich bin halt üß d'r Schifferzunft un nit so gschlacht wie Ihr, Ihr, wie saat als d'Baas Lehn, Ihr âme de hareng.

Angenes: Awer, Amelie, schämm dich, so ze parliere.

Amelie: Frau Baas, was gitt's denn hitt bie Euch ze verrisse, daß mer extra yngelade sin worre?

Angenes: Yngelade?

Sybille: Frau Baas?

Bärwel: Isch d'r Casper ö bie Euch gewann?

Angenes: Dis isch e mal entendu?

Bärwel: Nä, Frau Baas, ken malantandü. Horche, Baas, wäiß-r's, d'r Höns, daß'r hiruthe sell?

Angenes: Hirothe? Wer saat denn so ebbs?

Amelie: Was, d'r Hans will hirothe so buntüewerex? — Jetz krejt d'r Mond e Loch!

Jüstinel: Er will hirothe, unsere Goldvetter, wo isch'r denn? Waiß mer's Frau Baas, wenne? — Amend gar aans vun sine Bäsle. Redd Si, saat Si, Frau Baas.

Angenes: Ums Himmelswille, saaue nix eso züem Hans, ich bitt Euch.

Sybille: O naan, dis wär jo geje d'politesse.

Bärwel: Ich söö nit hischt un nit hott. Awer d'r Casper hett's gsäjt, daß —

Hans (vordere linke Seitentüre, ganz erstaunt): Ah — Dunderschieß — wie —

Jüstinel: Liewer Vetter, bonjour, bonjour, viel Glück, Gsundheit, e langs Lewe, un do isch e Strüß mit Spitzewäderi, Spitzewäderi. (Küßt ihn.)

Bärwel: Ewack, daß ich-em ö äner gann kann. (Küßt ihn stürmisch und drängt ihm den Strauß auf.) Dü sellsch so alt ware wie d'r Madusalem, 's Vieh sell d'r gsünd bliewe un sell sich vermehre wie d'r Sönd am Meer.

Amelie: Salut bien, mon vieux! (Schlägt ihm auf die Schulter.) Ich wüensch d'r e gsunde Appetit, d'r Rest isch Newessach — voilà Hans, e Strüß.

Hans (wischt sich die Wange): Was isch denn Euch ins Müül gfahre?

Sybille: Mößjö Jean du trou des cousins! (Knixt.) Mini Wüensch solle alli wohr wäre un e herzigs Wiewele möcht d'r d'r Leweswäj versüeße.

Jüstinel: Dis isch widder geredd, geredd.

Hans: Versüeße. (Knixt.) Ich saa Euch vielmols merci — awer 's wär mer liewer gsin, Ihr hätte mer nix gewunsche, denn was sin Wüensch? Wenn's numme ken Namesdäj gäbt.

Sybille: Wüensch sin frommi Kinder, wo d'Seel uffheitere un nur 's Beschte bringe, was 's Mencheherz erfraie kann.

Hans (träumerisch): Wüensch sin Kinder, frummi, wo d'Seel uffheitere — Sybille! (Drückt ihr innig die Hand) — nur 's Beschte bringe was — (sich abwendend) ach — was bringe sie denn — Strüß!?

Lehn (von links hintere Seitentüre): Was müeß mer sehn? (Alle Mädchen begrüßen stürmisch Lehn: Bonjour, Frau Baas, bonjour, liewi Baas!)

Angenes (abseits): Jesses, d'r Gendarm kummt, courage, courage.

Lehn (abwehrend): Horche, isch denn ebbs abards gschehne, daß Ihr hitt alli do sin?

Jüstinel: Ja han mer denn nit solle kumme?

Sybille: Parfaitement, e Bsuech mache, Frau Baas?

Amelie: Verschtell Sie sich numme nit.

Bärwel: Ei, mer wölle im Höns d'r Namesdöö anwüensche — un lüschtra, was'r for äni hiruthe sell.

Angenes: O — oh! (Sinkt aufs Sopha.)

Sybille: Awer, Bärwel!

Amelie: Haha, nit üewel.

Hans (ist scheu rückwärts getreten): Was hesch gsaat, Bärwel?

Bärwel: Gelle, ich hab's gsääjt, er wäiß-es selwer nit?

Lehn: Ich find ken Wort meh, mini Zung isch stiff und starr.

Angenes: Gott sej Dank! (Erhebt sich.)

Hans: Ich soll — haha, hahaha! Wer hett denn Ejch so ebbs gsaat?

Bärwel: Ei, d'Baas Angenes, so viel ich wäiß.

Lehn: So, so — ei was! (Wirft einen zornigen Blick auf Angenes.)

Hans: Un Ihr Alli wölle mich hirothe?

(Die Mädchen schauen verlegen umher.)

Jüstinel: Mer waiß-es nit.

Sybille: Ich glaab nur 's Herz hätt do e Wort ze redde. 'S isch delicat, so e Fröüj.

Hans: Ich kumm mer' vor, wie e n'espèce Kinnij. (Klatscht vergnügt in die Hände.) Wenn ich ebbs vum Hirothe hör, krej ich Hunger. Hole mer ebbs ze bicke un ebbs ze mämle, Ihr liewi Bäsle, wölle-n'r? Dante Lehn, richt ebbs, wie maansch?

Jüstinel: Baas Lehn, derfe mer? -- E Tärtele, Hans?

Sybille: E Brotwürstele viellicht mit Spinat?

Amelie: Odder e Mumpfel Baschtet — e süürs Fischele?

Bärwel: Odder e Fetze Speck?

Hans: Jo, jo, gehn mit d'r Baas Lehn. (Setzt sich schmunzelnd mitten ins Zimmer.) 'S ich doch ebbs dran am Namesdaa.

Jüstinel: Baas Lehn, liewi, kummt Si. (Alle Mädchen ab links hintere Seitentüre.)

Lehn (geht langsam auf Angenes zu mit geballten Händen): A — so!

Angenes (rückt bei jedem Schritt, den Lehn geht, näher zum Sopha): Lehn, geh, geh, ich bin hitt e Loeb!

Lehn (zischend): Un ich e Tiger. — So intrigiersch dü? Wart, saa ich, wart!

Angenes: Lehn, ich warn dich.

Hans: Was han'r denn mitnand, ihr liewi Dantele?

Lehn: Ken Wort meh. Marsch nüß (deutet zur linken hinteren Seitentüre) in d'Küche, daß ich dich nim üß-em Au verlier.

Angenes (eilig): Schun widder Alles mankiert (links ab).

Lehn (schaut ihr nach, für sich): So, jetz gilt's e Gewaltstreich. — Hans, dätsch dü par exemple aans vun dine Baase hirothe?

Hans: Ich? — Umgekehrt, sie wölle mich hirothe.

Lehn: Wottsch dü par exemple e wunderfitzige Frau?

Hans: D'r Herrgott soll mich b'hüete un bewahre.

Lehn: No wärsch de so ze saaue forciert, bie dine Bäsle 's Exempel uff d'Prob ze stelle.

Hans: Kuechelwetter, dis wär eso e Gschbaß. — Awer wie?

Lehn: Ich b'sorrj's. Do nemme mer anfach e wissi Müüß vum Casper sine, mache sie in e Subbeschüssel, e Deckel druff, stelle die Schüssel uf denne Tisch, un derno loßsch se ellaan dini Bäsle.

Hans (vergnügt die Hände reibend): Bimbam, d'Katz isch krank. Dante, dü bisch üßgschbitzter als e Kornschuefel.

Lehn (abseits): So, dis Pflaster hett gezöüje. Un daß'd au waisch, dini lieb Dante Angenes hett d'r wölle die Sybille uffbinde und jetz hett sie d'r alli dini Baase uffghetzt. So, jetz isch's üß-em Kropf, 's hett mich schun e Wiel gewurjt (links hintere Seitentüre ab).

Hans: A, so raucht's do hinne, warte, Euch will ich's Näsel riewe.

Angenes (Mitteltüre): Goldhansel, ich hab d'r e secret ze saaue.

Hans: Mir e secret?

Angenes: Ja, awer verschreck mer nit, um's Himmelswille nit.

Lehn (suchend, von der linken hintern Seitentüre): Aha — hab mer's doch gedenkt. (Faßt Angenes am Arm.) Als nüß, kumm numme, do gitt's ken explication — kumm. (Beide linke hintere Seitentüre ab.)

Hans: E secret hett Se gsaat. Ebbs isch nit süüfer — sott amend doch e Hirothsgschicht im Triewe sin? — Jetzt wüensch ich mer e Dachshundsnas, e scharfi Brill, for denne Wiebslitt in's Herz ze güecke, e Straifgärnel for alli Löüje uffzefische. Ach, wie isch dis Lewe elend! (Sinkt zerknirscht auf einen Sessel.) Ich gschbier ebbs im Herz, e Steche — ich müeß d'ganz Zitt an dis Urschel denke, ach!

(Neßnaß, ehrwürdiger Greis, frisches Aussehen, spärlich weißes Haar, Backenbart. Kleidung: hoher grauer Zylinder, Vatermörder, weiße Binde, geblümtes Gilet, Gehrock.)

(Sophie, dessen Frau, Greisin, etwas gebeugt, sehr altmodisch gekleidet, großer Sonnenschirm. Mitteltür — Beide gehen zu Hans.)

Neßnaß: Mer han d'r wölle guete Daa saaue — 's möcht d'r wohl gehn, biz an's selj End.

Hans: Unkel Neßnaß! (Gibt ihm wie im Traum die Hand.)

Sophie: Viel Glück un alles Guete wüensche mer d'r. Wie geht's d'r denn, hä?

Hans: Nit bsunders. (Gibt ihr die Hand, die er dann schlaff sinken läßt.)

Neßnaß: Wo fehlt's denn, Hans?

Hans: Könnt ich se numme han, die Dachshundsnas, no könnt ich rieche was dr'hinter steckt.

Sophie: Was saat'r, Neßnaß, was'r hett, hä? —

Neßnaß: Kumm, Frau, er spinnt widder, mer gehn in de Garte. (Beide gehen wieder langsam ab, bleiben unterwegs mehrmals abwechselnd stehen, schauen verwundert nach Hans und schütteln verständnislos den Kopf.)

(Die Mädchen kommen von links, jede mit einem Servierteller, Leckerbissen darauf, bilden um ihn eine Gruppe.)

Jüstinel: Hans, e Macrönele, e süßes, e rothbackigs Äpfele?

Sybille: Mößjö Jean, e Stüeckel Mandeltard, e Buißgewittel, e langue de chat?

Amelie: E süür's Schlejele, e verdämpfts Bräsel?

Bärwel: Un do e Fetze Baschtet?

Hans (dumpf): Lon mich gehn.

Amelie: Alle, mach kenn Gschtuß, Hansnarr.

Jüstinel: Geh, Hansel, mach uns die Fraid! (Will ihn füttern.)

Sybille: Awer, Mößjö Jean.

Bärwel: Lon'ne gehn, der Mond isch im woose.

Amelie: Hans, sperr! (Baumelt ihm den Fisch an der Nase herum.)

Hans: Mini Ruehj will ich han.

Jüstinel: Hans (schmeichelt ihm), Herz, was begehrsch?

Bärwel: E Kracher, hä?

Amelie: Z'erscht will'r alles fresse, no henkt'r d'r Libbel biz uff d'r Bodde. (Stellt ihren Teller auf den Tisch.)

Urschel (von links mit Servierteller, darauf ein Weinbecher): Do, Hans, Gsundheit!

Hans (glücklich aufatmend): Urschel! (Reicht verlangend darnach.) Gsundheit, uff aane Schluck, soll ich? (Steht auf den Sessel.)

Urschel: Ja, uff aane Schluck!

Hans: Uff Euri Gsundheit, un uff mini Lewer! (Setzt an.)

Jüstinel: Dis nemmt'r jetz.

Sybille: Tiens, tiens, un vun uns nix.

Urschel: Soll d'r wohl duehn!

Amelie: Biz in de große Zeh wäje mir.

Bärwel: Un noch wittersch.

Hans (wirft überlustig den Becher im Bogen rückwärts): Furt mit denne Grille, lusti wölle mer sin un uns fraie wie Kinder. (Steigt herab.) Kumme her, Ihr Maidle. (Singt:) Raje, raje, Rosekranz.

(Alle geben sich die Hände, schließen einen Reigen und singen.)

Raje, raje, Rosekranz!
Schütte-n e bissele Wasser in d'Pfann,
Klaani Wäsch, großi Wäsch,
Kikeriki, Bendele dran. (Kauern nieder, drohend mit dem Finger —)
Hesch mich genumme, muehsch mich han.
Wart, ich will's d'r Mame saaue,
Daß dü mich mit-em Bese gschlaaue.
Kikeriki! (Springen auf.)

(Stauffert, hünenhafte Gestalt, wettergebräuntes Gesicht, strammer Knebelbart, große Ohrringe. Kleidung: weite Samthose, Jacket, breites, rotes Leibband umgewickelt, breitkrämpiger, großer Filzhut.)

Stauffert (ist inzwischen Mitteltüre aufgetreten, nach Beendigung des Ringelreihen): D'r Deihenker! s'Wüethehehr isch Dreck d'rgeje. Ihr nundedjes Kaiwe, was mache Ihr for e Staub!

Hans: Salü Stauffert, mer sin luschti.

Jüstinel: Lüej d'r Babbe, mer könne dich nit brüche.

Stauffert: Dü muehsch diner Schnawel z'erscht offe han, dü Süüdopf. Was isch, Hans, kummsch am Sundaa uff's Gänselspiel stößle?

Hans: Jo, ich kumm.

Lehn (von linker hinteren Seitentüre mit der Schüssel, stellt diese auf den Tisch): Was isch do hinne e Staubwolik! A lüej, d'r Stauffert. D'r Neßnaß un's Sophie sitze im Garte, kumm. Zaj, Urschel, helf mer dis Dings nüßdraaue.

Stauffert: Ich glaab, ihr han do e Tischeldeckdich? (Will die Schüssel aufdecken.)

Lehn: D'Nas eweck'gelon — kumme. Hans, dätsch emol nooch d'r Kueh lüeje (ab mit Stauffert und Ursch nach links)

Hans: So, Ihr liewi Bäsle, ich müeß e Moment nooch minere Kueh lüeje. Daß mer awer ken's in die Schüssel gückt (Mitteltüre ab).

Jüstinel: Was soll dis bedidde?

Sybille: Nit nyngücke solle mer?

Amelie: Was glaabt denn der Gschtuß?

Bärwel: Ich will doch emol sahne, was in dere Schüssel isch.

Jüstinel: Bärwel?

(Urschel trägt die Servierteller hinaus, geht ab und zu.)

Sybille: Halt!

Amelie: Dis wär noch netter. (Geht darauf los.)

Sybille: Amelie, ums Himmelswille.

Jüstinel: Ich möcht doch wisse, was drinne könnt sin. Ihr nit?

Sybille: Wunderfitzi bin ich nit.

Amelie: Ich au nit, awer wisse möcht ich's doch.

Bärwel: Grad so.

Jüstinel: Awer könnt mer nit e klaans bissele d'r Deckel lüpfe?

(Alle kommen vorsichtig näher an den Tisch.)

Sybille: Browier's emol, Jüstinel.

(Urschel setzt sich abseits und nimmt ein Buch zur Hand.)

Amelie: Lüej, d'Jumpfer Ursch stüdiert.

Bärwel: Bisch denn nit wunderfitzi?

Urschel: Könnt's nit saaue.

Jüstinel: Poh! — was lejt mir die Schüssel an. Ich les au. (Geht zum Bücherschaft, setzt sich dann mit dem Buche aufs Sopha und liest.)

Amelie: Un mir ererscht! Lese kann ich nit, awer pfiffe. (Setzt sich in den Hintergrund und pfeift.)

Bärwel: Un wenn d'r liebhafti Däifel drinne huckt, ich les ö. (Nimmt ein Buch und setzt sich links.)

(Große Pause, während welcher die Mädchen sich gegenseitig verstohlen beobachten und abwechselnd nach der Schüssel schauen.)

Jüstinel (gähnt): O wie langwielig. Urschel, isch dis Buech interessant, wo de lese duehsch?

Urschel: O ja.

Jüstinel: O, ich kriej's Zwazzle. (Legt das Buch weg.)

Sybille: Un ich, ich waiß gar nit — s'brüüßt mer im Kopf.

Amelie: Ich sitz wie uff Guffe un Nodle. (Baumelt mit den Beinen.)

Jüstinel: 's isch doch ebbs arrj's (weinerlich) aane eso in e ambarra ze setze.

Sybille: Ich find's nit nett vum Mößjö Jean.

Amelie: Wer isch denn Schuld dran? Numme mir.

Sybille: Ei, ze lüeje mer doch.

Amelie: Han mer uns Gsetzer mache ze lon, vun dem dumme Hans?

Bärwel: Dü hesch de Fade. Dis mään ich ö. (Legt das Buch weg.)

(Pause.)

Jüstinel: Na, wölle mer? Sunsch wurr ich zipfelsinnj. (Eine nach der anderen erhebt sich, geht unschlüssig zum Tisch.)

Sybille: Wölle mer nit 's Hälmel zeihje?

Amelie: Urschel, kumm her.

Urschel: Ich bin nit so wunderfitzi.

Jüstinel: Puh, wie seriös.

Sybille: Un spreziös.

Amelie: Kumme denn?

Jüstinel: Ich föricht, ich tröüj nit.

Sybille: Gehn, Ihr Hasefüeß.

Bärwel: Mer wöll-es gläuwi sin lenn.

Jüstinel: Ihr verrothe mich nit?

Alle: Naan — jo —.

Sybille: Derfsch sicher sin.

Jüstinel: Ihr bschwöre's?

Alle: Ja — natierli.

Jüstinel (nimmt zaghaft den Deckel ab — die Anderen schauen vorwärtsgebeugt auf die Schüssel): Jesses!

Sybille: E wissi Müüs!

Amelie: Dort lauft sie!

Bärwel: Mer sin verrothe! (Verzweifelte Geste.)

Urschel: Was, e wißi Müüs. (Erhebt sich.)

Jüstinel: Ah! — sie kommt. (Springt auf einen Sessel.)

Sybille: Wo? (Will auf einen Sessel steigen.)

Amelie: Jere do?

Bärwel: Wo isch der Satanas?

Jüstinel: Urschel, fang se.

Urschel: Falt mer nit yn.

Sybille: Was mache mer, redde, mer sin blamiert.

Amelie: Dort, dort, lauft sie mit-em wiße Wädele!

Sybille: Tapez dessus!

Jüstinel: Attrapez! (Vom Sessel herunter.)

Sybille: Mache mer Jagd uff sie.

Bärwel: Wenn mer sie numme schun hätte. (Ergreift einen Lehnstuhl.)

Amelie: Allehopp, courage!

Sybille: En avant!

Jüstinel: Schlaaue sie dot!

Sybille: Do, ici — laufe!

(Alle laufen durcheinander, fallen in der Hast übereinander, werfen Stühle um.)

Amelie: Autsch, mini Nas — ich blüet.

Bärwel: O, miner Schäddel. Do isch se.

Jüstinel: Uh! — sie isch mer am Baan nuffghüpft. (Schüttelt den Rock. — Alle springen mit einem Schrei auf die Stühle und halten die Röcke zusammen.)

Urschel: Na, Ihr mache netti Gschichte (links ab).

Hans (Mitteltüre — betrachtet ernst mit verschränkten Armen die Situation): Wie's do üßsieht?

Amelie: Mer spiele Postamentels (herab).

Hans: Postamentels?

Jüstinel: Ja, Postamentels (herab).

Sybille: For de bassledang (herab).

Bärwel: O weh, Käth! (herab).

Hans (geht zum Tisch, schaut in die Schüssel, dann auf jedes Mädchen): Hab mer's gedenkt. Wer vun Euch hett d'r Deckel gelüepft? (Pause, während welcher die Mädchen sich verduzt anschauen.) Ken Antwort, isch au e Antwort.

Jüstinel: Niemes.

Sybille: Ken Gedanke.

Amelie: Vum e Grenedele.

Bärwel: Se isch elläns erüßghüpst.

Amelie: So e Dolle.

Hans: Ich will's wisse, wer's isch gsin. (Stampt auf.) Wie sie alli do stehn, wie aangebrüehdi Hüehner. Daß'rs wisse, d'r Wunderfitz isch mer ärjer als Gift un Gall. Ach, wie unglücklich könne d'Wiebslitt aane mache. (Setzt sich traurig.)

Bärwel: Jo, mach Plän. (Stellt die Stühle etc. in Ordnung.)

Jüstinel (schmeichelnd): Liewer Hans, goldiger, müehsch nit haßliere.

Hans: Ihr wölle Euch widder Aanert mache!

Sybille: Mößjö Jean, ich bin gewiß miner Seel unschuldi.

Amelie: Wie e Kirichedieb.

Hans: Gehn mer vum Stand mit Eurer hunjsüeße Fladdiererei. Uewer Euch hawi e Zahn.

Bärwel: Könnt mer nit e öndere nyngsetze?

Hans: Dich, hä! d'r ysere Mann könne n'r hirothe, awer mich nit. (Erhebt sich.) Wo isch's Urschel?

Jüstinel: Ich maan — 's Urschel hett, hett —

Sybille: Ich glaab's au, ja!

Hans: D'r Deckel do gelüpft? Bärwel!

Bärwel: For gewiß bin ich's nit.

Hans: Ihr lieje, Ihr — un ich wo gsaat hab, ich loß mer nimm in d'Sparre griffe — ah! — Gehn zuem Güxel!

Lehn (von links): Ei waß! — Ihr mache jo Gsichter wie d'Wasserspitzer am Münster. Was isch denn Euch üewer d'Lewer gekroobelt?

Jüstinel: O nix, Frau Baas. Ich will zuem Babbe in de Garte.

Sybille: Non, rien, gar nix, Frau Baas (links ab).

(Amelie pfeifend links ab.)

Bärwel: Mer hön im Höns in sine Hafe gegückt un jetz will'r nim hiruthe (links ab).

Lehn: Ei waß! In de Hafe han se d'r gegückt?

Hans: Wenn numme. (Kraut den Kopf.) Jetz versteh ich's, worum d'r Adam in d'r Apfel gebisse hett.

Lehn: Wiel er verliebt isch gsin.

Hans: Naan, wiel'r e dummer Deifel isch gsin un hett sich vun de Wiebslitt an d'r Nas erumfüehre lon, der Simpel.

Lehn (schaut in die Schüssel): Furt isch furt, aha!

Hans: So ebbs gitt mer ze denke. — Wo isch's Urschel?

Lehn: Furt — haame gange. (Lächelnd.) Ja, ja, d'r Adam isch verliebt gsin, ja, ja, verliebt. (Reibt sich vergnügt die Hände.) Jetzt hett s'es, Gott sej Dank (links ab).

Hans: Dante! (Sich umdrehend. Pause.) Naan, s' Urschel

hett nit in d'Schüssel gelüejt — un 's Urschel hiroth denne sapeur nit. (Seufzt schwer und setzt sich grübelnd aufs Sopha.)

(Urschel, Mitteltüre, zwei Rosenstöckchen tragend, so daß ihr Gesicht umrahmt ist.)

Hans (erstaunt): Halt!

Urschel (bleibt stehen): Was beliebt im Herre? (Knixt.)

Hans: Hesch dü dort nyngelüejt? (Deutet auf den Tisch.)

Urschel: Wo nyn?

Hans: In die Schüssel — wo dort steht?

(Urschel schüttelt lächelnd den Kopf.)

Hans (freudig): Ich hab's gewißt, ich hab's jo gewißt! Urschel! — Urschel! — Dü bisch e Ros unter de Rose. Dü bisch e impératrice unter de Rose.

(Urschel lacht hell auf.)

Hans: Un ich müeß — ich müeß (versucht Ursch zu küssen) ich müeß — die Occassion isch nim faal — e Schmutz will ich.

Urschel: Naan, nit faal. (Hält sich die Rosenstöckchen vor Gesicht.)

Hans: Wenn nur die Dorne nit wärde. (Reibt sich die Nase, geht um Ursch herum.) Urschel, ich müeß e Schmutz han.

Urschel: E impératrice loßt sich vum e Hans nit verschmutze. (Hält die Rosen rückwärts.)

Hans: Ah! die Dorne. — E Schmutz will ich — e Schmutz müeß ich han, so wohr ich Hans haiß.

Urschel: Un so wohr ich Urschel haiß, nit.

Hans (etwas unsicher): Isch wohr — Urschel, daß — daß dü diner sapeur hirothsch?

Urschel: Ich? (Lacht herzlich und verneint.)

Hans (zum Fenster zurück wie im Traum): Jetz isch mer's — als gängd'i durich e Wald. Alli Gräsle zittre im Wind,

d'Baam winke e friendliche Gruß un Es! — Es! — geht newe mer here — Es! (Faltet die Hände.)

(Urschel setzt beide Rosenstöcke nebeneinander zu Boden und tritt hinter einen Lehnsessel.)

Hans: D'Nachtigalle schlaaue un jübiliere, 's Herz geht mer uff wie e Sunnebluem, un ich lüe' Ihm! — Ihm! in die blöüje, herzige Gickele. Es blitzt un leucht drinne, wie wenn d'Sunn ihri letschte Silwersträhne in e dunkle See werft, in denne See, wo ich all' min Glück, min Leid verträнke möcht. — E süßes Liedel rieselt mer in d'Seel, es packt mich ebbs im Herze drinne, es rißt un stoßt, es schütt sich e gähhaißi Flamm üewer mich — ich waiß nim wo ich bin, was ich dueh un denk.

(Urschel duckt sich hinterm Sessel nieder.)

Hans: Ich sieh numme denne dunkelblöüje, diefe See — un stürz mich nyn! (Will auf Ursch los, bleibt jedoch stehen.) Ursch! — Urschel, wo bisch? — Bisch denn versunke? (Schaut suchend umher.) Urschel!? O, ich unglücklicher Hans! (Kniet mit Verehrung vor beiden Rosenstöcken.) Un wenn mer nix meh üewri bliet von minere ganze Lieb, so will ich euch zwaj Rosestöckle min Glück min Leid anverdröüje. Ich hab's gern, 's Urschel, gern — gern zuem fresse un zuem sterwe — denne Dickkopf. — Saaue-n-em doch, ihr Rose, ihr Dorne, wie gern ich's hab, saaue's de Imme wo zue euch kumme, daß sie im Urschel mini Lieb ins Ohr, ins Herz steche. — Batt dis nix, no will ich nim lewe. Euch zwaj Rosestöckle will ich an min heiß Herz drucke, ihr solle min Cabinett uff Sankt-Galle ziere, wenn ich emol kalt un stiff sott sin. (Nimmt beide Rosenstöcke auf und beriecht diese liebkosend.) O, Urschel!

Urschel (leise auf Hans zu, faßt ihn rückwärts an beiden Ohren): Hawi dich jetz!?

Hans (knickt in die Kniee): Jesses!

Urschel (zieht ihn empor): Un jetz, Mollekopfele, hä!?

Hans: Dü bisch's, Urschel?

Urschel: Ja, Herr Hans im Schnokeloch, ich bin's. (Zieht ihn an der Nase.) Soll ich dich jetz au schinde un knübbe (stoßt ihn), hä! — hä! — hä! — un verspöddle!? (Kitzelt ihn.)

Hans: O, loß, ich will — au! — loß sin — haha — nit gritzle — ich will — uwah! — brav sin.

Urschel: Saasch als noch, ich bin's Urschel mit-em kalte Herz, hä!? (Packt ihn am Ohr.)

Lehn (von links): Ei waß!

Hans: Naan, Urschel, ich saa's gewiß nim.

Urschel (faßt ihn am anderen Ohr): Un saa'sch au nim, daß unsere Wyn an de Dannebaam wachst?

Hans: Ich hab noch ken bessere gedrunke.

Urschel: Saasch au nim, daß min Vadder e Widderdaifer isch, dü Nixnutz, dü Kopfele, hä!?

Hans: So lang ich leb nim.

Lehn (klatscht in die Hände): Bravo! — Bravo! — Numme herzhaft d'Ohre gsaamt, daß'r maant mer kauft 's Kilo uff's Pfund.

Hans: Ei waß!

Urschel: 's isch nit so bös gemaant. (Streichelt ihn.)

Lehn: Was nit! — do soll dich glich e Bumm pfetze.

(Nimmt Hans energisch die Rosenstöcke ab, stellt sie auf den Tisch.)

Hans: Ei was!

Lehn: Urschel, Urschel, baß mer uff!

Hans: z'Nachts wenn d'r Mond schient,
Treppelt's uff de Brucke;
Führt d'r Hansel 's Urschel haam,
Uff-em krumme Rucke.
Pfifft d'r Bär, tanzt d'r Aff,
Alli Esele drumme,
Alli Mieß, wo wisse Wädele han,
Derfe zue d'r Hochzit kumme.

(Casper zur Mitteltür herein, in aller Hast, sprachlos den Mund offen, deutet nach außen.)

Lehn: Casper, was gitt's?

Hans: Der Mensch hett d'Müülsperr.

(Casper macht allerlei Gebärden, nach außen zeigend.)

Hans: Wart, Männel. (Klappt ihm den Mund zu.) So, un jetz babbel.

Casper: d'Kueh hett —

Angenes (in größter Verzweiflung — Mitteltüre): O—o—o, dü Allmächtiger, o—o! — Ich hab d'r Verstand verlore.

Lehn: Do isch nit viel verlore. Was gitt's?

Angenes: Ich bin dot for Schrecke. d'Kueh isch —

Hans: Was isch mit d'r Kueh?

Casper: In d'Kindbett kumme.

Angenes: Un's Kälwel hett — o—o—

Casper: Zwaj Köpf.

Lehn: Ei was!

Angenes: Un — un — o Gott!

Casper: Sechs Baan.

Hans: Waß! — dis isch jo e Mondkalb, so e Hornvieh. (Verzweifelt.) So e Schand, so e Schand! Adie Exposition!

Die Kueh hett mich im ganze Elsaß blamiert, ach! — eso e Schand. Wenn's numme ken Küeh gäbt (eilig Mitteltüre ab).

Lehn: Dis isch nit üewel. Kumme, kumme in d'r Stall. (Alle ab.)

(Sybille und Bärwel von links.)

Bärwel: Jo, de derfsch mer's harzhaft glöwe — wü isch se denn, d'Baas Angenes? — de derfsch d'r Casper fröüje, er hett mer's gsäjt — ich sell kumme.

Sybille: Hett denn d'r Casper ebbs gsaat vum hirothe?

Bärwel: E allewäj hett'r.

Sybille: C'est curieux, enfin do kumm ich nit drüß.

(Jüstinel und Amelie von links.)

Jüstinel (weinerlich): Awer Ihr sin an allem Schuld, un ich müeß-es jetz üßbisse.

Amelie: Ja höre — flenn doch nit, dü Daigaff — höre, die Müüsaffär hett ihre Hooge. Ich hab's jetz gschbanne, wo's nüß will, Ihr sin jo dummer als gouvernement 's erlaubt.

(François, eine Geige unterm Arm, eilig zur Mitteltüre herein.)

François: A — bonjour tout le monde, dis trifft sich guet, daß Ihr do sin. Kinder, höre, wölle Ihr mir e Gfalle duehn?

Alle (durcheinander): Bonjour, was soll sin, Mößjö François.

François: Es gilt im Hans zuem Namesdaa e Wibbel los ze lon.

Alle: Ja, mer sin d'rbie.

François: Bon. — Jetz basse uff. Do drüsse (zeigt gegen das Fenster) steht e Portion Müsikante, un die spiele e Wälzerle. Ihr tanze d'rno um de Hans erum un singe d'rzue was'r könne.

Alle: Bravo, dis isch nett.

Jüstinel: Dis gitt jo e Höllespektakel.

Sybille: Amend verzürnt's 'ne.

Amelie: Er hett's verdient.

Bärwel: Do wurd'r jo hingerefüehr.

François: Jetz awer leste do newets nüß, un wenn ich pfiff, geht's los.

(Alle ab, François zum Fenster hinaus, schaut herein, kleine Pause.)

Hans (völlig niedergeschlagen): Alles hett sich geje mich verschwore, was bin ich e gschlaauener Mensch. (Bleibt nachsinnend stehen.) So e Schand — so e —

(François verschwindet vom Fenster, draußen ertönt pianissimo Musik.)

Hans (horcht auf): Was hör ich, Müsik? — Dis fehlt grad noch. — Wo — (Ist unschlüssig, wohin er forschen soll.) Isch denn d'Höll offe? — Hett sich denn d'ganz Welt geje mich verschwore?

(Lehn, Angenes, Casper zur Mitteltür herein.)

Lehn: Hör aan Mensch do?

Angenes: Hans!

(Draußen ertönt ein schriller Pfiff, die Musik setzt forte ein, die Mädchen treten auf, tanzen trällernd um Hans herum, Neßnaß, dessen Frau und Stauffert von links hintere Seitentüre. — Urschel erscheint an der Mitteltüre.)

Hans (blickt verzweifelt um sich, sieht Urschel): Urschel! — Urschel! (Rasch auf diese zu, alles verstummt.) Urschel, wenn Alles geje mich isch, gell dü nit?

Urschel: Hans, min Hans! (Umarmen sich.)

Sybille: Mon Dieu!

Jüstinel: Was isch jetz?

Amelie: Ich glaab, Euch hett's?

Stauffert: Oho, wie raucht's denn do?

Urschel: Nur dich will ich, un wenn hundert sapeur kumme.

Bärwel: Han'rs ghört? Zenje hett dis nit in de Hafe gegückt.

Lehn: Bravo, Hans, bravo!

Hans: Jetz wurd e nejs Hüß geböüje, Urschel! — Worum sin'r denn so dächelsam still, hä! 's Urschel isch min. (Küßt sie.) Müsik! (Beide gehen bis zur Rampe.)

Gerôme (Mitteltüre): Hans, ich gib d'r döüsig Liver for din Kalb.

Hans (freudig): Was fröüj ich nooch-em Kalb, wenn's Urschel mine isch. (Umarmen sich.)

Angenes: Jetz hett'r doch die Bißzang.

Lehn: Bravo, bravo! (Klascht in die Hände.)

(Musik erklingt von draußen piano.)

François (zum Fenster herein): Salü Hans! — Gratulor! — also doch! — Gratulor!

(Vorhang.)





1900.

Albert Matthis



„Hitt grattle mer.“

Kaan Kneckes hebbt meh in de Hosse,
Kaan Pflaschter bliet' ne an d'r Sohl,
Sie schlaue's Rädel grad wie gschosse,
'S isch Daffet un e leid's Grambol,
Un d'Alde hirze as wie gstoche,
Sie drette hinde nüs gesch druff,
Un ihri alde, müede Knoche,
Sie nemme's mit de junge uff,
Wenn's haißt: im Kinné d'Letscht gebacht,
Jetz d'Baan in d'Händ 's isch üsgemacht,
Hitt grattle mer bi Wind un Sturm,
Uff d'Schnecke nuff vum Müenschterdhurm.

Fescht am Saal ghebbt, lüepfe d'Schunke,
Rutscht mer kaaner üs' m Gleis,
Denke nit an d'Schwindelfunke,
'S koscht e mancher Schoppe Schweiß,
Bis m'r üs d'r katzegröuie
Mür uff d'Plattform spanne kann,
Un bis mer de letschte Böuje
Vun d'r Stäj genumme han.

Lüej wie klaan jetz d'Litt schun schine,
Maansch grad 's surrt e Dopf im Wuet,
Un bisch dran 's ghoert Alles dinne
Wo do drunte zawle dhuet,
Un do siesch ererscht dernewe,
As aa dü gar wenni bisch,
Un as e' so Menschelewe
Nit viel meh as „d'Rehgais" isch.

Sachte jetz deß Eck genumme,
D' Stäj lonn leije rechter Hand,
Drüeckle d'Stirn ab, denn mer kumme
In de Durichzuck mitnand,
D' Leitere nuff bis fascht an d'Schindle,
Zue d'r großе Glock derno, —
Starik zwanzigdöuisig Pfüendle
Gued gewöuje, henkt sie do.

Un wie ruej dhuet sie do henke,
Un wie nett isch's wenn sie litt,
Un was müeß sie Alles denke,
Zitter dere lange Zitt,
Viel hett sie do rum sehn drämple,
Viel dervun sin um de Kehr,
Un sie wurd aa lang noch bämple,
Wenn aa ich sie nimmi hoer.

Han'r sie jetz recht gemesse,
Sin'r no vum Lueje müed,
Ze haißt's 's Drinkgeld nit vergesse
Fur de Wächter wo sie hüet,

Noch e Blick jetz uff's Mirakel,
Un no wittersch nuff im Drabb,
's Firlaternel, d'Sturmglockfackel
Wart schun in d'r Sïdekapp.

Drowe dort de Glockeglipfel
Hett e Sperwer schun im Bschlaa,
Un rueft uns vum Müenschterzipfel
Jetz de Morjegrueß eraa,
Gsichsch schun d'erschte Krappeschaiche,
D'Spierle hoersch im Dhurm dort drin,
Deß isch gar kaan letzes Zeiche,
As mer jetz ball drowe sin.

D'letscht Portion wart uff's Verdrucke,
D'letschte Stapfle, 's sin noch zwei,
Rutsche drüewer grad wie d'Mucke,
D' finscht Baschteet kummt erscht an d'Reih,
'S haißt noch zweimol d'Füeß verstelle,
Leije drei Zoll noch derzue,
Han'r d'Wachtstubb an de Schwelle,
Un aa d'Plattform an de Schueh.

Griwle mer nit üewer d'Sorje
Jetz do howe, aldi Friend,
Fur uns spielt jo verlicht Morje
's Wetterfähnel mit 'm Wind,
Do fehlt wie im Kloschtergaarde
D'Welt mit ihre rüche Doen,
Nur d'r „Schaggob“ mischtelt d'Kaarte,
Un d'r „Schambediß“ schlaat „Zehn“.

Genn' ne d'Hand, de alde Wächter,
Denn sie kenne uns, i wett,
Durich zelle große Drächter
Han sie schun mit uns geredt,
Gschpanne han mer do as d'Ohre,
Ihri Wort han uns nit gfrait,
Awer unseri groeschte Gfohre
Han sie gsehn un uns gezait.

Un dü helfsch'ne d'Arweit mache,
Stolz henksch do, un doch wie drey
Dhuesch fur unser Lewe wache,
Aldi Sturmglock, alder pays!
Dü hüetsch d'Stadt un d'alde Müre,
Un wenn i as dich bedraacht,
Denk i d'Sorje lonn versüre,
Uff'm Müenschter henkt jo d'Waacht!

D'Firlatern stellt d'Aue finschter,
Un 's „rot Fähnel" glürt un lacht
In de Glockedhurm vum Müenschter,
Ob denn d'Sturmglock nit verwacht;
Hoersch de große „Bimbam" bocke,
'S Ührewerik im Prozeß,
D'Wächter d'Müenschterdüwe locke,
D'Stund schlaat fur in d'„Elfermeß".

Uff'm Müenschterplätzel schliche
D'Litt in d'Kirich; siesch de Wind
Sachte um de Schloßplatz wiche
Mit'm Sturm, un d'Sunn sie züend

Uns jetz vornedraan am Stecke,
Werzina, deß isch e Fraid,
Sie begleit uns uff d'vier Schnecke,
Un lüepft d'Stadt in's Sundaakleid.

Aldi Stadt! dü schoener Wappe!
Symbol blaenkel stolz in d'Welt,
Un hebb d'Sprooch, wo in de Kappe
D'Alde uns han annegstellt,
„Isere Mann", sprenz dü de Gaarde,
No schlaat aa d'r Sood gued üs,
Dinni Blueme, d'rüch un zarte,
Basse in de groβe Schtrüß.

Vor uns steht d'r Bluemewase,
Manchi isch schun newes nüs,
'S leijt schun manchi underem Rase,
Bim Sankt Gallemättel drüß,
Aa uff uns wart dort d'r Scherwe,
Uns aa steht dort's Dhoerel uff,
'S kummt e Zitt ze grattle mier aa —
Nimmi uff d'vier Schnecke nuff.

D’r Spidhaalpfriener.

„Lang’ d’Speckschwaart, ’swill kaan Zahn meh fange,
„D’Nas isch ze luck, d’r Säijbock hinkt, —
„Noch fufzeh Schittle vun dem „lange“,
„As deß mi in de Bodde zwingt;
„I’ ha ’s nie gsuecht un ha ’s nie gfunde
„’S Glueck wo ’so mancher druff hett gstayt, —
„E’ Loch im Blüs un schweri Stunde
„Han mer de Wäij in d’Pfruend gezaijt“.

„D’Vexierkescht dhuet schun d’Blaetter faerwe,
„’S Spotjohr naaut mer am Belz erum,
„D’r Nordwind dhuet mer d’Knoche gerwe,
„Ze wals aa ich ball hindenum;
„Ihr Buewe üs’m Kurwegaessel,
„Ze flechte no de Keschtekranz, —
„Griet mi d’r Schriner under’s Messel,
„Ze danz aa ich de letschte Danz“. —

Un im Spidhaalhoft wurd’s jetz finschter,
D’Kraetz lehnt am Holz bim Düweschlaa,
Un drowe singt vum alde Müenschter
Aa D’Naachtglock schun ihr Gsetzel raa;
De-n-Arme molt sie’s Laub jetz gruener,
Sie macht ne Hoffnung, waermt ne’s Bluet,
Sie rueft in’s Daaloch zu de Pfriener:
„Jetz noch e Brïs, no schloofe gued“. —

Uff d'r Kapell, zwei wildi Düwe
Sueche-n-im Glockestuehl de Schurm,
Matt dhuen sie üs 'm Kroepfel hüwe,
Denn druewe im Kalenderdhurm
Glürt d'Naachtïl schun uff d'gröuie Ratte,
Dort jaaut e Sperwer wie e Roß,
Un d'Naacht rollt ihre schwere Schatte
Uff's Dach vum „alde Burjerschloß". —

Wo d'Armuet hüst, wo's Kritz un d'Sorje
Im Schweiß de Daa nüsgstibbert han,
Do hebbt d'r Schloof bis in de Morje
Im Elend sine Odem an;
Im Wilde nemmt e Surrmuck 's Lewe,
E-n-Aff bißt d'Freyheit vun d'r Kett,
Doch d'Ruej kann dem d'Nadür nur gewe,
Dem wo e gued's Gewisse hett. — —

Jetzt zuckt d'r Moond — d'Aboschdel reise —
Un zwoelfmol rueft's vum Glockestuehl, —
Un d'Sterne lottle — d'Gschbenschter gaise, —
Dort isch d'r Dood noch uff d'r Buehl;
D'Haend waescht 'r in de Räijelache,
Denn süferi Arweit hett 'r vor, —
Er gritzelt zerscht — no dhuet 'r bache,
Un blost d'r Draabaehr ebb's in's Ohr. —

„'S leijt uff d'r Buehn — ze lonn's jetz drueckle,
„'S wurd Alles muereb mit d'r Zitt, —
„Ze lonn de Delwer d'Grueb jetz bickle, —
„Genn mer de Schluck, wo d'Herrelitt

„Un d'Knecht üs aam Hals nunderschluze, —
„Genn mer d'Budell — d'r Naehts verrißt —
„Ze lange mer de süre Butze,
„Ze genn ne here“ — un 'r bißt

Am letschte Krampf, — kaan Naachtliecht fackelt, —
Im Pfriener klaaut kaan Dootewi's,
Kaan Weyhrauch dampft'm — un 'r wackelt
Ellaan de Wäij in's Barredies;
D'r Niedderwind kummt dort ze schliche
Un gitt 'm 's„billié“ — Walschburg 's gelt
Kaam Spatz, kaam Adler meh ze wiche —
Deß nemmt di mit in d'ander Welt. —

Er waiß 's isch witt — 's sin langi Ele —
Kaan Waddelbuechs, kaan Pfiff Düwack; —
Wer wott die Sprosse alli zaehle,
Un finschter isch's wie im e Sack. —
Im Moond ellaan dhuet d'Schandel brenne, —
D'r Pfriener klopft — d'r Michel spannt —
„Wer dhuet do d'recht Adreß nit kenne —
„'S isch zwei Stund wittersch, linker Hand“. —

D'r Reijel kracht — er hoert sie keijle —
Wer stellt do uff — d'r Kinni keijt —
D'r Petrüs dhuet de Vollbart streijle — —
Jetz Walschburg streck di — leijt wie leijt —
Dort steht d'r Säijbock — d'Zaehn sin gschliffe — —
D'r Schrinersepp spannt d'Nas noch volls, —
Wie kläijli 's Säijmehl hett gepfiffe — —
Sechs Brettle — un 's isch Danneholz. —

Er waerd geruescht — de letschte Wille —
Denn d'Spindelühr sie wurd schun schlack, —
Fur sine letschte Heijer fuelle
Im Raeppel noch de Fuedersack —
Un uff d'r Kurwau falle d'Scholle
E Klofter dief — 'saa drizeh Schueh, —
Un in de Bodde hoert m'r rolle
Noch d'Kapp vum klaanschte Waiselbue.

[Straßburger Mundart.]



Adolf Matthis



Uff „Sant Uedilli“.

(Auf Sankt Odilia.)

Sant Nawer glaenzt im roote Roeckel,
Un Barr fuellt d'Loejele mit Win,
Üs Heljestaan rueft 's Sundaagloeckel
De Morjegrues in 's Elsaß nin;
D'r Tau flecht um de Klooschter-Raase
E Krallekranz in's Morjeroot,
Un uff'm Pfaffemaettel graase
Dort d'Schwizerkuej am Haasebrood.

Un druewe stehn d'Odrotter Schloeßle
Wie 's Düwepaerel vorem Schlaa, —
In ihre staanerichte Hoeßle
Nicke sie stolz de Berri 'raa.
Ze-n-Andlau dhuet m'r Säijmehl straije,
Im Landschberri schnïd d'r Nordwind d'Hoor,
Denn hitt soll sich „d'Uedilli“ zaije,
Mer gsicht sie nur e Mool im Johr.

D'r Schwarzwald druewe dhuet schun schwitze,
D'Sunn schint em uewer d'Achsle nüß, —
Er ditt es uff de Berrispitze,
Denn drowe luejt „d'Uedilli“ rüs;
Sie winkt, — sie gitt es jetz de Säje, —
Verschaicht de-n-Aescher un de Wurm, —
Sie sprenzt es d'Reeb mit Maieräije,
Un d'Schoeßle nemmt sie in de Schurm.

Un d'Heljestaaner Schwaelmelneschter,
Die hüet sie wie ihr aijes Kind;
Mit Mooscht fuellt sie im Bür de Treschter
Wenn em d'r Blitz in d'Haibuehn zind.
Un dhuet d'r Wind e-n-Aeschtel knigge,
Ze haalt's „d'Uedilli“ wiedder zue,
Wenn d'Spatze Drïwelbeere bicke,
Schickt sie de Sperwer glich derzue.

Denn Sorri hebbt sie uewer's Laendel,
'S isch d'Mueder, — un i wett sie hett
D'Ishailije bim Sürkrüttstaendel
Im Kloschterkeller an d'r Kett.
De Bangraz fuehrt sie am e Zeijel,
De Serwaz pfetzt sie wie e Grott,
Un stutzt im Bonifaz de Fleijel,
Wenn der as uewer's Mïrel wott.

Loßt d'Hoell emol aa d' Deifel raase,
Un schrübt d'r Petrüs d'Schliese-n-uff,
Ze dhuen mer d'Arich Noë gaasze
Un stachle-n-uff „Uedilli“ nuff.
Denn — wackelt aa d'r Gloeckelschberri, —
Isch's bi de Sterne nimmi ghïr, —
Steht d'Sunn am Himmel uewerzwerri, —
— „D'Uedilli“ — die spitzt doch kaan Fïr.

’s Gewitter in d’r Ern’.

Sie sin noch drüß, — sie daengle d’Senz,
Mer gsicht sie d’Sichle schliffe;
I’ maan i’ hoer sie d’Groschedaenz
Vum letschte Meßti pfiffe.
D’r Halme macht de Stupfle Blatz,
Im Fruejohr dhuet m’r säije,
Un holt’s kaan Sperwer un kaan Spatz,
Kann’s d’Mähj im Summer mähje.

Ihr Daengler, laije-n-ych ins Gschirr,
Im Schaett wart’s z’Owe-n-Esse;
Wenn’s haiß isch, wurd aa’s Fueder duerr,
Un gruen soll’s Vieh’s nit fresse.
Scheijt kaaner d’Sunn, — sie isch erecht, —
Sie soll nit vun es wiche,
Sie schint fur d’Herre wie fur d’Knecht,
Fur d’Arme-n-un fur d’Riche.

Zerscht kocht sie d’Blaetter gruen fur d’Gais,
De Kirsche moolt sie d’Backe,
Un d’Drïwel driebbt sie in de Schweiß,
Bis d’Raetzler d’Schtumpe packe.
Doch gsich i’ recht? — sie wurd es blind, —
Jetzt mache-n-as mer’s zwinge,
M’r han e letze Niedderwind,
Der koennt es noch ebbs bringe.

Denn d'Wolike grattle-n-uewer d'Sunn,
Wie d'Gaisboeck dhuen sie boxe, —
Grad hett's geblitzt, -- un's dundert schun, —
— Luejt aaner noch de-n-Ochse. —
Im Drïwes isch jetz 's Keijelschbiel,
D'r Kinni isch gewiche,
D'r Petrüs winkt mit Besestiel,
'S kummt e Gewitter gschliche.

Ze soll es zeller Nussebaam
Dort druewe Schurme gewe,
Un bringe m'r hitt's Fueder haam,
Ze sin m'r noch am Lewe.
Doch wenn d'r Blitz in d'Nuß nin zind,
No koennt sich's Faehnel dräije,
Un wer de Daengelstaan nimm find,
Loßt morje-n-andri mähje.

Un's räijt, — un's schloost, — un füll wurd d'Rueb,
Wie Zundel breche d'Ahre,
D'r Blitz isch bi d'r Dirlipsgrueb
In's Wälschkornstueckel gfahre.
Do leijt sie — d'Ern'; — am Ochsegschbann
Strajt d'Hand sie in de Bodde,
Un hitt haengt d'Frucht im ganze Bann
De Kopf nabb zue de Grotte.

'S halt an, — 's Gewitter loßt jetz nooch, —
D'r Wind dhuet d'Baam abfäije,
Un bi de Wolike wurd's kloor,
Un d'Sunn schint in de Räije.

Doch hett zuem Schaade uns d'Nadür
E Zuegobb drin gewöuje,
Denn vum Gewitter bliet as Spür
D'r farwicht Räijeböuje.

[Straßburger Mundart.]



Hermann Picard



Im Mai.

Wannd jetz dr Herrgot suche witt,
Musch naus ins Maifeld kumme,
Wus treibt un gront un Wunner git
Un Gsang un Schall un Summe.

Wus Ebhai wäch sein Ärem schlingt
Um d'Häg un d'Heckelicke,
For glei, wanns aus seim Hembel springt,
'S jung Laab ans Herz ze dricke.

Wu Steck un Stämm dr lieb lang Dag
An d'Näscht ihr Blichchets bäbben,
Un Berg un Dhal beim Druselschlag
Gold in ihr Mäntel steppen.

Do treffsch en bei dr Erwet an
Bis znaacht vum frieje Morche.
Un hasch dein hell Vergnieche dran,
Wie der so gut dhut sorche.

Wie der e jedes Pflänzel pfleecht
Un jedes Hälmel hätschelt
Un jedes zarte Bliemel heecht
Un lieb hat, streicht un däddschelt.

Un Alles geht so leicht vum Fleck,
So still un uhne Jäschtes,
Un 's Gras im letschte — n — Ackereck
Verzehlts: der will dein Beschtes.

Beim Kanzvechele.

Laßt im Broochmunet sich vum Wind
Dr mied Daach schloofe wieche,
Do kummt mit seim Ladernel gschwind
'S Kanzvechele zu flieche.

Horcht, ob er schnarcht, schteckt 's Kerzel an,
For nit dr Wech z' verfehle,
Schwärmt 's drauß am Busch, wu newedran
D' Fresch iwer d' Welt verzähle.

Un werd's em z' dumm, deß quack-quack-quack,
Deß Schimpfe-n-un deß Beichte,
Hett's großi Luscht, dem Lumpepack
Emol recht häm ze leichte.

Doch 's isch ze g'scheid, so klän 's a isch,
Sein Zung sich do z' verbrenne; —
Jo jo, daß gäb' e' scheen Gekrisch,
Denn die Sort' muß mer kenne. —

Nanee! Do gfallt's em besser doch
Beim Schatz derhäm im Gaarte.
Do heert's nor Lieb's un kriecht a noch
Sein Kiß for's lange Waarte.

Un schleicht vum Wase 's Grixel raus,
Ze laure-n-un ze luche,
Pff! bloost's uff ämol 's Lichtel aus
Un denkt: jetzt kannsch mich suche!

[Lauterburger Mundart.]





1901.

Hans Karl Abel



Auf dem Heimweg.

„Hörsch, wie d'r Gügük drüwe,
„Im Wald si Wîwel lockt!
„'R weiß es, aß es drunte
„Im Käschtehürschtel hockt.
„Hit-z'owe loßt 'r's doch nimm
„Mit sîre Lieb in Rühe,
„Drum leit sich's uf die Flejel
„Un fliëit'm heimlig züe".

„So weisch jetz dü o wedder,
„Wie garn aß i di hâ,
„Un aß i's o nimm länger
„Ellein ertraje kâ. —
„Un hesch mi o bis hite
„Lô bieße mit mîm Schmarz:
„De düggelsch di doch wedder
„Jetz heimlig an mi Harz".

„Kumm dann, un lahn di an mi,
„Un wehr di länger nimm!
„I seh's in dîne Oje
„Un hör's in dîre Stimm,
„Wie garn, aß d'jetz in mîne
„Zwei Arm do rüheje wit;
„Das isch jo dîni Heimet,
„Das isch di Hüs, di Bett".

„Hörsch — drüwe in de Büeche
„Isch o d'r Güguk still!
„'R brücht nimm länger süeche,
„'R het jetz was 'r will.
„Un wurd's o finschter um is
„Un finschterer alsgmach,
„D'r Gügük un si Wîwel
„Sin o noch beidi wach."

Seligkeit.

„Do lahn i in mîm Kammerle
„Noch an d'r Wand — — —
„Wie warm in mîre gschpîr-i doch
„Noch dîni Hand!
„Seh üweral im Finschtere
„Di haller Blick — — —
‚Gügük, gügük',
„'S isch z'groß, mi Glück!" —

„Im Käschtewaldel steht e Bank
„Im dunkle Loib — — —
„Am Himmel owe drüwer strahlt
„E Starn; i gloib
„Jetz geht eim mittle in d'r Nacht,
„Lüëit m'r dert nuf — — —
‚Gügük, gügük',
„D'r Himmel uf!" —

„Was dert versproche wore-n-isch
„Am Owe spot
„Mit hundert Schmütz — — — ke Mensch het's g'hört,
„M'r han fer d'Not
„E Vöjele im dunkle Wald
„Züem Zeje g'wählt — — —
‚Gügük, gügük',
„Das het si 'zählt!" —

„Un wo m'r's g'froit han hinteno:
„Wie vîl sin's gsi? — — —
„Isch's still gebliwe in de Baim,
„Dert in d'r Höh!
„I gloib, aß sich d'r Gügük salbscht
„Verhaschpelt het — — —
‚Gügük, gügük',
„Ar ploidert's nit!" —

[Oberelsässer Mundart.]

„Um Simon Juda".

Wie zum Stall die Kühe, schieben
Sich die schweren Wolken fort,
Simon Juda steht geschrieben
Auf dem Wandkalender dort.
Und die wilden Stürme treiben
Heut die dunkle Herde ein;
Jede will die erste bleiben,
Keine will die letzte sein;
Übersteigen sich mit Brüllen,
An der Spitze stockt der Troß;

Bis sie ganz den Hof erfüllen,
Der sich dampfend wieder schloß.

An dem schmalen Weg zu hausen,
Heimlig ist's in solchen Tagen,
Wenn die rauhen Winde draußen
Welkes Laub vorüberjagen.
Wo die hohen Pappeln schwanken:
Flucht, Verfolgung, Schlachtgetümmel
Durch die Felder — Herbstgedanken
Folgen rastlos dem Gewimmel.
In der Stube tiefer Frieden.
Selbst die Zeit ist wieder leise
Eingeschlummert in der müden
Wanduhr staubigem Gehäuse.
Sonne in dem Nebenstübchen
Schleicht sich leise aus dem Zimmer —
Und der Äpfel runde Grübchen
Glänzen in dem blassen Schimmer.
Meine Astern hier, die blauen,
Aus dem kleinen, öden Garten,
Leuchten auf dem Tisch und schauen
Nach der Türe dort und — warten.
Wird Er sich darüber neigen,
Glücklich und Euch Blumen loben?
Doch die blauen Äuglein schweigen —
Nur die schlanken Flaschen droben
Auf dem warmen Ofen klingen
Leise, wenn ich mich bewege;
Durch die Stube geht ein Singen:
Ja! er ist schon auf dem Wege.

Ja, er kommt der Freund, der treue,
Zu uns, wie er Dir versprochen.
Daß er sich an uns erfreue,
Sind wir Astern hier gebrochen.
Unser Wein, vor vielen Jahren,
Wuchs zu Euerm Freundschaftsbunde,
Und wir Äpfel alle sparen
Unsern Duft für diese Stunde.

Vor der Türe, horch! ein Knistern. —
Auf dem Ofen klingt der Wein,
Und die Blumenlippen flüstern
Leise: Horch! er wird es sein. —
Ja, Du bist's, Du bist es wieder!
Und nun komm und gib den Hut,
Setz' Dich in den Sessel nieder,
Wo Du immer gern geruht.
Auf dem Ofensims die Flaschen,
Alle steh'n für uns bereit,
Denn wir wollen wieder naschen,
Beide, wie in alter Zeit.
Früchte fehlen, Deine treuen
Lieblingsblumen nicht beim Schmaus,
Und die vielen Kerzen streuen
Ihren Glanz darüber aus.
Doch bevor sie leuchten müssen,
Will ich noch im Abendlicht
Suchen wie ein fernes Grüßen
In dem lieben Angesicht
Aus den schönen Jugendtagen
Einen sanften Widerschein —

Wenn sich Freunde so viel sagen,
Welch' ein Zauber muß das sein! —
Horch! die Stimmen sind verklungen —
Orgeltöne, die mit Macht
Rollten durch die Dämmerungen,
Und es kommt die stille Nacht.

* * *

Über Felder, in die Ferne
Zu den Bergen kann ich schauen,
Um das Haupt die klaren Sterne
Ruht der Tännchel dort im Blauen.
Und mir ist, als wären beide
Wir gesprengt auf kühnen Rossen,
Jeder freudig an der Seite
Seinem liebenden Genossen,
Dort entlang der Heidenmauer
Über Blöcke, über Wipfel,
Durch der Vorzeit düstre Schauer
Zu des Berges lichtem Gipfel.
Schimmern seh' ich ein Gebäude
Durch die dunkelgrünen Bogen —
Und mir ist, als wären beide
Wir dort oben eingezogen.
In die Burg der Väter traben
Wir, die sich gen Himmel türmet,
Überwuchernd Tor und Graben
Hält der Wald sie fest umschirmet,
Läßt nur die in ihre Räume,
Wo die alten Götter ragen,

Die die Sehnsucht und die Träume
Ihrer Jugend dorthin tragen.

* * *

Große, weiche Flocken schweben
Jetzt herab in sanftem Reigen,
Und im tiefen Himmel beben
Zu dem Tanz die gold'nen Geigen.
Flocke spielt mit Flocke, zagend,
Träumerisch in weitem Kreise,
Bis, zuletzt sich näher wagend,
Sie sich niederschmiegen, leise.
Schritte, die die Gasse lärmend
Eben noch durchhallt, ersticken,
Und beim Vogelnestchen, wärmend,
Stopfen sich im Busch die Lücken.

Lege Deine Hand in meine,
Laß uns in die Augen sehn —
Und im letzten Dämmerscheine
Wieder in die Heimat gehn! —

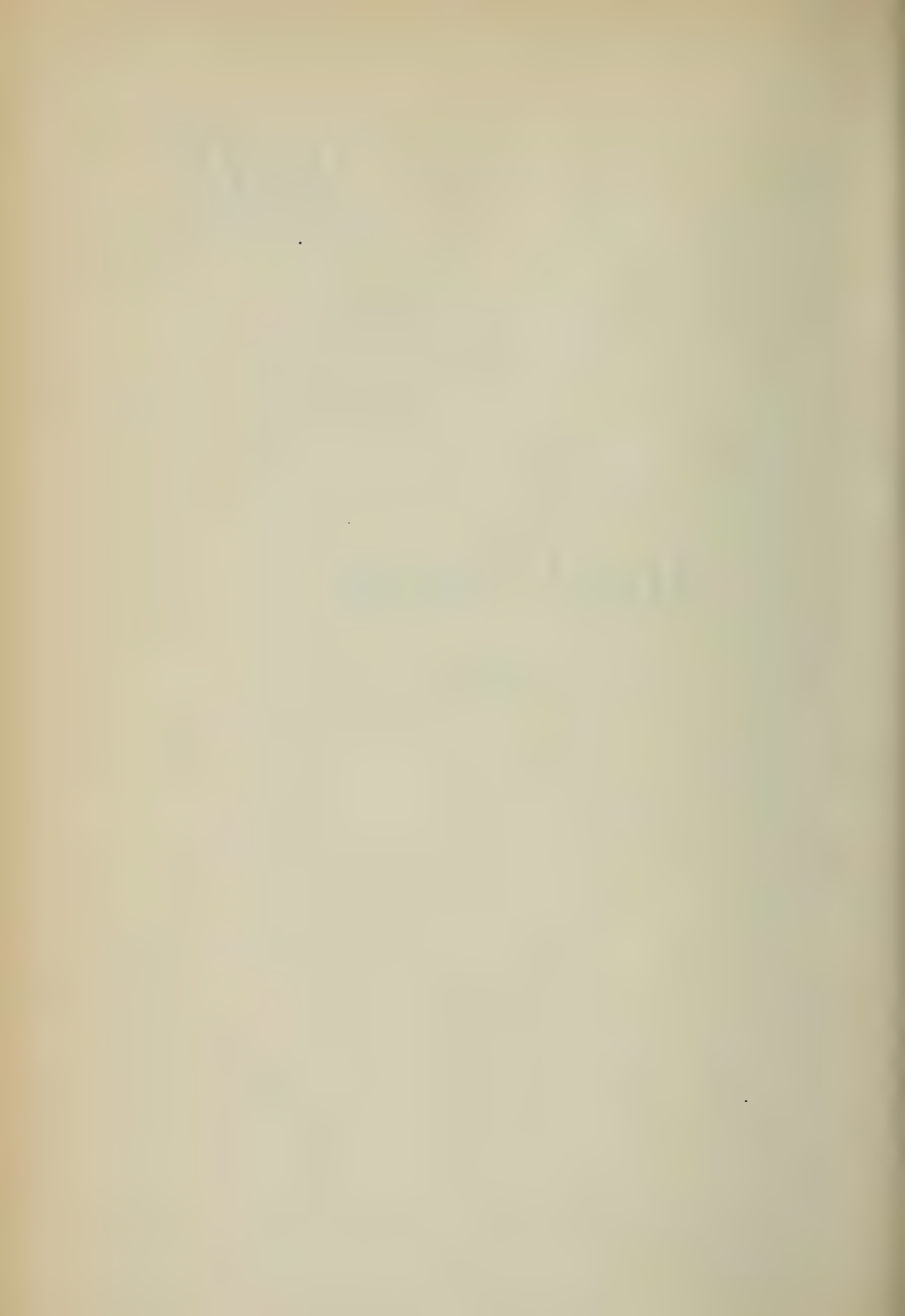
[Tännchelsymphonie.]



1902.

Josef Bretzl

— Reginus —



Die Birke.

Unter den Töchtern des Walds, lichtäugige, zierliche Birke,
Unter den Töchtern des Walds, liebste du, sei mir gegrüßt!
Herrlich umblühn der Schwestern dich viel im Hause des Vaters;
Jede mit eigenem Reiz, schaut sie der himmlische Tag.
Siehe, wie schlank in ragendem Wuchs die Tanne sich aufschwingt,
Sonniger Märchenduft weht um die Träumende her;
Als Heroine gerühmt ist die Eiche, das trotzige Bergkind,
Klug für Wetter und Sturm sind ihr die Glieder gestählt;
Prunkend mit glänzender Brünne den Leib, mit schattender Krone
Stolz das prangende Haupt, hat sich die Buche geschmückt;
Du, in bescheidener Zier jungfräulich lichten Gewandes,
Feinen smaragdenen Laubs wehenden Schleier im Haar,
Bist im strahlenden Kreis nur das schlichte, das schüchterne Gretchen,
Aber unsäglicher Reiz atmet um deine Gestalt,
Ob zum Reigen gesellt mit den sanft anschmeichelnden Lüftchen,
Eine mutwillige Schar fröhlicher Mädchen, ihr kost,
Oder am hangenden Fels voll sinnendem Ernst du einsam,
Abendrötlich umhaucht, träumend die Stirne nun senkst.
Laß mich ruhn und träumen mit dir, und die Tage der Kindheit,
Da du zuerst mich entzückt, führe mir freundlich herauf!
Pfingsten, — o Tag voll Duft! — Laut hallten die Glocken das Fest ein,

Über den Gassen des Dorfs, emsig und sauber gefegt,
Zwischen den Häusern umher, in zierlichen Zeilen und Gruppen,
Sproßte der schaffenden Hand plötzlich ein grünender Wald;
Grünender Wald um Pfeiler und Tor anschmiegte sich schmeichelnd,
Selbst aus der Fenster Gesims wuchs es wie grünender Wald;
Und wir Kinder, das Haupt umkränzt mit grünenden Maien,
Grünende Maien zur Hand, sangen und zogen einher,
Da in behaglicher Schau um Stufen und Bänke der Häuser
Plaudernde Männer und Frauen ruhten vom Werke des Tags,
Säuselnder Kühle der Nacht sich erfreuten, des blinkenden Mondlichts,
Das dein silbern Gewand, liebliche Birke, beschien. —
Liebliche Birke, noch lang im Traum durchs offene Fenster
Wob im Leuchten des Monds mir durch die Seele dein Duft.

Am Kanal.

Mittag. Glut und Staub. Zwei Gäule stampfen
Schweren Takts den Leinpfad, ziehn und dampfen.
Taugeschleppt, mit Kohlen schwer beladen,
Furcht ein Schiff den dunklen Wasserfaden;
Silberweiß in schräger Zeile rollen
Rechts und links der Flut kristallne Schollen.

Gleißend auf dem Deck im grellen Scheine
Träumt das Schifferhaus, das weiße, kleine;
Vor der Scheiblein winzigen Gardinen
Von Geranien glüht's und Balsaminen.
Nebenan ein Bänklein. Ihm zur Seite
Bläst ein Öflein gelben Rauch ins Weite.
Braune Kinder tummeln in der Hitze,
Werfen schäkernd nach dem braunen Spitze,
Der vom Bord mit unterdrücktem Bellen
Leis beknurrt sein Zerrbild in den Wellen.

Seitwärts, in des Häusleins Schattenkühle,
Sitzt der Schiffer in der Mittagsschwüle,
Schmaucht und staunt beim stummen Überbeugen,
Wie die Kohlen golden ihn umäugen,
Und von Wunderschätzen, Zauberzwergen.
Träumt er, die im Erdenschoß sich bergen.
Aufrecht aber, lächelnd-festen Blickes,
Steht die Frau am Steuer, mit Geschick es
Lenkend, während ringshin nach den andern
Sorgend noch die raschen Augen wandern.
Doch aus diesen selbstbewußten, sichern
Augensternen scheint der Schalk zu kichern:
Allerorts, in alter Zeit wie neuer,
Hat die Hand das kluge Weib am Steuer.

Der Weih.

Vom Feldgang müde trat ich in den Hof
Der Schenke, wo aus grüner Laube gelb
Gestühl zur Rast lud. Draußen aber lief
Der Straße grauer Streif durch Saatengrün
An Busch und Bach und Wald und Dorf vorbei
In stummer Hast den braunen Bergen zu,
Und klomm und wand sich vielfach und verschwand.
Und stolzen Haupts dem Himmel zugekehrt
Mitging der Pappeln schlanker Doppelzug,
Es stob im Wind ihr glänzend Laubgewand.
Und drunter weg rotfunkelnd schwang von Stab
Zu Stab sich langgestreckt des Telephons
Sprachkundger Strang, indessen kraftbewußt
Und polternd abseits auf beschientem Pfad
Des Dampfes Wuchtgespann vorüberflog.
Doch auf der Berge sanftgewellten Höhn
Auftat des Himmels Märchenauge sich,
Blaustrahlend, meertief, leicht von goldnen Dufts
Lichtseidner Wimper träumend überhaucht.

Und meine Seele stieg empor und trank
Mit heißer Sehnsucht Glanz und Duft.

Da plötzlich flatternd rührt sich's hinter mir
Wie müder, stillverdroßner Flügelschlag.
Und schnell mich wendend — sieh, im Dachgebälk
Der Scheuer duckt und senkt in dumpfer Ruh
Sein mürrisch, grau umschleiert Angesicht
Ein Weih.

Erschreckt und zornig schier spring ich empor:
„Flugkühner Vogel, Fürst der Lüfte du,
Was träumst du hier, und draußen blüht die Welt,
Kristallnen Lichts die weite, schöne Welt?
Die Sonne wandert freudig durch sie hin,
Durch sie der Wolken leicht beschwingte Schar,
Weißbrüstig blitzt der Schwalbe Zirkelflug,
Es perlt der Lerche Lied vom Himmel hoch,
Und blanke Firne baden in der Flut,
Die silberwellend drüber blaut und sprüht.
O selge Schwingen, die aus Stank und Staub
Nach dort sich spannen! Was die Ferne birgt
Geheimnisvoll im goldnen Rätselschoß
Zu schaun, o Augen, dreimal selig ihr!
Und du" — — Ein laut Gelächter schallt um mich,
Und hohnvoll spricht des Hauses Wirt: „Gemach,
Mein Herr, ihm fehlen Wunsch und Wille nicht,
Jedoch", — und grausam-zärtlich streichelt er
Des Vogels Kopf und Rücken bei dem Wort —
„Jedoch dein Kettlein brechen, armer Schelm,
Das kannst du nicht!" —

Als packten Schmerz und Scham den Träumer jäh,
Aufhob er sich, mit weitem, schnellem Schwung
Die Schwingen breitend, und entflammten Blicks
Die Sonne suchend, rauscht' er himmelan;
Da horch, ein schrilles, scheuerndes Geklirr!
Am Fußgelenk nachrollt sich, Ring um Ring,
Ein stählern Kettlein, und, der Flügel Kraft
Ausgleichend, schweren Bleies lastet dran
Ein plump Gewicht. Kurz war der Flug; gelähmt

Und machtlos stürzt der Vogel, und der Wirt
Im rohen Hochgefühl des Sieges wirft
Ihm lachend Futter in den Napf von Holz.

O stolzer Vogel, zwischen Futternapf
Und Scheuer, welch' unsäglich niedres Los!

Bestürzt und traurig schritt ich heim; dumpf klang
Um mich in einem fort das eine Wort:
„Jedoch dein Kettlein brechen, armer Schelm,
Das kannst du nicht!" —





1902–1904.

Stürmergruppe.

René Schickele



Julian.

Julians Tod.

Im Mittag stand, als Julian fiel Apostata, die Sonne.
Grell lag in allem Stahl der Tag,
Die Purpurbanner bauschten sich im Wind,
Es war wie Schein von blutigen Gestirnen,
Krachend brachen die ersten Reihen hin . .
Er stand steil aufgereckt im Bügel,
Und vom Haupte glitt der Helm . .
Stand frei, hoch über den Wettern,
Die ein Höllenglockenspiel
Ihm warfen ins Ohr, jubelnd und schwarz,
Bis es auch ihn dann traf: jäh fuhr
Und licht ihm ein Strahl ins Herz —

Im Mittag stand, als Julian fiel Apostata, die Sonne.
Das war die Zeit, wo sonst aus seinen Trotzerlippen
Opferruf in ihr Triumphen stieg:
„O Sonne, Heilige, Göttin der Kraft!
„Du Liebe! die in glühendstem Gebet durch Himmel flammt und
„Auf stolzen weißen Menschenleibern in
„Rauschendem Kusse feiert . . Schönheit!
„In deinem Licht schuf ich das Schwert,
„Das mir im Kampfe brannte gegen jenen,

„Der am Kreuze starb
„Aus Liebe!“
Jetzt aus brennender Nacht von Blumen
Sah er starr und griff tief in die Herzenswunde,
Und im Krampfe ballte sich die Hand hinauf:
„Du hast gesiegt, Galliläer! — Sonne,
„Streu den Samen meines Bluts in den Abend,
„Laß ihn tauen in die Nacht, wenn sie gesunken . .
„Sonne, Heilige, Liebe! zeug den Gott,
„Den ich verkündet, deines ewigen Sieges Sohn,
„Den Wilden, Großen: den Sohn deiner Liebe zeug,
„Gieß seine Seele du voll Gold und laß an meinem Grab
„Ihn schwören — —
„Sonne!!!“

* * *

Julians Grab.

Wo der Mittag Julians Herzblut trank,
Da wuchtet in der Haide Flimmermeer der Stein
Wie Marmorschlacke mittagsweißer Sonne . .
Stufen führen zu ihm auf, von denen Thymian dampft
Aus müdem, schwülem Tönen heißer Blumen,
In weiten Reihen umgürten Sonnenblumen ihn.
In ihren Kronen schafft und siedet der Sonne Brand,
Es lebt die ewige Glut! —
Die auf den Stufen liegen, sehn in sie,
Das Haupt in ihrer Hand, den stieren Blick
Nur in die Sonnenblüten:
„Julian, du Sonnenteufel — Julian!“
Und alles ist ein großes Sehnen in die Mittagssonne.
„Julian —“

Es müßte sein . .

Es müßte sein — in einer wüsten Sturmnacht,
Wie sie im September von dem bleiernen Himmel fallen,
In fliegender Schwere hinfahren über das Brachland
Und das letzte Sommererinnern von den Fluren reißen . .
So müßt' es sein — und wir eilten am Rhein entlang,
Das Haar und den Sinn im Winde, der
Zum wilden Tanze des Verblühens eine hohle Weise singt —
Am Rhein entlang . .

Im Regen, der den Damm hinunterfegt,
Bis wir in eine der Faschinenhütten schlüpften, die
Ganz dicht ringsum, nur gen die Fluten offen stehen — —
Und die gehn stumm hoch, stumm nieder,
Wie verhaltne Wut gehn sie in weitem Auf und Ab, und
In die Wassertäler stürzt der Herbstwind nach,
Klimmt auf die Höhn empor und fällt dann wieder,
Immer nur gestaut in seinem rasenden Geh'n — —

Dann plötzlich flammen tausend Schmiedefeuer
Hinterm Horizonte auf . .

Du schmiegst dich eng an mich, und meine Hand
Irrt durch dein Haar und zittert welke Blätter weg,
Die der Herbst in unseren Frühling warf . .
Und jedesmal, wenn sich der Feuerschein
Breit über den Horizont hinlegt, sehen wir
In eine gelbe Flut, die uns entgegenschwillt,
In einen Regen, der, vom Wind gebläht, darüber schauert —

Und wir im engsten Glück zu zweit . . eine Nacht,
Eine lange, feiernde Nacht ohne Sterne.

Neue Verse.

I.

Der Vollmond zagt aus blauen Abendlüften.
Schwimmt . . weich . . löst sein Gold ins Zimmer
Um deinen Leib, um deine Füße, um die zagen Hüften.
In diesen Abenden seh ich dich immer,
Ums Kinderhaupt das matte Gold,
Vor einem blonden Mond aus abendblassen Lüften —
Du — ganz — in — Gold.
Das seltene Licht sucht dich mit blonden Lippen
Aus einer Seligkeit von blauem Haar,
Es nimmt in blonde Hände, nimmt auf seine Lippen
Den Hals, die Augen, deine Stirn, dein Haar —

Und plötzlich fängst du an zu singen . .
„Wer soll mir die farbigen, erhitzten Kronen bringen?
„Sie sanken von der Sonne, durch das Licht,
„Und treiben durch die Dämmerung auf Flüssen,
„Ich höre einen tiefen Klang, der bricht . .
„Sind ihre weichen Tänze, die sich küssen.
„Und ich sah im Traume, die in hohen Tannen hingen —
„Wer soll mir meine schmelzenden, fröhlichen Kronen bringen?“

II.

„Es winkt ein großer grüner Stern,
„Neigend huldigen die andern:
„Mein Herz, du hast das Schicksal gern,
„Mein stolzes Herz, sollst wandern!“
Die Teiche nahmen alle Himmelbrände
In ihre blauen Schalenhände,
Ein Vogel schlug in einem Baum —
Da — hatte am Herzen ich der Erde einen Abgrundtraum!
Ich sah der Sehnsucht taumelndes Gesicht — — —
Ich stand — in mich sank feierliches Licht
Und überwuchs sich, atmend, Schicht um Schicht . .
Ich stand und blühte:
Nacht:
Nacht und Gedicht.



Ernst Stadler



Erwachen.

Süß quoll von Flöten und von Leiern
Geheimer Ruf in trübe Nacht:
Nun lös' ich still aus dunklen Schleiern
Den jungen Leib vom Licht umfacht.

Die alten Gärten duften wieder,
Im Dämmer schläft der alte Saal,
Leis sehnen die erweckten Glieder
Nach Birkenlaub und Frühlingstal.

Die hellen Blumen mir zu Füßen
Erschauern warm im zarten Licht,
Und leise schüttet, mich zu grüßen,
Der Wind mir Blüten ins Gesicht.

Stille Stunde.

Schwer glitt der Kahn. Die Silberweiden hingen
Schauernd zur Flut. Und bebend glitt der Kahn.
Und deine Worte fremd und klanglos fielen
Wie blasse Mandelblüten, leicht und leuchtend,
Zum Fluß, aus dessen schwankem Grunde spiegelnd

Die hellen Wiesen lockten und der Himmel
Und allen Lebens traumhaft Bild, indes
Vom flirrenden Geäst durchsungner Kronen
Der Abend in Rubinenfeuern sprühend
Sich golden in die lauen Wolken schwang.

Und deine Worte sanken mit dem Rauschen
Erglühter Wasser und dem süßen Takt
Tropfender Ruder fremd und schwer zusammen
In eine dunkle Weise, hingeschleift
Vom matten Licht der Dämmerung, die schon feucht
Die Wiesen überrann, ein Kinderlied
Aus Spiel und Traum gefügt, das weich wie Flaum
Blaßroter Wölkchen durch den bebenden Glanz
Der Wasser ging und still im Abend losch.

Sonnwendabend.

Die Sträucher ducken fiebernd sich zusammen
Im Rieseln brauner Schleier und im Schwanken
Nachtbleicher Falter um erglühte Ranken.
Nun schüren wir das falbe Laub zu Flammen

Und feiern wiegend in verlornen Tänzen
Und Liedern, die im lauen Duft verfluten,
Den flüchtigen Rausch der sommerlichen Gluten.
Und Mädchen, weich das Haar genetzt mit Kränzen

Und strahlend bleich im schwebenden Gefunkel,
Streun brennend dunklen Mohn und blasse Nelken.
Und bebend fühlen wir den Abend welken.
Und wilder glühn die Feuer in das Dunkel.

Herbstgang.

Und strahlend unter goldnem Baldachin
Um starre Wipfel funkelnd hingebreitet
Und Kronen tragend gehn wir hin,
Und flüsternd gleitet
Dein süßer Tritt gedämpft im bunten Laub.
Aus wilden schwanken lachenden Girlanden
Rieselt's wie goldner Staub
Und webt sich fließend ein in den Gewanden
Und heftet wie Juwelen schwer
Sich dir ins Haar und jagt vom Licht gehetzt
In grellen Wirbeln vor uns her
Und sinkt aufstiebend in das wirre Meer
Kräuselnder Blätter, die vom Abendduft genetzt
Wie goldgewirkte Teppiche sich spannen . .

Nun lischt im fernsten Feld der letzte Laut.
Vom Feuer leis umglüht ragen die Tannen.
Ein feiner dünner Nebel staut
Und schlingt sich bäumend um zermürbte Reiser,
Und irgendwo zerfällt ein irres Rufen.

Und deiner Schleppe Goldsaum knistert leiser,
Und atmend steigen wir auf steilen Stufen.
Weit wächst das Land, von Schatten feucht umballt.
Drohend aus Nebeln reckt sich Baum an Baum.
Und schwarz umfängt uns schon der große Wald.
Und dunkel trägt uns schon der große Traum.

An die Schönheit.

So sind wir deinen Wundern nachgegangen
Wie Kinder, die vom Sonnenleuchten trunken,
Ein Lächeln um den Mund, voll süßem Bangen

Und ganz im Strudel goldnen Lichts versunken,
Aus dämmergrauen Abendtoren liefen.
Fern ist im Rauch die große Stadt ertrunken,

Kühl schauernd steigt die Nacht aus braunen Tiefen.
Nun legen zitternd sie die heißen Wangen
An feuchte Blätter, die von Dunkel triefen,

Und ihre Hände tasten voll Verlangen
Auf zu dem letzten Sommertagsgefunkel,
Das hinter roten Wäldern hingegangen —

Ihr leises Weinen schwimmt und stirbt im Dunkel.





Johannes Leonhardus



Glücksfahrt.

Der Brodem flirrt, der Magen knurrt,
Durch Straßenstaub die Zehe schlurrt
In Schweiß und hartem Leder.
So ziehen wir in Kumpanei,
In Nöten und in Plackerei,
In Murren und Gezeter.

Sie nannten mir ein Wunderland:
„So spute dich, du blöder Fant!
„Du sollst ins Fett, dich mästen!“
Und ich nicht wußte Ziel noch Ort,
So zog ich baß mit ihnen fort
Zu Süchten und Gebresten.

Da sollt' mir noch ein Reckeln sein,
Da gingen mir die Sorgen ein
Bei Schnarchen und bei Schnalzen!
Und mich charmierte eine Dirn,
Die brächt' ein Lüstlein mir zu Hirn,
Zu Herzen und zu Halsen!

Da kracht' in Knorren wohl die Bank,
Der Tisch in Fasern grob und blank
In Latzung und in Schwaden;
Im Fette spräng' ein welscher Hahn,
Der wetzte mir den längsten Zahn
Am breiten Kieferladen!

Wir grüßten manchen Meilenstein
Und strolchten manche Elle ein,
Der Tag schweigt zu den Nächten!
Mein Haar hängt wirr und struppig her,
Das Knaufschwert poltert hinterher,
Zu fehden und zu fechten.

Das ist ein rechtes Lausepack,
Kennt keinen Trutz und keinen Schnack,
Kein freies Wort noch Wagen!
Das wedelt, keift nach Hundeart
Und krault an Ohren sich und Bart,
Sich durch die Welt zu schlagen!

Des einen sind sie unverwandt:
Sie glauben an ihr Wunderland
Und trauen ihren Pfaden;
Sie dünket's gar nicht mehr so weit:
Zur übernächsten Vollmondzeit
Könnt' sie Fortuna laden!

Drum schlenkert flink die Ferse vor!
Ich bürg' euch, was ich heimlich schwor,
Und werde Rechnung halten;
Und schaut ihr nicht das Wunderland,
Dann sich noch stets ein Eisen fand,
Die Schädel euch zu spalten!

Euch soll nicht langes Winseln mühn,
Dann soll mein Stahl Blutfurchen ziehn
Durch Speck und feiste Schwarten!
Das soll mir reiche Labung sein,
Mein rostig Eisen blank und fein
An Knochen euch zu scharten!

Drum trottet zu im Pendelschritt!
Ich lahme nicht, und halte Tritt,
Weiß Antwort nicht noch Fragen —
Zermalmt mich nicht ein Schwanzgestirn,
Solang! flammt mir die Tat zu Hirn,
Mein Glück frisch zu erjagen — —

Der Brodem flirrt, der Magen knurrt,
Durch Straßenstaub die Zehe schlurrt
In Schweiß und hartem Leder.
So ziehen wir in Kumpanei,
In Nöten und in Plackerei,
In Murren und Gezeter.

Im Frühlicht.

Das Frühlicht glimmt, ich steh' mit weiten Augen
Auf einem Felsgrat, grau und moosverwittert,
Verstarrt und ruhig wie ein wildes Tier,
Das seine Pranken probt und Beute wittert.

Den weiten Horizont hat Rotgold übersponnen,
Noch geht der Hauch der Nacht grundtief und schwer,
Schon stürmt's heran, bald wird der Blitzstrahl leuchten
Der Nacht ins Herz — dann braust der Tag einher . . .

Das Frühlicht glimmt, es schürzen sich die Brauen.
Hei! in die Augen springen Funken ein!
Blutrote Wirbel quirlen mir im Hirne:
So soll's ein Tag der Tat zum Leben sein!

Hoiho! Hoiho! Zu Häupten mir ein Flitzen!
Blendlichter werfen bleich in Schatten sich;
Die Falten klatschen, und die Strähnen zickeln,
Die Glieder blecken auf und überschlagen sich:

Die Frühlichtweiber sind's! Wie buhlt ihr wildes Juchzen!
Rothaarige Gesellen hinterdrein —
Und drum und dran verwegenes Gelichter,
Das schmiegt sich wild in weiße Hüften ein!

Ich haste zu, da fliegt's mir an die Finger;
Wie Kichern klingt's, ein Ruck zerrt mich am Arm;
Ich ramme jach den Speer in Fels und Splitter
Und taumle hin — weitab zerstiebt der Schwarm . . .

Ein Windstoß greift mir in die vollen Locken,
Ein Lichtblitz irrt und zittert schnellend hin;
Der Sonnenball rollt donnernd rund und glutend
Die tiefe weite Himmelskuppel hin . . .

Was hör' ich knistern? Kommt's nicht aus den Felsen
Wie Rieseln? Auf und fort! Es birst der Stein!
Mich lähmt der Schreck, es flimmert mir vor Augen —
Ich sinke flach und schlaff in mich hinein . . .

Es rauscht zu Häupten mir wie fernes Branden,
Die Lider schlag ich auf, da nickt mir's freundlich zu,
Und grüne Zweige ducken sich und wehen —
Im Ohre klingt mir noch ein schauriges Uhu . . .!

Noch nicht gekommen ist mein Tag — —

Es graut ein mürrisch flauer Tag,
Der Wind springt weißen Nebeln nach
Und weiß sie schlau zu fangen.
Das ist ein loses Launenspiel,
Ein Frühreif schon aus Sternen fiel,
Nun kommt der Nord gegangen!
Die Dohle schrumpft im Kellerloch,
St. Kilian hilf! So wird es noch
Ein guter Jahrgang werden!

Hab' keinen schwangern Rebenstock,
Kein Angebind und kein Gelock,
Doch eine brave Kehle!
Drum schau ich zu, wie ich mit Glück,
Mit wenig Trug und viel Geschick
Mich durch den Grautag stehle!
Fortuna ist ein schelmisch Weib,
Und ich han einen jungen Leib,
So läßt sich's fein charmieren!

Am Waldsaum geht ein Lachen hin,
Viel Haselnüsse hängen drin,
Was kann ich dorten schaden?
Füllt Ihr die schwersten Hotten ein
Und bringt ins finstre Faß den Wein,
Die Schinken aus den Schwaden!
Wer weiß, wo mir ein Schatz noch ruft,
Im Hirn pulst mir ein eigen Blut,
Drum haltet mich in Ehren!

Ich hab' mein Lebtag nichts getan
Und pendle zwischen Zwist und Tran,
Bin ein verstörtes Käuzchen!
Die Andern han den großen Sack,
Ich hasse das Kastratenpack
Und schlag' vor ihm ein Kreuzchen!
    Noch nicht gekommen ist mein Tag,
    Da ich den Narren weisen mag,
    Beim Henker! — nicht den krummsten!



Bernd Isemann



An Liliencron.

Soll ich denn sagen, was mich mächtig reißt
An deine Seite, was wie Amselschlag
Aus deinen Zeilen steigt, und mich umgleißt
Wie erstes Leuchten von dem neuen Tag?

Was meiner Sehnsucht hangendes Gewirr
Zerteilt und feuchtet in den Lebensfluten? —
Pegasus bäumt sich unter dem Geschirr —
Du hältst ihn fest — er möchte sich verbluten!

Du läßt der Schönheit, die sich dir enthüllt,
Die rührend-schmucklose Geberde:
Dein eigen Leben hat sie dir erfüllt,
Und lächelnd geht sie durch das Leid der Erde.

So wird ein ernstes Weib im Scherz
Mit dem Geliebten Kind,
Und wirft ihr ganzes glutenschweres Herz
In kecken Worten in den Frühlingswind!

O Fülle aller Liebe, Tag der Freude!
Der Schmerz wird Scherz, mit dem wir lachend spielen,
Mit dem wir wie auf feuergelben Kielen
Ausschäumen in das allgewalt'ge Heute.

Ein Segel riesengroß auf kleinem Nachen,
Das Wasser schaukelnd auf der festen Erde, —
Wo ist ein Leid, das solche Lust verzehrte?!
Sag, lächelt nicht der Tod aus unserm Lachen?!

Sähst du! wie vor dem Fenster in der Birke
Der Frühlingswind sich mit der Sonne paart,
Ein brünstig Zittern stark und zart
Die Blätter hält im glänzenden Gewirke!

Du hast der Haide lebensvolles Schweigen
Durchschritten schweigend, während lebensvoll
Durch deinen Geist der Kunst Geheimnis schwoll, —
Mein Heimatland möcht' ich zum Gruß dir zeigen!

Das Land, durch dessen überreiche Fluren
Der Rhein sich wälzt mit gurgelndem Getöse,
Vor dessen unnahbarer wilder Größe
Wir nächtlich standen, ja, bei dem wir schwuren

In unsrer ersten Liebe, die so weit
Von der Geliebten stand in Sehnsuchtsferne.
Es brachen sich in seinem Lauf die Sterne,
Wir sprachen schauernd von der Ewigkeit.

Komm' mit mir weiter in der Tannen Dunkel!
Der Boden rostig —. Ungebahnte Pfade
Führ' ich dich auf zu einem Ort der Gnade:
Ein Kirchlein, außen grau; doch Goldgefunkel

Im Innern um die knieende Madonne;
Die Hände weiß von Wachs und rot die Wangen,
Die Augen blau, das schwarze Haar in langen
Gewellten Strähnen; und die Morgensonne

Fällt rot und gelb auf hölzerne Gebilde,
Ex votos, Arme, Beine, Kränze, Krücken,
Ein Bild: ein Baum fällt einem auf den Rücken,
Ein Sandsteingrab mit einem Wappenschilde.

Doch weiter, höher! — Wo die Tannen thronen,
Mit grünen Flechten regungslos der Jahre
Urstillen Gang unter der rauhen Rinde
Vermerken. Laue Frühlingswinde
Rühren sie nicht, die bei den Felsen wohnen.
Sie warten, daß ein Donnersturm herfahre,

In Blitzen ihre Arme aufwärts schlage,
Mit ihnen in brandendem Rauschen sich meßte. —
Ein dumpfes Knarren winselt im Geäste, —
O sähst du sie an einem solchen Tage!

Die Menschen? fragst du. Sie vereinen
Der Tanne Schwermut mit der Glut der Buche,
Vergebens, daß ich sie zu deuten suche,
Sie sind und sind nicht, was sie scheinen:

Nicht welsch, nicht deutsch, — die alte Schicksalsnot!
Und doch von deutscher Kraft, und sangesfroh
Wie Südlandvölker, — still, ich lieb' sie so, —
Nicht schmähen! Wartet erst, was es euch bot

Das Elsaß, laßt ihm erst einmal die Ruh!
Ich weiß, wie freudig alle Säfte gähren.
Will Gott, so wird es ganze Völker nähren. —
Ich schweige auch, wir warten beide zu.

Wir hoffen, glauben, und du glaubst mit uns,
Ich weiß es, du, der nie verlernt zu hoffen.
Mögst du erleben, daß die Blüte offen
Einst dir erstrahle, dir durch uns!

Wir werden vielleicht nicht in Stanzen schreiben —
„Hat nichts zur Sache", sagst du, „mag ein jeder
„Bei seiner ihm genehmen Stange bleiben,
„Ein jeder Dichter schreib' mit seiner Feder,
„In seinem Jagdfeld mag ein jeder treiben, —
„Wir haben schon genug Nachtreter und Nachreder!
　　„Dies eine: Willst du deinen Gott erreichen,
　　„Such' ihn auf Erden unter deinesgleichen."





Hermann Wendel



Erste Verse.

Die ersten Verse, die wir gestammelt haben!
— Jünglinge waren wir, halb noch Knaben —
Scheue Lieder an irgend ein blondes hochmütiges Grafenkind,
Brünstige Strophen an Weiber, die auf der Straße verdorben sind,
Verse, süß und weich wie Rosenblüten im Frühlingswind.

Mit jedem Wort schluchzte krampfhaft die Seele mit,
Und jedes Gedicht war ins neue Leben ein neuer Schritt.

Jetzt überschüttet das Glück uns mit tausend Gaben,
Ein lustiger Fidelstrich verscheucht die krächzenden Raben,
Aber Königsträume der Kindheit baumeln als Schächer am Galgengerüst,
Im Armsündereckchen der Seele liegt manche Hoffnung begraben.
Und wir denken mit Wehmut wie an die ersten Lippen, die wir geküßt,
An die ersten Verse, die wir gestammelt haben . . . .

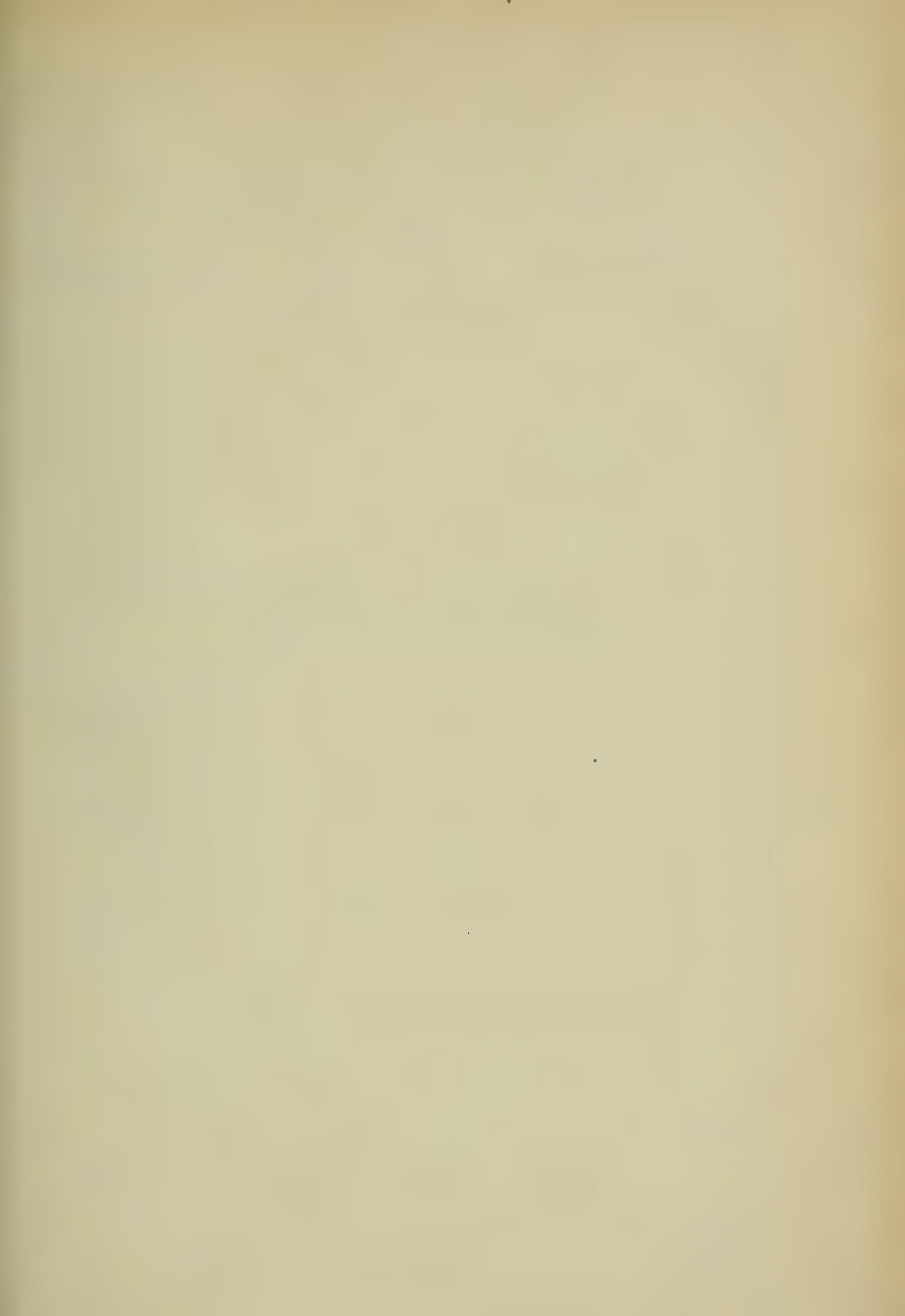
Landfremd.

Das Land, wo nicht die Sehnsucht mit dem Träumerblick
Durch purpurdunkle Nächte schluchzt und weint,
Und wo kein feuchter Nebel, dumpf und schwer und dick,
Sich um die Sonne ballt, die groß und glühend scheint,

Das Land, wo wilder Haß auf echten Haß
Mit wuchtig-harten Schwertesschlägen klirrt,
Und wo kein Ahasver, zerquält und matt und blaß,
Auf seinen ewgen Pilgerbahnen irrt,

Wo Liebe wie ein Blütenregen von den Zweigen tropft —
Dort lebt mein Stamm im Lichte, dort bin ich zu Haus —
Allein ich finde nicht mehr heim. — Mein Herzschlag klopft:
O Heimat fern! — Und sehnend breite ich die Arme aus . . . .

———————





Otto Flake



Die rote Robe.

Gegen acht Uhr am Morgen des ersten Dezember schreckte er aus dumpfem Schlafe auf, für einen Augenblick, und hatte das unnennbare, doch heftige Empfinden, in ihm zittre eine seltsame Erregung.

Erschüttert, wie man nach langem Schluchzen tut, seufzte er auf, dann schloß er die Lider von neuem. Wie von unsichtbarer Gewalt — ein bleierner Druck lag auf ihm, und er sank tief; noch tiefer; in die Schenkel eines Trichters. Und nun war der eine zum Abhang eines Berges geworden, an dessen Fuß er selber lag.

Es war ein vollkommener Kegel, nicht hoch, doch steil.

Als ob eine mathematische Hand von der Spitze nach unten Linien auf diesem Kegel gezogen hätte, wuchs von alten Tannen eine Reihe neben der anderen da hinauf; in jeder stand ein Baum über einem zweiten, dritten Baum — so fort, und die Bäume waren uralt und grau, von kurzen Ästen und dürrem Holz. Kein Laub. Und grau und steinig war auch der Boden.

Ganz oben aber, auf runder Spitze, stand ein viereckiges Gebäude vom tiefen Gelb der alten Klöster. Zwei Reihen gleichmäßiger Fenster waren auf jeder der vier gleich langen Seiten —

Er stand im Innern des Baus und sah, daß die Seiten als letzten Kern einen freien Hof umschlossen, über dem

der graue Himmel lag. Ringsherum lief im Gebäude selbst ein Gang. Von seinen steinernen Platten schien sich der Schall einsamer, seltsamer Schritte abzulösen.

Türen mündeten in gleichmäßigen Abständen auf diesen Gang.

Ein junger Mann in schwarzem Kleide kam von irgendwo aus dem Dunkel einer Ecke; öffnete die eine Tür, trat ein; er selber folgte ihm.

Er war in einem großen hohen Saal, den dunkles Getäfel bis an die Decke bekleidete. Es war ein Hörsaal. Bänke standen da, in denen junge Leute saßen, und sie Alle sahen in die Höhe einer der Ecken.

Dort ganz oben, fast an der Decke, war eine Kanzel, die als Katheder diente. In ihr stand ein hagrer grauer Mann mit langem Bart und las über Astronomie, die Ringe des Saturn und Mondtrabanten. Er hatte die eine Hand ausgestreckt und schleuderte aus ihr in die entfernte gegenüberliegende Ecke talergroße runde Scheibchen aus weißer Kreide. Und siehe, diese begannen unterhalb der Decke zu kreisen, und ihre Linie blieb als weißer Ring.

Der Saal war wie ein quadratischer Behälter: Decke, Boden und drei Wände aus dunklem Holz; doch die vierte Wand war ganz aus Glas bis zum Boden — die, die der Türe gegenüber lag und vom unbeweglich grauen, fahlen Himmel draußen ein unheimlich großes Stück ausschnitt.

Und während Jener so dozierte, liefen nun drei, vier weiße Kreise ihre Bahn, konzentrische Ringe um einen innern Kreis, der in schiefer Ebene zu ihnen stand.

Da tauchte hinter dem gelehrten Mann eine Hand auf. Ganz langsam: mit gewölbten Fingernägeln. Und sie war schön, dämonisch, leicht gekrümmt und gelb getönt. Der

Ärmel, aus dem sie kam, war von dunkelrotem Stoff, der nach unten fiel wie ein weiter Richtertalar.

Langsam schlich sie hinter dem Astronomen immer mehr hervor; dann griff sie nach den Kreidescheibchen, die jener aus seiner Hand entschleudern wollte — die Ringe hörten auf zu kreisen, standen still.

Jetzt stand auch hinter jenem eine Gestalt, ganz in diese rote Robe gehüllt. Ein längliches Gesicht, zwar jung, doch übernächtig, bleich, mit dunkeln, flackernden Augen. Das Haar war bläulich-schwarz, desgleichen auch die Augenbrauen.

Das Gesicht schien unbeweglich tot, und lautlos erstarb alles Leben in dem Saal. Der Astronom blieb mit ausgestrecktem Arme stehn und sah mit weiten, weiten Augen auf die weißen Kreise, die nicht mehr rotierten, als lausche er auf die kalte Hand, die nach seinem Herzen kroch. Die Scholaren auf den Bänken sahen mit zurückgebognem Haupt ihn unbeweglich an — ein Augenblick des starren Schweigens noch, dann zog um den bartlosen Mund Jenes in der roten Robe langsam ein höhnisches, verzerrtes Lächeln.

Er erwachte und fühlte sich eines heimlichen Giftes voll, das süß und schwer war. Es zog ihn, der nachdenklich und doch seltsam gierig den Geist des Bösen um sich zucken fühlte, zu einem dunkeln Neuen. Der Hauch von dem, was kommen würde, hatte ihn getroffen.

Aphorismen.

Je reifer der Mensch wird, ein um so größeres Gewicht legt er auf das Äußerliche. Alle Entwicklung führt zu ihm.

Nur die Übergänge sind noch interessant. Die Moderne ist das Gefühl für Differenzierungen.

Die wirkliche Tragik des Lebens ist zu ernst, um sie auf die Bühne zu bringen.

Nicht die Ehe ist monogamisch, aber die Liebe ist es.

Der Künstler ist ein Aristokrat, mit einem schweren Tropfen demokratischen Öls gesalbt.

Es besteht ein fundamentaler Unterschied zwischen Künstler und Dichter.

Mystik ist die Sentimentalität tiefer Naturen.

Entweder das Leben vergewaltigt uns, oder wir vergewaltigen das Leben. Es ist eine Sache des Temperaments, zu wählen.
Aber das Temperament ist das Irrationale.

Wahlspruch: Sei die Summe aller Möglichkeiten!

Die Bestie im Kulturmenschen, — kommen daher nicht unsre tiefsten Gefühle? Mildere Zeiten sprachen von der N a t u r im Menschen.

Analysieren, nicht raisonieren, die beste Kritik.

Es gibt nichts Unlogischeres im Leben als die Logik.

Zuletzt wird doch alle Kunst mit dem Verstande genossen. Das Gefühl ist nur ein Instinkt, der ankündigende Wille zum erkennenden Verstande.

Die größte Tugend unter Menschen ist der Takt.

Alles verstehn heißt auswählen.

Was ist, hatte einen vernünftigen Grund.

Der härteste Kampf: den Schulmeister in sich töten.

Die Kunst ist die freie Wissenschaft vom Leben.

Die Kunst ist der tragische Verzicht auf das Leben.

Für das Weib ist eines charakteristisch: sein Mangel an Natursinn.

Der Katholizismus ist so groß, daß in ihm die zwei Wege aller Entwicklung möglich sind: der Weg aus dem Kloster ins Leben und der vom Leben ins Kloster.

Deutschland: Wir sind so arm an gestalteter Kultur, weil wir so tief sind. Wir kommen nie zu Ende. Es ist doch wieder ein Mangel an Temperament!

Deutschland ist die Seele der Welt und die Provinz von Europa.



1904.

Hans Arp



Der Wald.

Ich saß träumend hinter Büschen auf sonniger Sommerwiese,
Träumend im Blumenschatten —
Da schreckte mich ein Steinwurf.
Da lief ich weinend in den Wald.
In den Wald! — In den Wald! —
Wo die großen, grünen Bäume rauschen, ewig rauschen,
Wo tief, tief unter der braunen Walderde
Die Waldquellen, Waldbäche, Waldflüsse, Waldströme
Rinnen, springen, fließen, schießen
Hin zu dem großen Meer. —
Du mußt' die roten Blätter fort machen
Und dein golden Ohr an den Boden halten.
Hörst' du sie,
Wie sie lachen, die Erddunkeln,
Und singen, klingen, donnern,
Wie sie lallen, die Kleinen,
Wie die einen röcheln und die andern still ziehn?
Aber alle gehen hin zu dem großen Meer —
Hörst' du sie? —
Im Wald! — Im Wald! —
Wo die großen, grünen Bäume rauschen, ewig rauschen.
Könnt' Ihr nicht stärker rauschen?
Könnt' Ihr nicht stiller sein?
Schlaf ein, schlaf ein, du großer, grüner Wald!
Die hunderttausend Blumen, die sich neigen,
Die hunderttausend Vögel in den Zweigen,
Die hunderttausend Tiere auf dem Boden
Und in dem Boden die Millionen Würmer,
Du tust sie lohnen, Grüner! —

Im Wald! — Im Wald! —
Wo die großen, grünen Bäume rauschen, ewig rauschen,
Die großen, grünen Bäume.
Das goldgrün' Haargelock,
Worin das Sonnenlicht blitzt,
Das hängt voller Träume.
Schüttel dich, Grüner, schüttel dich!
      So —
Schon fallen Träume —
Wie — schwerer — roter — Wein —
Auf — mich.

Maria.

Ein grüner Stern stand am Himmel in jener Nacht.
Die andern sprachen vom Weitergehn.
Ich konnte die andern nicht verstehn.
Ich hab' nur jenen Stern gesehn.
Ich ließ sie wandern.
Ich weiß noch, wie der Führer sprach,
So höhnisch und bitter:
„Laßt jenen nur in Sterne schauen.
„Wir wollen unsre Hände regen
„Und weiter an dem Werke Christi bauen.
„Wir wollen weiter wandern,
„Wir andern! Wir Kreuzesritter!“
Ein Vogel schlug in einem Baum.
Ich schaut' ihnen nach . . . . .
— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —
Stern!
Maria — Maria — Maria!
Wo bist du!?





Désiré Müntzer



Das ist der Regen.

Das ist der Regen, der an die Scheiben tropft,
Das ist das Herz, das in wilden Schlägen klopft;
Das ist der Wind, der in die Bäume fährt,
Das ist die kalte Nacht, die mich begehrt;
Das ist die Lust, die ihre Hände ballt,
Das ist die Welt, die nach mir Armem krallt;
Das ist der Tanz, der mich herunterreißt,
Das ist kein Gott, der meine Ziele weist;
Das ist ein Scheinbild nur, das um mich wacht,
Das ist mein Glück, das durch die Scheiben lacht;
Das ist mein Menschentum, ein Abriß nur,
Das ist mein Ich, ein Stück von der Natur.

Abends.

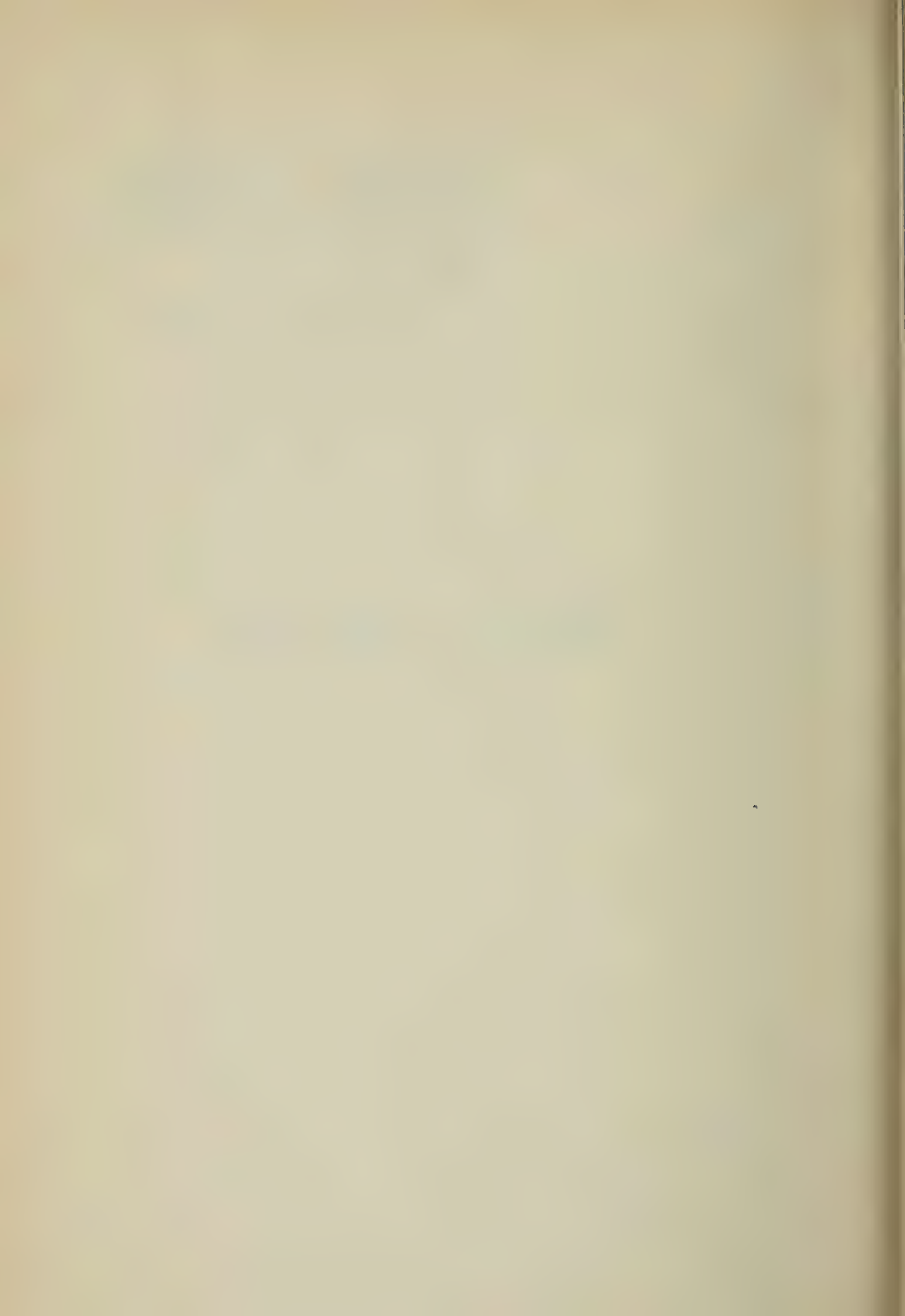
Die Sonne zuckt in letzter Todesqual,
Die weißen Strahlen fallen in die Ritzen
Des Burggesteins — ein gelblich fahler Strahl,
Und durch die Bäume noch ein Abschiedsblitzen.
Ein Vogel singt sein müdes Schlummerlied,
Ein leiser Wind wiegt Bäume ein und Blüten;
Herüber geht ein Schrei noch aus dem Ried,
Dann webt sich alles ein in Abendfrieden.

Im Wasser liegt der goldig-rote Schein,
Und überm Wasser hängt ein starres Träumen,
Das Wasser ladet freundlich zu sich ein,
Die Gräser zittern, die es rings umsäumen,
In meinem Herzen klingt der Sang der Welt,
Erklingen all' die frohen Lieder wieder,
Ein Sehnsuchtstraum steigt auf, ein andrer fällt;
Die Sonne sinkt ins Land der Träume nieder.





Maria Kuntz



Altes Hausgerät.

Warum ich altes Hausgerät so liebe?
Nicht sind's die fremden Linien, nicht die Kanten,
Die seltsam eigen mir ins Auge fallen,
Wenn meine Blicke sinnend drüber wallen!
Nein, was die Seele still gefangen hält,
Ist all' das zarte, heimlich stille Leben,
Das sie durchzittert, eine scheue Welt,
Die dann nur in dem alten Hausgerät erwacht,
Wenn aus dem dunkelnden, dem trauten Zimmer
Sich leis entfernt der lichte Tagesschimmer!

Vor jener Truhe, die so treu und schlicht
Zu mir herüber blickt, regt sich's dann leise,
Ich seh' im Geist ein mütterlich Gesicht
Sich voller Sehnsucht, suchend, drüber neigen.
Die alten Augen, die so viel geweint,
Sie schauen lang auf einen blassen Brief,
Der, ach, wie lang schon in der Truhe schlief!
Vom Kind vielleicht, das einst hinausgezogen,
Und das des Lebens heiße, trübe Wogen
Hinunterzogen auf den grausen Grund.
Nun rinnen Tränen, sieh! auch eine rollt
Still in die Truh'! — So köstlich strahlt kein Gold,
Wie dieser Träne wundersamer Schein,
Die alte Truhe birgt den Edelstein.
Dies Bild stand gestern vor der Seele mir,
Heut ist's ein Bild von sonnenhellem Licht,
Heut ist's ein rosig Mädchenangesicht,

Das liebeleuchtend zu der Truh' sich neigt,
Um stolz und froh, im Herzen wonnig Beben,
Den lichten Hochzeitsschmuck empor zu heben:
Den weichen Rock, das knappe schmucke Mieder,
Die seidne Schürze und die Silberspangen —
Es färben tiefer sich der Jungfrau Wangen,
Wie Lenzesblühen liegt's auf ihren Zügen,
Und leise haucht der sonst so scheue Mund
Des Liebsten Namen! — In der Truhe Grund
Schläft dieser Ton gleich einer holden Sage. —
So folgt ein Bild dem andern wechselnd nach,
Ein stiller Zauber waltet im Gemach,
Und weht so traulich um die alten Sachen,
Die scheu in unsrer Zeit, der fremden, rauhen,
Mit stillen großen Augen rückwärts schauen:
Auf all' die Menschen, die vorbeigeschritten,
Und deren Hände über sie geglitten,
Auf all' die Tränen, die sie weinen sah'n,
Auf all' das Glück, das wie ein Sonnenschimmer
Leis, leis getreten in das traute Zimmer
Und still gegangen in dem Lauf der Zeit.
Sie sehn dies alles und . . . sie stehen stumm,
Den Menschen gleich, die auch in späten Tagen
Abseits und still am Markt des Lebens stehn,
Kaum noch gekannt und oft auch übersehn,
Und die doch reiches Leben in sich tragen
Und eine Welt, die ihnen ganz gehört,
Die niemals einsam sind, nur ungestört,
Ob hell ihr Leben, ob es kalt und trübe . . .
Das ist's, warum ich alt Gerät so liebe!





Marie Jerschke



Am Kruzifix.

Alles ruht getaucht in Sonne
Tief in müder Sommerglut,
An dem Kreuzweg die Madonne
Träumt von Christi heil'gem Blut.
Kreuzeschlagend unter Grüßen
Zieht vorbei die Sonntagsschar,
Fromm kniet zu Marias Füßen
Ernst ein junges Menschenpaar.
Und das Mädchen neigt das weiche
Kinderreine Angesicht:
„Mutter Gottes, gnadenreiche,
Hilf uns, daß das Herz nicht bricht."
Sonnenkringel, goldne Kreise
Zittern heiß von Blick zu Blick,
Und Madonna lächelt leise:
„Junge Augen hat das Glück;
Daß sie keine Träne trübe,
Sei mein heiliger Beruf:
Lieb' ist Gott und Gott ist Liebe,
Seit der Herr die Welt erschuf."

Ein Sang in Moll.

Tief herbstlich draußen die Natur,
Die Blätter fallen von den Bäumen,
Grell pfeift zu ihren Winterträumen
Der Sturm ein Schlummerlied in Dur;
Durch unser Herz zieht weich und voll
　Ein Sang in Moll.

Uns kümmert nicht das gelbe Laub,
Nicht Blätterfall noch Sturmestosen,
Uns blühen auch im Herbst die Rosen,
Die Liebe fällt ihm nicht zum Raub, —
Durch unser Herz zieht weich und voll
　Ein Sang in Moll.

———— —





Gustel Bretzing



Und ach! an allen Wegen...

In diesen Juninächten,
Da Feuer vom Himmel fließt,
Und wild an allen Wegen
Rotflammender Mohn aufsprießt...

Aus wettergrollendem Grunde
Ein Nachtigallensang —
Gespenstische Wolken jagen
Den schwarzen Himmel entlang —

Und ach! an allen Wegen
Flammt wilder Mohn so rot...
In diesen Juninächten
Ist meine Seel' in Not.

Die Nachtigall sang...

Und die Nacht war so lang —
Und die Nachtigall sang
Das Lied der unendlichen Sehnsucht...

Halb waren die Klänge
In Duft gehüllt —
Halb waren die Hänge
Vom Klang erfüllt —

Und ich sah stumm in das weiße Wogen —
— Da kam von ferne der Wind geflogen.
Er küßte die Blüten mit heißem Mund —
Die Blüten rieselten blaß zum Grund . . .

Und im Herzen verklang,
Was die Nachtigall sang —:
Das Lied der unendlichen Sehnsucht.





Marguerite Wolf



Mädchen, was ist?

Hab' vor der Brust einen heimlichen Strauß
Schelmischer Rosen blühen,
Lacht mich die eigene Jugend aus:
Mädchen, was ist?
Ei, wie die Wangen dir glühen!
Rosen zu solch' seltsamer Stunde,
Rosen im Herzen und Rosen am Munde,
Den noch keiner geküßt!

Hat auch kein Glück noch im Kuß mich durchglüht,
Liegt auch noch keines in Scherben!
Aber die Jugend singt mir ein Lied,
Süß durch der Nacht
Blühende Pracht
Zärtliche Klänge werben:
Mädchen, was ist?
Willst ungeküßt
Doch nicht sterben!

Vom süßen Duft der Linde ...

So feucht der heiße Sommertag,
So feucht die heißen Winde,
So voll mein Garten und mein Hag
Vom süßen Duft der Linde ...

So grau die Luft, so tief verhängt
Der Wald vom letzten Regen,
So enge Duft an Duft gedrängt
Auf all' den nassen Wegen.

Aufzittern unterm schwülen Hauch
Die Bäume, blauverhangen,
Und heimlich der Jasminenstrauch
Streift lockend meine Wangen.

Der Reife banger, süßer Schmerz
Zuckt auf im glühen Winde —
So schwer mein heißes, junges Herz
Vom süßen Duft der Linde . . .

Nachklang.

O Welt im zarten Schleier
Lautloser Morgenfeier —
Ganz fern am Saum des Himmelsraums
Ein ahnendes Vergolden:
So schau' ich dich im holden
Verweh'nden Nachklang eines Traums.

Ist's, daß mir noch im Blicke
Von traumgenoßnem Glücke
Ein weltvergoldend Leuchten blieb?
Ich fühl' noch tief das Beben,
Als mir des Traumes Leben
Ein Wort in meine Seele schrieb.

Ein Wort voll Seligkeiten,
Das durch die Dunkelheiten
Geglänzt wie Morgentau im Mai —
Jetzt in des Lichtes Klingen
Aufflattert's mit den Schwingen,
Wie eine Taube zart und scheu.

Ich laß mein suchend Sinnen,
Sonst könnte es zerrinnen,
Bevor es mir noch Segen sprach;
Trag's lieber ungelesen,
Beglückt im tiefsten Wesen,
Wie eine Blume in den Tag!

Taunacht.

Du ruhelose schwarze Nacht,
Ich hör' dein zehrendes Beginnen,
Ich höre die weiße Winterpracht
In trüben Fluten niederrinnen.

Ich höre, wie von jedem Zweig
Der helle Schleier niedergleitet,
Den heut der Tag so blütenweich,
So licht und leise draufgebreitet.

Wie hat geduldig das Gefild
Dem weißen Schnee sich still ergeben,
Der alles sanft gefangen hielt,
Das Dunkel und das laute Leben,

In dessen Reinheit jedes Dach
Den erdendunkeln First gerettet,
In dessen Frieden sich gemach
Auch meine Seele stumm gebettet.

Nun kommst du, ruhelose Nacht,
Und weckst die Welt aus ihren Träumen,
Und hast nicht Ruh, die lichte Pracht
Mit heißen Händen fortzuräumen;

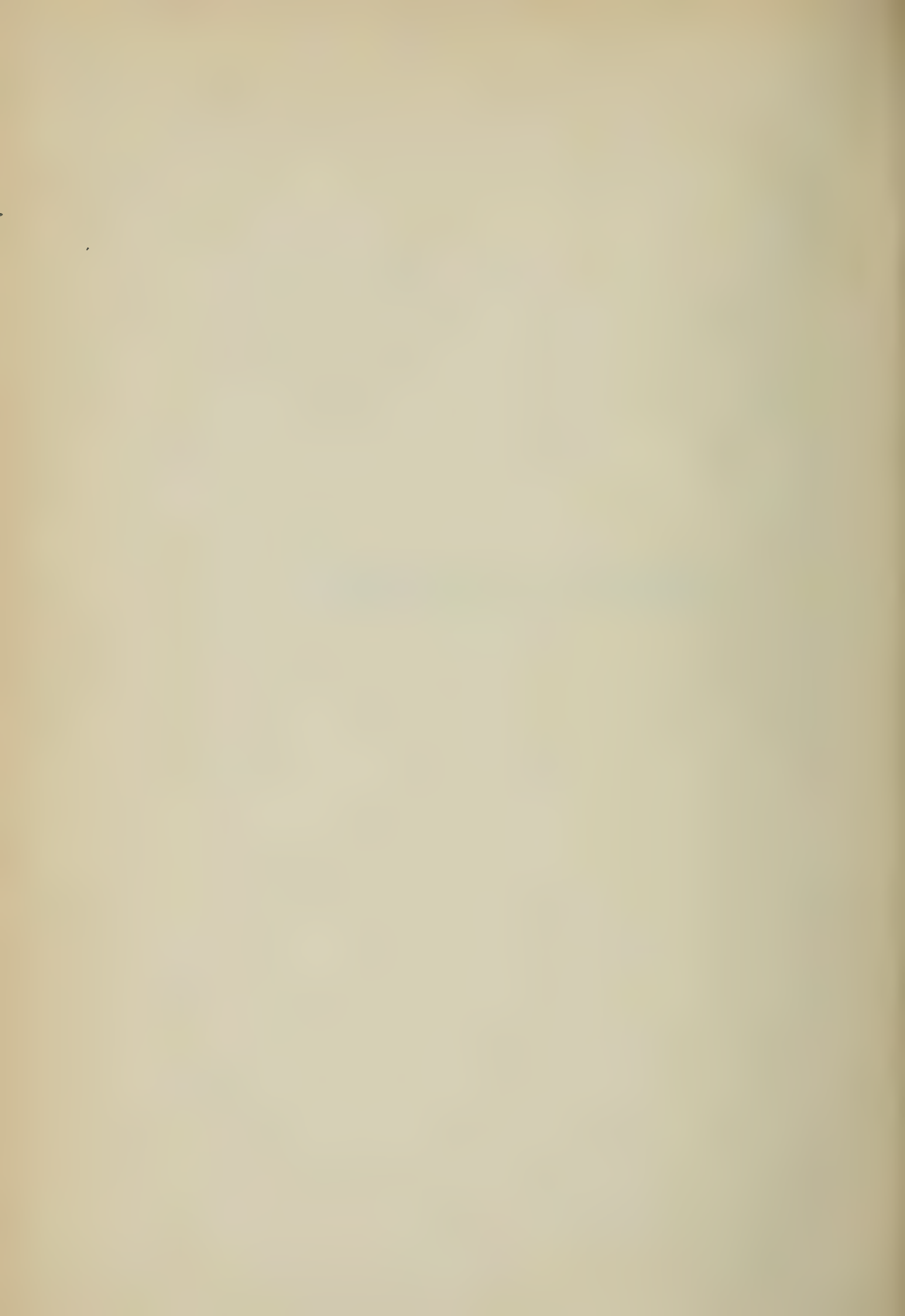
Nicht Frieden, bis hinweg der Schnee,
Hinweggerafft die seidnen Decken,
Bis wieder sich in bangem Weh
Empor die finstern Bäume recken!

O, weh dem Traum, der so verrauscht,
Gleich wie ein Nichts vor dunkeln Mächten,
O wehe, wer euch schlaflos lauscht,
Euch schwarzen, ruhelosen Nächten!





Bibliographie



Theodor Renaud

geb. 1844 in Erlangen; seit 1872 im Elsaß.

Lyrik: Baßledang 1877 Schultz & Comp., Straßburg; Auslese 1900 Heitz & Mündel, Straßburg; Legenden 1905 Friedrich Bull, Straßburg.

Alberta von Puttkamer

geb. 1849 in Gr. Glogau; 1879—1901 im Elsaß.

Lyrik: Dichtungen 1884 Schloemp, Leipzig; Akkorde und Gesänge 1889 Heitz & Mündel, Straßburg; Offenbarungen 1894 Cotta, Stuttgart; Aus Vergangenheiten 1899 Schlesier & Schweikhardt, Straßburg; Jenseits des Lärms 1904 Schuster & Loeffler, Berlin.

Drama: Kaiser Otto III. 1882 Carl Flemming, Glogau.

Fritz Lienhard

geb. 1865 in Rothbach im Unterelsaß.

Lyrik: Lieder eines Elsässers 1895 Berlin, 1897 Zweitauflage Schlesier & Schweikhardt, Straßburg; Nordlandslieder 1899 Schlesier & Schweikhardt, Straßburg; Gesammelte Gedichte 1901 Georg Heinrich Meyer, Berlin.

Epik: Die Schildbürger 1900 Georg Heinrich Meyer, Berlin.

Drama: Till Eulenspiegel 1897, Gottfried von Straßburg 1897, Odilia 1898 Schlesier & Schweikhardt, Straßburg; König Arthur 1900, Münchhausen 1900, Der

Fremde 1900 Georg Heinrich Meyer, Berlin; Heinrich von Ofterdingen 1903, Die heilige Elisabeth 1904 Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.

Prosa: Wasgaufahrten 1895 Berlin, 1897 Zweitauflage Schlesier & Schweikhardt, Straßburg; Helden 1900, Neue Ideale 1900 Georg Heinrich Meyer, Berlin; Thüringer Tagebuch 1903 Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.

Gesammelte Werke: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.

Hermann Stegemann

geb. 1870 in Coblenz; 1872—1889 im Elsaß.

Drama: Herzog Bernhard 1894 Schwabe, Basel.

Novelle: Mein Elsaß 1890, Erntenovellen 1894 Schwabe, Basel.

Roman: Dorfdämmerung 1891 Schroeter, Zürich; Stille Wasser 1899, Der Gebieter 1903 Cotta, Stuttgart; Söhne des Reichslands 1904 Union, Stuttgart.

Christian Schmitt

geb. 1865 in Geudertheim im Unterelsaß.

Lyrik: Alsalieder 1891 Fuchs, Zabern, 1899 Zweitauflage Ludolf Beust, Straßburg; In Sturm und Sonnenschein 1893 Oskar Ehrhardt, Marburg a. L.; Neue Gedichte 1901 Ludolf Beust, Straßburg.

Emil Erbrich

geb. 1846 in Straduna; seit 1874 in Lothringen.

Lyrik: Lieder aus dem Metzer Lande 1893 Paul Even, Metz; Metzer Bilder und Lieder 1899 Scriba, Metz.

Epik: Chan Heurlin in Vorbereitung.

Wilhelm Schmidt

geb. 1854 in Brädikow; seit 1878 im Elsaß.

Lyrik: In Sturm und Sonnenschein 1893 Oscar Ehrhardt, Marburg a. L.

Julius Greber

geb. 1868 in Aachen; seit 1872 im Elsaß.

Drama: Lucie 1899, Zweitauflage 1901, D' Jumpfer Princesse 1899, Zweitauflage 1900, Lisbeth 1900, D' Heimet 1901, s' sechscht Gebott 1904 Schlesier & Schweikhardt, Straßburg.

Gustav Stoskopf

geb. 1869 in Brumath im Unterelsaß.

Lyrik: Luschtigs üs'm Elsaß 1897, Neuauflagen 1897 f., G' schpaß un Ernscht 1898 Schlesier & Schweikhardt, Straßburg.

Drama: D' Heimet 1901, D'r Prophet 1902 Schlesier & Schweikhardt, Straßburg.

Comödie: D'r Herr Maire 1898, Neuauflagen 1899 f., D'r Candidat 1899, Zweitauflage 1900 Schlesier & Schweikhardt, Straßburg; E Demonstration 1904 Verlag Elsässisches Theater, Straßburg.

Ferdinand Bastian

geb. 1868 in Straßburg.

Lyrik: Breesle un Brocke 1904 C. A. Vomhoff, Straßburg.

Drama: D'r Millionegartner 1900, D'r Dorfschmidt 1901, D'r Hans im Schnokeloch 1903 C. A. Vomhoff, Straßburg.

Albert u. Adolf Matthis

geb. 1874 im Weilertal im Unterelsaß.

Lyrik: Ziwwelbaamholz 1900, Maiatzle 1903 Fischbach, Straßburg.

Hermann Picard

geb. 1860 in Randegg, seit Mitte Achtzig im Elsaß.

Lyrik: Sammlung in Vorbereitung.

Hans Karl Abel

geb. 1876 im Bärental im Unterelsaß.

Lyrik: In Halm und Feder 1904 Ludolf Beust, Straßburg; Tännchel 1904, Selbstverlag.

Drama: D' Waldmüehl 1901, Im Herbschtnawel 1901, Unseri schoene Rawe 1902 Ludolf Beust, Straßburg.

Josef Bretzl

geb. 1845 in Regen, gest. 1903 in Straßburg, seit Anfang Siebzig im Elsaß.

Lyrik: Gedichte 1903 Ludolf Beust, Straßburg.

René Schickele

geb. 1883 in Oberehnheim im Unterelsaß.

Lyrik: Sommernächte 1902 Ludolf Beust, Straßburg; Pan 1902 Josef Singer, Straßburg.

Ernst Stadler

geb. 1883 in Colmar.

Lyrik: Praeludien 1905 Josef Singer, Straßburg.

Johannes Leonhardus

geb. 1881 in St. Avold in Lothringen.

Lyrik: Dieweil es Lebens gilt 1905 Die Barke, Berlin.

Bernd Isemann

geb. 1881 in Schiltigheim im Unterelsaß.

Lyrik: Moderne Elegien 1903 Stürmerverlag, Straßburg.

Hermann Wendel

geb. 1881 in Metz.

Lyrik: Rosen ums Schwert 1903 Lyrikverlag, Berlin.

Otto Flake

geb. 1880 in Metz.

Novelle: Keine Veröffentlichungen in Buchform.

Hans Arp

geb. 1886 in Straßburg.

Lyrik: Logbuch 1905 Die Barke, Berlin, in Vorbereitung.

Désiré Müntzer

geb. 1888 in Bergbieten im Unterelsaß.

Lyrik: Varianten 1904 Pierson, Dresden; Lebensmai 1904 Josef Singer, Straßburg.

Maria Kuntz

geb. 1866 in Illzach im Oberelsaß.

Lyrik: Am Wege gepflückt 1900 Boltze, Gebweiler.

Marie Jerschke

Lyrik: Ein Buch ohne Titel 1904 Ludolf Beust, Straßburg.

Gustel Bretzing

geb. 1879 in Ensisheim im Oberelsaß.

Lyrik: Lieder und Skizzen 1905 Schlesier & Schweikhardt, Straßburg.

Marguerite Wolf

geb. 1879 in Hatten im Unterelsaß.

Lyrik: Frühlenz 1904 Straßburger Druckerei und Verlagsanstalt, Straßburg.





Namenregister

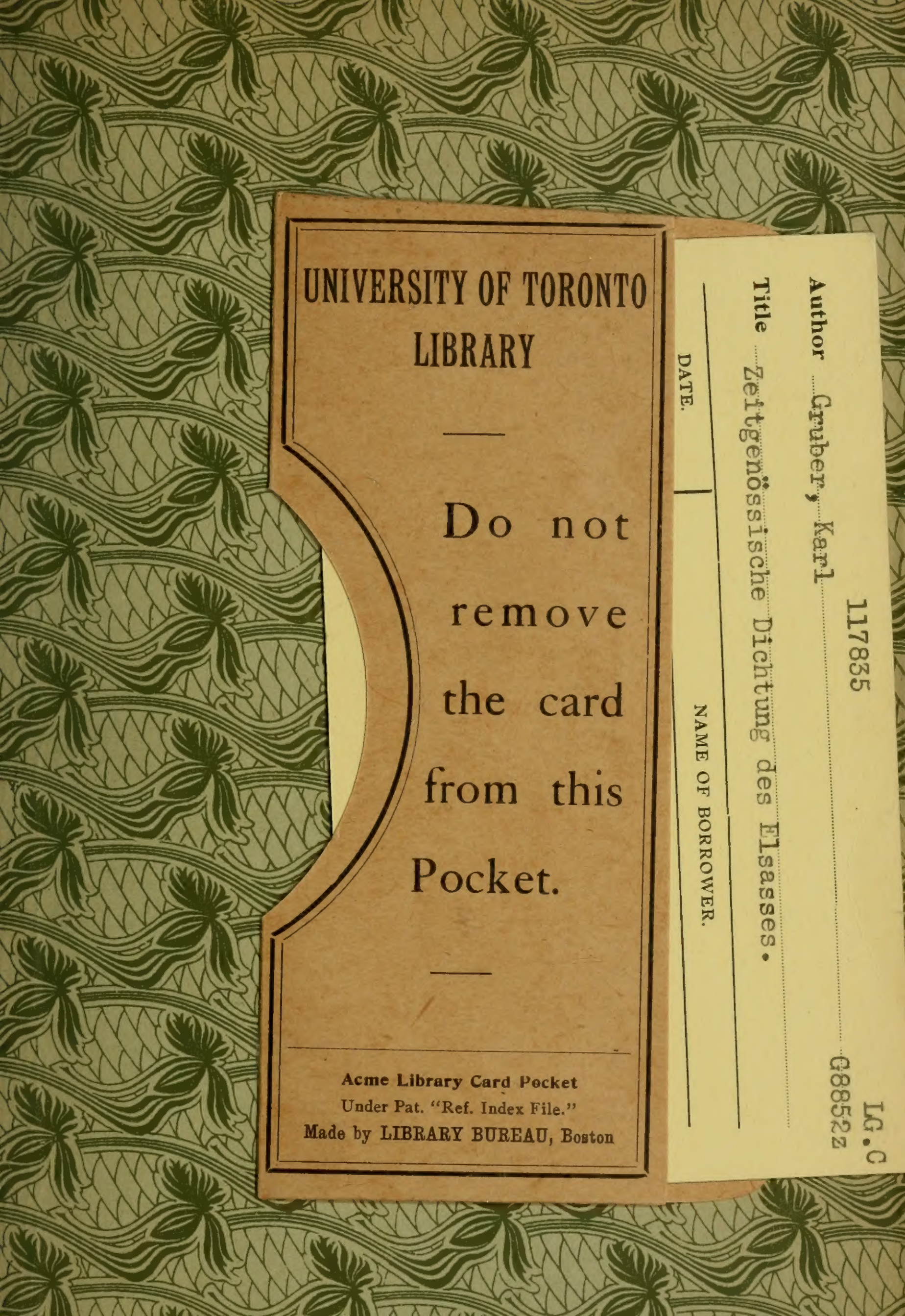


M. DuMont-Schauberg, Straßburg.








UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY
Do not
remove
the card
from this
Pocket.
Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File."
Made by LIBRARY BUREAU, Boston
LG.C
G8852z
117835
Author Gruber, Karl
Title Zeitgenössische Dichtung des Elsasses.
DATE.
NAME OF BORROWER.

